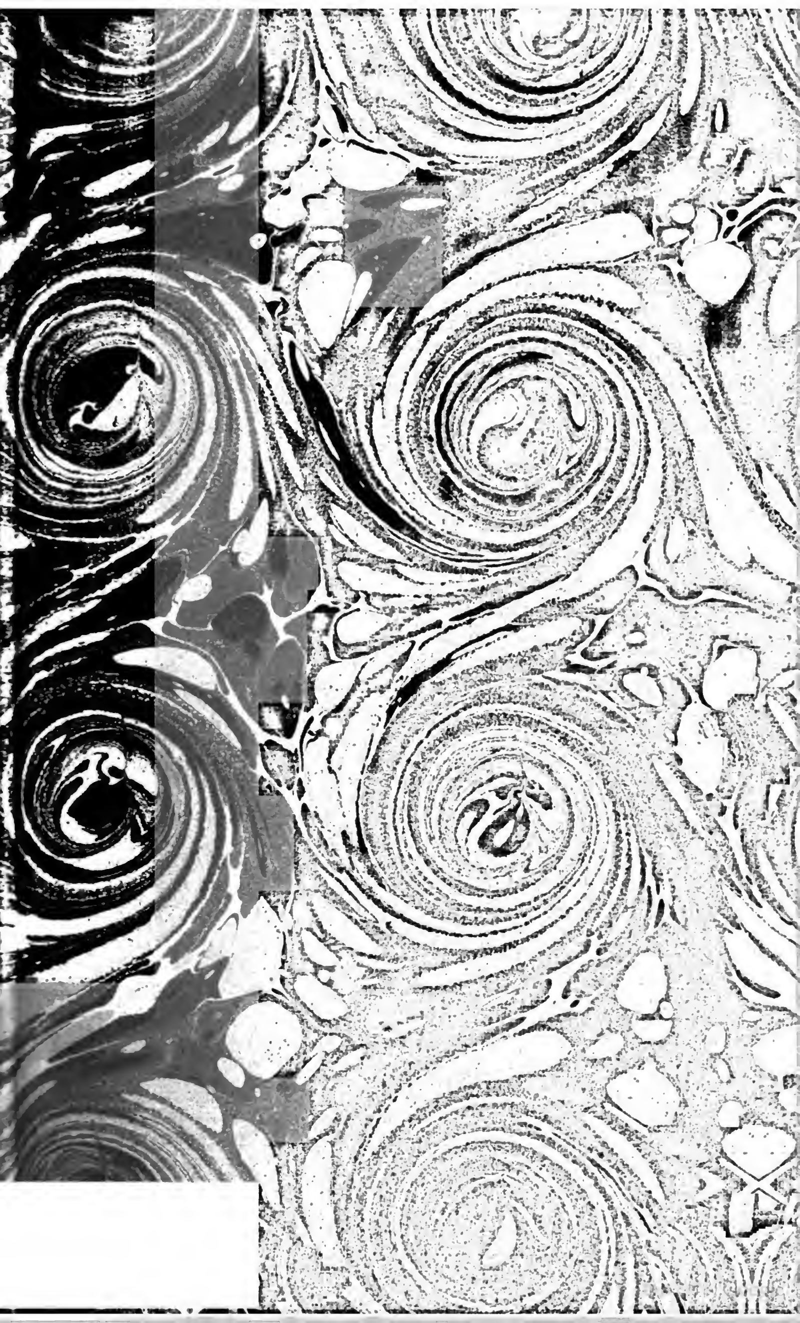



NE TENTES AUT PERFICE
George Faudel Phillips.




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

Des

# Schweizerlands Geschichte

für das

# Schweizervolk.

Von

Heinrich Zschokke.

Zweite verbesserte Original-Auflage.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Aarau 1824.
Heinrich Remigius Sauerländer.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 SEP. 1948
OF OXFORD

## Verfügung des Departements des Innern:

### Des Ministerium des Innern.

**Ertheilung von Privilegien gegen den Nachdruck.**

---

Seine Königliche Majestät haben vermöge höchster Entschließung vom 4 d. M. dem Buchhändler Sauerländer in Aarau ein Privilegium gegen den Nachdruck der in seinem Verlage erscheinenden zweiten Ausgabe der Schweizerlands-Geschichte von Heinrich Zschokke, auf die Dauer von sechs Jahren zu ertheilen geruht; welches unter Hinweisung auf die Königliche Verordnung vom 25 Februar 1815, Privilegien gegen den Bücher-Nachdruck betreffend, hiemit öffentlich bekannt gemacht wird.

Stuttgart den 8 April 1824.

Schmidlin.

---

## Verbesserungen.

---

S. 11 Z. 6 von oben statt hundert und dreizehntausend, — soll heißen hundert und zehntausend.

S. 107 Z. 13 von oben statt Ihrer sechszehn, — soll heißen Ihrer Anfangs sechszehn u. s. w.

S. 190 Z. 12 von oben statt umringt von seinen Bajonetten, — soll heißen von seinen Schaaren.

---

## 1.

# Wie es im Anfang gewesen.

Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter ist viel gesungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage sie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen sich entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jüngen. Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen.

Wo der Rhonestrom, welcher aus den Eisbergen des Wallis quillt, nach weitem Lauf endlich in das mittelländische Meer stürzt, erhebt sich eine Reihe niedriger Berge. Wie sich dieselben aber weiter gegen Sonnenaufgang erstrecken, steigen sie höher mit den Gipfeln in die Luft, und an Italien immer höher vorüber, ihre Felsenscheitel verhüllt von Nebeln und ewigem Schnee. Dreihundert Wegstunden lang dehnen sie sich hin gen Aufgang, bis ins Ungarland. Dort senkt sich das Gebirg allmälig wieder und wird zu Hügeln. Das ist das Gebirg der **Alpen**. Und **Helvetia** ist das Land genannt worden, welches im Schoose der Alpen da gelegen ist, wo sie die beschneiten Kämme, Hörner, Firsten und Zinken am höchsten aufrichten, weit über die Länder der Menschen und über die Wolken des Himmels hinaus.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletschern entquellen, breitet sich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kalkbergen des Jura. Diese krümmen sich in Gestalt eines un-

geheuern Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodensee. Und von Schafhausen bis Basel steht der Rheinstrom vor dem Jura, wie der Graben vor dem Wall. Also hat Gott unser Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewässern umgürtet, wie eine große Veste. Doch die Veste ist nur stark, so lange es dahinter der Mensch bleibt.

Dies Alles ist in Zeiten, von denen kein Mensch weiß, ein Weltmeer gewesen. Die Wogen der Wasser sind anderthalbtausend Klafter hoch über Feldern und Wiesen gestanden, die wir heut bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einsame Inseln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth gesehen. Pflanzen und Muschelthiere des alten Wassergrundes liegen nun versteinert im felsgewordenen Schlamm. Siehe, aus unterirdischen Höhlen ist verkündet, und vom Finger Gottes steht in den Lagern des Gebirgs geschrieben: Ehe der Mensch kam, ist schon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewässer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Moose, Gräser, Gesträuche und Wälder hervorgesprossen waren, sind Jahrhunderte verflossen, bevor die Stimme eines Menschen durch die Stille dieser Wildniß scholl. Es weiß Niemand, wer zuerst mit seiner Heerde längs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die frühesten Geschlechter mögen sich im offenen und zahmern Thalboden angesiedelt haben; weit später stiegen sie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten sie verschlossene Einöden am Fuße der höchsten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt lagen sogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, sind sie zuerst von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daselbst bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnsitzen vertrieben. Viele Leute, erschrocken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Rasennen am Meere, wo in unsern Tagen

die Städte Florenz und Genua blühen. Sie retteten sich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schluchten und Wildnisse der Hochalpen. Daselbst bauten sie sich in einsamen Thälern zwischen Waldungen und himmelhohen Bergen an, sicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus sind si. Rhätier genannt worden. Darum ist das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unsern Tagen Rhätien geheißen, die starke Heimath der freien Bündner.

## 2.

## Die ersten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind.

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwischen den Alpen und dem Jura, dem lemanischen und windischen See (Bodensee) vermehrte sich langsam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwischen Wäldern, Felsen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. So viel Thalschaften, so viel unabhängige Gemeinsamen. Ihre streitbare Jugend zog durch finstere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit Ungeheuern in den Bergen, oder streifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zusammen in einem Gau. Vor allen ward zuerst am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab sich, daß durch die Wälder Deutschlands erschreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttausend streitbare Männer waren es, die da hießen Kymern, das ist, Bundesgenossen aus allerlei Volk. Viele

derselben, sagt man, sind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erstarrt. Es wird geredet, daß sie vom Hunger ausgetrieben worden wären, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut Frankreich genannt. Da trieben sie unermeßlichen Raub ein.

Als solches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward sie gelustig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und stieß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrien um Hilfe bis Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemanischen See. Deß erschracken die Tigurer, welche bei den Kymern waren; denn sie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Stracks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Diviko genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwert. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Diviko zween Baumstämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wiederum den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und verwüstete mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geschlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meisten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben

davon trug, rettete sich mit Diviko in die Sicherheit des helvetischen Gebirgs.

Also mögen von den Männern, die vorzeiten durch Wasserfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben gewesen waren, nach Helvetien gekommen sein. Noch singt von ihnen in den Bergen das Westfriesenlied. Am Ufer des Waldstättersees, zu den Füßen des Haken und Mythenberges, setzten sie sich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden sie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suiter und Swen soll Schwyz gestiftet worden sein. Noch hörst du in jenen Thälern Namen der Geschlechter, die auch im Schwedenlande blühn.

Von da haben sich die Menschen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig, und jenseits desselben durchs Hasli im Weißland am Fuß der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Obersibnen, Sanen, Afflentsch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewissen Sagen.

## 3.

## Alles Land wird römisch.

(Fünfzig Jahre vor Christi Geburt.)

Noch lange nach Diviko's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man im Galenland gesehen hatte. Dort sei ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde. Das machte im rauhen Helvetien das Volk lüstern, und nicht minder, was es von Reisenden oder Nachbarn jenseits des Rheins bestätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angesehener Mann, Namens Hordrich. Zehntausend leibeigene Knechte und Mägde bauten seine Felder und weideten seine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürsten Umgang. Dieser trachtete größern Dingen nach. Erst redete er mit den Vorstehern in seinem Gau, dann mit den Uebrigen, zuletzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man sich auf rauhem Felsenboden quäle, der kaum Vieh und Menschen nähren möge? Man müsse aufbrechen ins Galenland; da sei noch für ein tapferes Volk viel fruchtbares Gefilde feil und offen. Von dieser Rede wurden die Gemüther erhitzt, und Jeder dachte bald ans Auswandern. Die versammelten Gemeinden beschlossen einmüthig, sich zu einem großen Zuge vorzubereiten. Drei Jahre lang sollte man die Aecker bauen und zur langen Reise Vorrath ärnten, inzwischen aber Bundesgenossen und Helfer werben, und thun, was sonst zur Sicherheit des Wagstücks nöthig sei.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen seiner Anschläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war sehr geschäftig; reisete hin und her in die Gauen und über den Rhein zu den angrenzenden Völkerschaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für sein Volk; that viele Verheißungen, sprach groß und mehr als er vielleicht sollte. Auch gab er seine Tochter einem Fürsten der Nachbarn zum Weibe; also daß es schien, er sei selbst schon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande besorgt, und sie fingen an zu argwöhnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er solle seinen Anklägern Rede stehen. Deß weigerte er sich, und wollte Leute bewaffnen zu seinem Schutz. Da brachen

die Gemeinden gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren sah, gab er sich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüstjahre verflossen waren, erhob sich das Volk in den vier Gauen und schickte sich zur Auswanderung an. Die streitbaren Männer zogen aus. Der alte Diviko ward ihr Heerführer, welcher vor fünfzig Jahren die Römer am Leman aufs Haupt geschlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Kostbarkeiten. Alle ihre Wohnstätten verbrannten sie hinter sich, zwölf Städte und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüste. Und vom Bodensee her kamen viele Tausend Bundesgenossen; auch vom Rhein her, wo heut das Frickthal und Baselgebiet, kamen die Nauracher. Alle wollten sie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabsehbare Zug kriegerischer Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert- und sechszigtausend Menschen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Völkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derselben Zeit, ungefähr sechszig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi, stand Rom aber als die großmächtigste Stadt der ganzen Welt. Das war sie durch Freiheit, Heldengeist und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waffen und Gesetze herrschten über Italien, und vom Galenland bis Judäa. Und der größeste von ihren Feldherren, Julius Cäsar, war zum Schutz der Allobrogen in Genf.

Als derselbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß sie zu Genf über den Rhonefluß gehen wollten, führte er stracks von der Stadt am Strom entlang eine Mauer auf, neuntausend Schritte lang, sechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte den Durchzug der Wanderer. Diese aber wandten sich darauf gegen die Schlucht des Juragebirgs, durch welche die Wasser der Rhone ins Galenland hinausstürzen. Sie zogen an senkrechter Felswand, auf

schmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brausende Strom.

Kaum standen sie jenseits des Gebirgs in den galischen Ebenen, siehe, war auch Cäsar dort. Er schlug in ihrem Nachzug die Tigurer. Der graue Diviko trat zu Cäsar und sprach: „Was habe ich mit Dir zu schaffen und mit Deinen Römern? Laß mich in Frieden des Wegs ziehn, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht diesen Boden noch einmal durch den Untergang der Römer berühmt mache!“ Cäsar antwortete ihm und sprach: „Die Götter gaben Dir einst am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch will ich Dich des Weges ziehen lassen, wenn Du meiner Bundesgenossen schonest, ihnen wiedererstattest, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geiseln für Deine Treue gibst!“ — „Nicht also, Römer!“ erwiederte Diviko: „Wir haben von unsern Altvordern nicht gelernt Geiseln geben, sondern Geiseln empfahen!“

Damit zogen die Helvetier weiter, schwer und langsam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerschaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten sich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es ward allgemeine Schlacht in den Feldern der galischen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunst, stritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegserfahrung, die Römer. Das half diesen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze inner der Wagenburg standen. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte. Greise, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesschwert; Viele durch's eigene, weil sie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den galischen Völkern dem Cäsar überliefert. Dieser, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade schrien, sprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von wannen ihr kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie

vormals, genügsam in euern Bergen, nach euern Gesetzen. Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist. Ihr sollet nicht Roms Knechte, sondern Bundesverwandte und Schutzgenossen werden."

Nun kehrten sie mit Scham und Gram, ihrer kaum hundert- und dreizehntausend, in die Thäler heim, von wannen sie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandstätten ihre Hütten neu. Der Cäsar aber ließ, unweit Genf am See, eine neue Festung aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon, geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Besatzungen hier und da ins Land.

Auch in den Ort Octodurum, am Fuße des Hochgebirgs, im heutigen untern Wallis, wurde römisches Kriegsvolk gelegt, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu schaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als sie nun sahen, wie sich die fremde Mannschaft bei ihnen niederließ und verschanzte, geriethen sie in große Wuth. Die Landleute stürmten von Bergen und Thälern herab, fielen die römische Besatzung im befestigten Lager an, und liessen nicht ab, bis die Römer aus dem Gebiet wegzogen. Allein diese kehrten bald mit verstärkter Macht ins Thal zurück, daß aller Widerstand eitel ward. Bei zehntausend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath stritten, wurden erschlagen, und die Dörfer standen ringsum in Flammen. Von der Zeit an ist auch Wallis römisch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, dünkten sich unüberwindlich. Längs dem Innstrom, in den Thälern des heutigen Tirols, und in den windelechischen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenossen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Wesen, plünderten Reisende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergschlünden hervor und überfielen

und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen schlachteten sie zum Opfer am Altar ihrer Götter.

Dessen zornig, gebot Kaiser Augustus, unter welchem der Weltheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine stieg über die Alpen, zum Innstrome nieder; das andere kam über den windischen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blutigen Schlachten. Es wird erzählt, wie die Mütter der Rhätier in die Reihen der Fechtenden stürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern ins Antlitz schmetterten, als müsse mit der Freiheit des Gebirgs alles Leben darin vergehen.

---

## 4.

## Von der römischen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom Jahre 1 bis zum Jahre 300 nach Christi Geburt.)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthänig dem römischen Kaiser Augustus, welcher alleinmächtig gebot von Aufgang bis Niedergang der Sonne. Und er sandte seine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thäler von Helvetien und ließ starke Vesten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorsam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Juraland für ganz Italien sei, woselbst er in der reichen Stadt Rom auf dem Thron saß.

Der Kaiser hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich und schonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit sie sich leichter zu seiner Herrschaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Aber allgemeine Ge-

setze zu geben, Steuern und Abgaben auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschliessen, lag allein in das Kaisers Gewalt.

Das Alles begab sich zu derselben Zeit, da Jesus Christus geboren ward im jüdischen Lande. Und nach des Kaisers Augustus Tode haben sich lange Zeit auch seine Nachfolger also billig gegen die Helvetier erwiesen. Sie bauten viele neue Pflanzstädte und verbanden dieselben unter einander durch breite Heerstraßen. Und die römischen Vögte, Statthalter und Kriegsknechte, bessern Lebens gewohnt, als die armen, wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Lustplätze auf; pflanzten Obstbäume aus Italien an; lehrten das Volk Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wissenschaft und Kunst jeder Art: also daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortschaften erweiterten sich volkreich und wuchsen zu prächtigen Städten mit großen Palästen, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehnmal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) ist. Damals landeten die Schiffe des Murtnersees hart unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dörfer (Basel- und Aargau-Augst) am Ausflusse der Ergelz in den Rhein gelegen sind, stieg eine blühende Stadt auf, die raurachische Augusta genannt; und es reden noch heut von ihr die Trümmer alter Pracht. Größer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindonissa (Windisch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den sie mit ihren Vorstädten, Palästen und Burgen bedeckte, haben sich zu unserer Zeit drei Dörfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten sich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denselben Zins und Gaben und stellten ihre Söhne zum römischen Kriegsdienst. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen sie der alten Freiheit, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten.

Aber Wohlstand ohne Freiheit ist gar unsicheres Gut;

und der Vogel im goldenen Käfig jauchze nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum siebenzig Jahre nach Christi Geburt hatte man zu Rom einen Kaiser, Namens Galba, ermordet, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaisers; aber die Hauptleute des römischen Kriegsvolks im Lande hatten es frühzeitig vernommen, und sammelten unter sich Stimmen für den Vitellius, und sandten darum Boten her und hin. Deß erstaunten die Helvetier, denn sie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiser Galba. Das Kriegsvolk, besonders der Stadt Vindonissa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte selbst den Sold weggenommen, welcher der Besatzung zu Baden gehörte, die aus helvetischen Jünglingen bestand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Vindonissa Oberbefehl hatte.

Als dies Cäcina zu Vindonissa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit seiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erstürmte und zerstörte alsbald die Veste und Stadt Baden, welche um den warmen Gesundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Bötzberg des Juragebirgs. Den Fliehenden kam dort viele thrazische Reiterei entgegen, die Heerstraße den Berg herauf. Da sind ihrer abermals Tausende erschlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerstreut; Andere sind gefangen und in Knechtschaft verkauft worden.

Solches Blutbad stillte den Grimm Cäcina's nicht, sondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetischen Volk. Diesen befahl der grausame Römer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum schmählichen Tode zu führen. Umsonst betheuerten Viele des

Greises Unschuld; umsonst warf sich dessen Tochter, Julia Alpinula, eine Priesterin, zu den Füßen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erscholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu spät, daß der Kaiser, welchem man hatte treuen Dienst leisten wollen, ermordet sei und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Gesandte zu ihm, das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen sich vor seinem Thron in Staub und Thränen nieder und schrien um Gnade. Wie sie dieselbe auf verächtliche Weise, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward sie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewährt. Das ist das Loos der Dienstbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bötzberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiserlichen Thron erweckten aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ueppigkeit erstorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römischen Herren willkommen, damit das Volk nicht an das Bessere dächte, sondern weichlich und zinsbar bliebe; daß es unkriegerisch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger würde, sondern in knechtischer Demuth sein Heil und sein Weh aus der Hand der Gebieter schweigend empfinge.

Aber wehe dem Lande, auf dessen Richterstühlen Fremdlinge sitzen und an dessen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes schön thut und unter sich selbst hadert! Wehe den Leuten, welche Gold sammeln, aber das Eisen nicht kennen, mit dem das Leben geschirmt wird!

Die Helvetier in wehrloser Sicherheit standen immerdar

jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergessen, darum sahen sie das Zukünftige nicht. Also waren sie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über sie mit Schrecken, ehe denn sie es glaubten.

---

## 5.

## Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird.

(Vom Jahre 300 bis zum Jahre 650.)

Es war aber an der Zeit, daß große Wunderdinge auf Erden geschehen sollten. Der alte Weltherrnthron zu Rom hatte mit seinen Tugenden die tausendjährigen Grundpfeiler verloren. Das wüste Heidenthum lag ohne Kraft, und die Menschen sehnten sich von den Altären der Götzen zu dem unbekannten Gott. Das Licht des christlichen Glaubens leuchtete schon aus Morgenland hell wie eine neu aufgehende Sonne, und entzündete mit seinen Strahlen die Herzen in dreien Welttheilen.

Da war es, als schalle eine Stimme aus den Himmeln: Ich will die Völker der Erde durcheinander werfen, wie die Spreu im Sturmwind, daß die Funken des heiligen Glaubens in alle Welt zerstreut werden und alle Lande der Menschen davon entbrennen. Es müssen die Abgötter Staub und Asche sein. Das Alte soll vergehen und Alles neu werden.

Und siehe, es erschienen alsbald Völker um Völker aus unbekannten Gegenden des Erdkreises, und vertrieben mit der Schärfe des Schwertes, was vor ihnen lag. Und sie kamen von Sonnenaufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen die Allemannen, wilde Kämpfer aus deutschem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren sie immer tiefer in römisches Gebiet eingedrungen, immer näher gegen das helvetische Gebirg. Endlich durchbrachen sie, wie ein verheerender Strom, die

Schluchten des Jura, und verbreiteten sich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen. Der Römer, wie der Helvetier, dessen das Schwert des Feindes schonte, ward leibeigener Knecht. Es vertheilten die Allemannen alles Land, mit Gütern und Menschen, unter sich, vom Rhein und Bodensee bis zum See der Waldstätte und zur Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten sie als Kerker freier Männer. Was römisch, was althelvetisch gewesen, ging in schmähliche Vergessenheit unter.

Bald nach diesen schwärmten mit tausend Horden die Hunnen aus den Wildnissen Asiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Gestalten waren so gräßlich, daß man sie kaum für Menschen hielt; noch unmenschlicher war ihr Treiben. Durch Deutschland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen streiften über helvetischen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der raurachischen Augusta und der römisch gewesenen Basilia (Basel). Nirgends verweilten sie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menschenschlag. Die schlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Juraberge, im Land von Savoien, am Lemanersee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welsch redet. Dort bauten sie sich starke Burgen. Genf hoben sie aus dem Schutt hervor; vielleicht auch die Wiflisburg über der Asche von Aventicum. Auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein römisches Lausonium gestanden war, gründeten sie Lausanne neu und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchsten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit seinen Thä-

lern und weidereichen Gebirgen. Die gothische Gewalt ging weit hinaus über den Wallensee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Gräuel ward aller Orten.

Es verschwand nun Kunst und Gewerb des Alterthums, Gesetz und Uebung der Vorwelt, Sitt' und Sprache, die bisher gegolten. Selbst der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er saß auf seinem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten seine Hirten, Feldbauer und Handwerker sein. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräusserliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst. Seine Heerden nährten ihn mit Fleisch, Milch und Käse. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einst urbar gewesene Boden verwilderte. Wo sonst der römische Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Boden-See wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegerischen Sinnes, doch hatte er schon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm seine alten Uebungen. Er zerstörte nicht die römischen Burgen, die er fand, sondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlössern saßen die Herren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menschlichsten von Allen erwiesen sich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich. Sie rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl ihnen dieselben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denselben und vermischten zuletzt mit deren Sprachen und Gebräuchen die ihrigen, dergestalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterscheidet sich dies Volk von den übrigen Eidsgenossen durch die ererbte, aber verunstaltete

Sprache, welche man die welsche oder romanische heißt, in den Landschaften der Waadt, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieser Fremdlinge insgesammt freute sich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk heran, gewaltiger, kühner und schlauer, als die vorigen. Das sind die Franken gewesen. Die waren weit her aus den Niederlanden heraufgezogen und mit Flamm' und Schwert schon Meister des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten sie sich festgesetzt und das Land nach sich genannt Frankreich. Und als sie am Rhein auf die Macht der Allemannen stießen, ward ein langes Streiten zwischen beiden Völkern. In schreckenvoller Schlacht aber sind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denselben am Rhein, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Die Gothen nahmen die burgundischen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die letzten behaupteten, was sie gewonnen hatten; nicht also die Gothen. Denn wie deren Herrschaft in Italien ausging, erstarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Dietbert zauderte nicht. Er brach mit seinem Kriegsvolk auf und bemeisterte sich Rhätiens und des Uebrigen.

Also ist am Ende, nach mehr denn eines halben Jahrtausends wechselvollen Schicksalen, das ganze helvetische Land wieder unter den Zepter einer einzigen Herrschaft gerathen, wie es vordem unter römischer gewesen war.

## 6.

## Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahr 550 bis zum Jahr 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil sie zu ungleichen Zeiten Besitz davon nahmen und die Einwohner selbst verschiedene Sprache redeten. So weit nämlich die Allemannen angesessen waren und man deutsch redete, ward das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt, Rhätien und der Thurigau. Thurigau ward damals Alles geheißen vom Bodensee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die andern Gegenden aber, wo man welsch sprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waadt gehört, wurde mit Savoien vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmächtigen Frankenkönige, als Herren eines kriegerischen Volks, bestellten die Verwaltung von den Ländern, wie sie ihr Kriegsheer zu bestellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog setzten sie über ein großes Gebiet; Kriegsobersten oder Grafen setzten sie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen; und andere tapfere Herren beschenkten oder belehnten sie mit weitläufigen Gütern in diesen Gauen. Denn damals war das Geld noch sehr selten. Die Könige belohnten daher den Dienst ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derselben. Zu den Gütern, die sie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er selbst nur das Eigenthum seines Leibherrn war, und er demselben Alles verzinsen mußte, was er besaß. Der Thurigau und Rhätien stand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menschen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb sein Eigenthum und ließ er für seinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute, so wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienstbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs so kläglich, daß der Herr sie nach Gefallen strafen, verschenken und verkaufen, ja sogar ungestraft tödten konnte. Man hielt sie kaum für Menschen, sondern wie anderes Vieh, ließ sie sich ohne weitere Einsegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Also grausam und verwildert sind damals die Zeiten gewesen.

---

## 7.

## Der christliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finsterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, ins Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkünden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hatten; es waren vornehme Männer, oft Königskinder, welche die Freuden der Welt verläugneten, um, gleich den heiligen Aposteln, unter den Heiden Christum zu bekennen.

Man will sagen, daß schon zur Römerzeit, und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein solcher Königssohn, Namens Lucius, im rhätischen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgesäet habe. Späterhin sind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurigau gekommen. Die sammelten fromme

Haushaltungen um sich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die stifteten kleine christliche Gemeinden; sie bauten Kirchen und Bethäuser. Sie gründeten auch Klöster zur Beförderung in Wissenschaft, Gebet und Glauben, und setzten Bischöfe, das heißt Aufseher, über die andern christlichen Lehrer und Gemeinden. Schon bevor Alles fränkisch wurde, hat man einen Bischof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erst gegen das Ende der Römerherrschaft namhaft geworden war; auch in der raurachischen Augusta, und zu Vindonissa, und zu Aventicum, desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach) im Wallis.

Doch sind nicht in allen diesen Städten die bischöflichen Stühle der Christen geblieben, sondern sie sind in den langen Gräueln der Verwüstung nach unzerstörten Orten hingetragen worden. So ward der Bischofsstuhl von den Trümmern der alten raurachischen Augusta nach Basel genommen, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz am Bodensee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unsers Landes bemächtigt hatten, da wurde erst das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Priester beschützt, der Bischof geehrt, das Kloster und die Kirche beschenkt. Zum Unterhalt der Geistlichen stiftete man die Abgabe des Zehnden von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienstes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugnissen des Landes und mit Grundstücken. Und was Einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht sterblichen Menschen zu geben, sondern Gott selbst und den Heiligen Gottes, die er verehrte, und schien ihm Alles nur Darlehn zu sein für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Also sind denn nach und nach Kirchen und Klöster sehr begütert und reich geworden an Land und Zinsen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr der

Verkündiger des Kreuzes, daß sie die letzten Ueberbleibsel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichsee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menschen, ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berghöhen und in einsamen Gehölzen Heerdenvieh und Pferde, die sie schlachteten; oder trieben beim Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die bösen Geister, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubige Angst quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geister; sie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrsagereien, an den Einfluß gewisser guter und böser Tage und dergleichen Selbstbetrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botschaft des Heils brachten, hochzupreisen. Es kam auch aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee; auch der vieleifrige Gallus. Dieser baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte in der Oede des hohen Bergthals am Bodensee, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. In Hochgebirgen am Waldstättersee verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finsterwald am Sihlflusse baute er seine Zelle, wo in unsern Tagen das Kloster Einsiedeln prangt. Auf dem Hügel bei Zürich stiftete ein Herzog das Chorherrnstift und gab ihm viele Güter am Albis; ein anderes Münster baute sein Bruder am Waldstättersee, da, wo einst, vielleicht zur Römerzeit, nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende stand, und jetzt die Stadt Luzern sich ausbreitet. Und bald darauf erhob der reiche Graf

Bero unweit davon ein neues Münster oder Kloster, welches noch jetzt nach ihm Beromünster genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen sahen im weiten Lande umher gottgeweihte Mauern von Kirchen und Klöstern aufsteigen, hörten alltäglich Worte der Erlösung und des Kreuzes, und allnächtlich Gesang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und sie gingen zur Taufe.

Freilich bewies sich das Christenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu schnelle. Die Lehrer waren oftmals fast so unwissend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche besuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Christ, obschon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüsten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen gesetzt und die altheidnischen Lusttage zu christlichen Festen umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Diensten und Vergabungen an Kirchen und Klöster meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und sich gegen Höllengewalt zu beschützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesschein immerdar erst eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menschen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel sind. Es leuchteten den übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Bischöfe mit ihren Eheweibern im guten Beispiel vor; denn in jener Zeit war Bischöfen und Priestern das eheliche Leben keineswegs untersagt. Viele christliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klöstern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weisen

gesammelt und abgeschrieben; denn die Buchdruckerkunst ist erst lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einsiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildnissen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und bessere Landwirthschaft; die Allmenden wurden eingeschlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen: denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden: bisher ging es nur in Linnen oder Felle gewickelt. An den Hügeln des Lemaner- und des Zürichsees fing man selbst schon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, sondern vielmehr noch die Franken, als sie das Land in Besitz nahmen. Denn diese brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit sich hieher, wo ihnen der König Ländereien, und leibeigene Knechte und Mägde dazu, schenkte oder zum Lehen ertheilte.

## 8.

## Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut wurden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs sind lange Zeit gewaltig gewesen über alle andere; und am gewaltigsten König Karl der Große. Der hat sich zu Rom krönen lassen als ein Kaiser des alten römischen Reichs, welches er wieder herzustellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaisers andeuten, daß er sei ein König der Könige. Allein seine Kinder und Kindeskinder waren Fürsten voller Zwietracht und oft Männer schwachen Geistes. Jeder begehrte Theil an der Herrschaft; und sie zerstückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Italien, ein Dritter Deutschland, und sie führten große

Kriege wider einander ohne Ende. Auch ist bei diesen Theilungen geschehen, daß vom helvetischen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen war, ans deutsche Reich kam.

Als nun so viele Könige wurden und sie einander in beständigen Kriegen verfolgten, entstand aller Orten große Verwirrung. Deß erfreuten sich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn sie schalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn sie starben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafschaften, als hätten sie dieselben wie erbliche Lehen empfangen oder gar wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte sich selbst König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, also trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten hochansehnlich und stark, thaten sie den Grafen und Herzogen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Bischöfe mit den Herzogen und Grafen, so that zu Rom der Papst mit den Kaisern und Königen; nahm Gewalt über sie an und über alle Bischöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In solcher allgemeinen Verkehrung ist gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch größer zu werden. Einig waren sie unter einander nie, oder nur dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine solche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiser Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutschen Reichs war. Aus Morgenland her, vom schwarzen

Meer, am Donaustrom herauf erschien nämlich ein wildes Volk, kriegerisch, Alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie streiften sengend und brennend bald durch Deutschland, bald durch Welschland; nichts widerstand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die festen Burgen und Schlösser liessen sie unangetastet, denn sie verstanden das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Christi Geburt.

Da gebot der Kaiser, daß man alle große Ortschaften im Lande solle mit Mauern, Wällen und Graben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Basel mit Ringmauern umgeben, weil sie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichsam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth seine Habseligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um sie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder sie in Friedenszeiten zu verwalten. Also sind die Städte entstanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment bestimmt waren, hießen sich Patrizier.

Nach diesem Beispiel sind bald mehrere Volksburgen oder Städte entstanden, wie Luzern und Solothurn, und später am Umladeplatz am Rhein, wo dieser Strom den gewaltigen Fall über Felsen macht, aus den dortigen Schiffhäusern, Schafhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah auch im burgundischen Helvetien, als die Kaiser dasselbe endlich ebenfalls zum deutschen Reich nahmen und daselbst die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon standen hier die uralten Städte von Genf und Lausanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute, zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Eben so that sein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms.

Alle diese und andere Städte, welche hier und dort entstanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befestigt ward, empfingen für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten. Der Landmann und Handwerker, welcher sich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und steuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünsten zu löschen; denn die Häuser in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde versammelt, die besondere Verwaltung des gemeinen Wesens aber einem Rath überlassen, welchen die Bürgerschaft wählte; an der Spitze des Stadtraths stand ein Schultheiß oder Bürgermeister. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Statthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer sonst der Stadt Oberherr sein mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, und Kunstfleiß und Handel auf. Es wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie gesitteter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiser auf Reisen ein, und thaten sich gütlich bei ihnen, und beschenkten sie dankbar mit Rechtsamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte sahen, wurden sie fast eifersüchtig. Und sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter

den Königen und Herzogen und Klöstern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Last der Leibeigenschaft, und sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen, die dafür Grundzinse und Zehnden zahlten und Frohnen leisteten. So wurden der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofstätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben dessen Kinder an den Oberherrn oder an das Gotteshaus, oder wem sie eigen gehörten, das beste Kleid aus dem Kasten, das beste Geräth aus dem Hause und das beste Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieses Todfalls, wie sie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Auf solche Weise vermehrten sich aus den Frohnen und Zinsen der Angehörigen des Twinges die Einkünfte des Herrn. Die unvertheilten Grundstücke, noch meistens von hohen Wäldern überwachsen, blieben aber des Herrn Gut. Aus diesen Waldungen gab er seinen Angehörigen und Zinsbaren allezeit Holz zur Nothdurft und ließ sie, nach seinem Wohlgefallen, das Acherum (will sagen: die Eicheln) benutzen zur Mästung ihrer Schweine; oder er ertheilte ihnen dasselbe gegen Zins, oder als freies Geschenk, und freien Weidgang dazu bis zu den' Ettern oder dem Bann des benachbarten Weilers und Dorfes.

Ohne daß es der Herr des Twings gestattete, war aber Niemand befugt, vom hochwäldigen oder Herrschaftsgut zu schwänden, einzuschlagen und auszureuten, um es in Acker und Wiese zu verwandeln. Doch wenn sich die Haushaltungen vermehrten und sie neue Höfe bauen wollten, sah es der Twingherr gern. Dann ließ er von einem Theil des

Hochwaldes das Holz abschwänden und sich von neuen Aufbrüchen Rüti- und Bodenzins zahlen. So sind viele Ortschaften entstanden, die noch heutiges Tages Schwanden und Schwändi und Rüti und Reuti heißen. Aber die Anbauer blieben, waren sie nicht schon vorher Freie, seine Leibeigenen, wie ihre Väter gewesen, und was sie hatten, betrachtete er wie das Seine. Denn er hatte ihnen nicht nur das Land hingeliehen, sondern auch zur Wohnung und Stallung Holz, zum Acker Pflug, Wagen und Saat, ins Haus Axt und Leiter, in den Stall die ersten Kühe, die Sau mit den Ferkeln und in den Hof den Hahn mit den Hennen. Darum waren sie ihm zinsbar von Allem mit Frohnarbeiten auf seinen Feldern, mit Fuhren zu seinem Schloß, mit Zehnden und Bodenzins von ihren Aernten, mit Käse, Leinwand, Hühnern und Eiern.

Also sind im Schweizerlande die Städte und die vielen Dörfer entstanden.

## 9.

## Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande.

(Vom Jahr 1200 bis zum Jahr 1290.)

Je wohlhabender die Landleute wurden, desto größern Reichthum sammelten sich aus den vielen Zinsen die Grafen, Edelleute, Aebte und andere Oberherren. Diese aber sind noch besonders frei und mächtig geworden, als die Herzoge von Zähringen ausstarben, weil nach deren Erlöschen die Würde und das Amt eines kaiserlichen Statthalters oder Reichsvogts nicht mehr erblich war, sondern bald diesem, bald jenem Grafen verliehen wurde. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen Ihresgleichen mehr. Nun wollte Jeder der Erste sein oder hoffte es zu werden.

Es blühten damals viele vornehme Geschlechter, welche jetzt verschwunden sind. Die Grafen von Savoien hatten weitläufige Güter, Lehen und Rechte im Lande Wallis und Waadt, wo zugleich der Bischof von Lausanne gleich einem kleinen Fürsten schaltete. Die Grafen von Welsch-Neuenburg, welche der Stadt Neuenburg große Rechte verehrten, herrschten in welschen und deutschen Gebieten, am Bielersee, wie an der Aar und Zihl. Die Grafen von Kyburg, welche von Zürich bis zum Bodensee mächtig waren, und auf ihrem Boden die Städte Diessenhofen am Rhein und Winterthur bauten, kannten kaum Gewaltigere im Lande neben sich. Doch thaten sich neben ihnen im Aargau die Grafen von Habsburg auf, die lange Zeit daselbst in ihrem Eigen, wo einst die alte Vindonissa gestanden, ein ansehnliches Gut besessen hatten. Nachdem aber waren sie auch Vögte des reichen Stiftes zu Seckingen geworden, welches im Glarnerlande viel Gutes hatte; dann wurde ihnen im Aargau dazu die uralte burgundische Grafschaft Rore verliehen. Diese Grafschaft erstreckte sich bis Muri, wo schon zweihundert Jahre vorher die Gemahlin eines Grafen von Habsburg, die damals noch Grafen von Altenburg hießen, eine Benediktinerabtei gestiftet hatte. Nach Verschwinden der Grafen von Rore war deren Gebiet an die Grafen von Lenzburg gefallen, von denen auch die Grafen von Baden herstammten, und von denen nun so viel Reichthum das Ansehen Habsburgs vergrößerte.

Auch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt dieses Namens am Zürichsee gebaut haben, sind hochansehnlich und zwar an den Marchen von Rhätien gewesen; mehr aber noch, als sie, die reichen Grafen von Toggenburg. Das Stammhaus von diesen lag auf einem Felsen unweit dem Kloster Fischingen. Von da herab aus dem Fenster der hohen Burg stürzte einst Graf Heinrich von Toggenburg seine schöne Gemahlin Ida aus Eifersucht, weil er ihren Brautring am Finger eines seiner Dienstmannen erblickte. Aber den Ring hatte nur ein Rabe aus offenem Fenster

gestohlen und verloren gehabt. Ida jedoch, indem sie herabstürzend sich an Gesträuchen über Abgründen festhalten konnte, ward durch göttliche Fürsehung gerettet und ihre Unschuld offenbar. Sie beschloß ihr Leben in einer Zelle zu Fischingen, indem sie ihren Gemahl nicht mehr lieben konnte, der also im Jähzorn an ihr gethan, und sogar den unschuldigen Dienstmann am Schweif eines wilden Rosses zu Tod hatte schleifen lassen.

Ich könnte noch viele Geschlechter der Grafen und Freiherren nennen, die damals gewaltige Oberherren gewesen sind, wie die Grafen von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Vatz und Rhäzüns im hohen Rhätien, und andere in deutschen und burgundischen Landschaften. Allein wer möchte sie alle wissen, sie, von denen nichts übrig ist, als das dunkle Gedächtniß ihrer Kriege, oder die Sage, welche noch jetzt von ihrer Grausamkeit um die Trümmer der zerfallenen Felsenschlösser geht!

Von diesen alten und vornehmen Geschlechtern sind jedoch schon zu jener Zeit manche frühzeitig ausgestorben und gänzlich verschwunden. Besonders geschah solches, als es Glaubens- und Ehrenpflicht geworden war, mit dem Schwert in der Faust Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu thun, um dasselbe aus der Hand der Heiden und Unglaubigen zu befreien. In ungeheuern Kriegsheeren aus allen christlichen Ländern thaten sich die bewaffneten Wallfahrter zusammen und zogen Jahr aus Jahr ein ins gelobte Land, alle am Zeichen des Kreuzes kennbar, das auf ihre Kleider genäht war. Jünglinge und Greise gingen, sogar Kinder, Fürsten, Könige, Kaiser, Nonnen, Fürstinnen. Von Tausenden und Tausenden aber kamen aus diesen Kreuzzügen nur Wenige zurück; denn die meisten Leute starben unterwegs, oder in Asien und Afrika, durch Hunger, Krankheit, Schwert, Pestilenz, Aussatz oder in Gefangenschaft der Unglaubigen. Das machte manche vornehme Frau zur Wittwe und manche Mutter kinderlos.

Was den Grafen und Rittern solchergestalt Verderben brachte, das kam den leibeigenen Leuten auf Dörfern und Höfen, und auch den Bürgern in Städten wohl zu statten. Denn man hielt die Leibeigenen freundlicher, damit sie daheim blieben und nicht Freiheit in den Kreuzheeren suchten. Man gab ihnen mehr Freiheit und Rechte, um sie in heimischen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Und die Bürger in den Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Verkehr zur Ausrüstung, Bekleidung und Versorgung der endlosen Heerzüge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland und durch Italien über das Meer bis Aegypten und Morgenland. Besonders Basel blühte auf, wohin schon Wein aus Zypern kam, und Zürich, wo schon Bearbeitung der kostbaren Seide anfing.

Und wie in den jungen Städten eine Fülle des Wohlstandes und Reichthums ward, trachteten die Bürgerschaften eifriger, daß sie ihre Rechtsame ausdehnten und ihre Stadtgebiete durch Kauf erweiterten. Sie schüttelten eins ums andere von den lästigen Oberherrlichkeitsrechten der Bischöfe, Aebte und Stifter ab, unter denen sie seit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben sich lieber in den Schutz des deutschen Reichs, daß Keiner über sie stehe, als unmittelbar der Kaiser allein, oder in dessen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner rissen sich von der Hoheit des alten St. Ursusstifts los, das in ihren Stadtangelegenheiten viel zu sagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinde viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schafhausen war der Abt des reichen Stifts Allerheiligen von Ansehen gewesen, und die herrschaftlichen Rechte ließ er durch seinen Schultheiß üben. Allein nun erlaubten die Bürger ihm nur die Hälfte ihres Rathes zu ernennen, die andere Hälfte wählten sie selbst. Bald machten sie sich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig, und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Basler fuhren fast eben so mit ihrem Bischof, daß sie nach und nach eigene Herren unter des Rei-

ches Schirm worden, wie Bern und Freiburg schon längst durch kaiserliche Gnaden gewesen waren.

Dem Beispiel der Stärkern folgten, wie die Gelegenheit erlaubte, viele von den kleinern Städten. Sie nutzten klug des Reichs Verwirrungen. Waren die Könige, oder andere Herren, von denen sie abhingen, in Geldnoth, hielten sie den Stadtseckel offen; in Zeiten gemeiner Gefahr hatten sie Arm und Schwert bereit. Jeder Bürger lebte schlicht und kärglich daheim, aber freigebig für das gemeine Wesen. Die Wohnungen waren gering anzusehen, aber die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser und Kirchen groß und stattlich. Die Handwerker wetteiferten, vortreffliche Waaren zu liefern und durch Müh' und Kunst und Nachdenken ihr Gewerb zu verbessern. Die Zünfte wachten streng gegen Pfuscherei. Also empfing jegliches Handwerk einen güldenen Boden und seine Ehren, und Keiner begehrte mehr zu gelten, als er werth war. Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Fleiß regierten im Haus; aber gerechter Sinn, Klugheit und uneigennütziger Geist im Rathssaal. Vom gemeinen Gut zu zehren verlangte Niemand; aber ihm, wenn's Noth war, zu geben und zu nützlichen Stiftungen und Anstalten zu steuern, sah man immerdar Hände ausgestreckt.

Dadurch wuchsen die Städte und wurden kräftig und gewannen schöne Befreiungen, Grundstücke, allerlei Zölle und andere Vortheile. Darum trachteten sie alle, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen und anderer Herren los zu werden, auf daß sie ihre Obrigkeiten und Richter selbst wählen und ihr Gemeingut selbst verwalten konnten. Dafür zahlten sie gern die Reichssteuern. Des Kaisers Recht handhabte der Reichsvogt, der hielt auch Blutgericht vor allem Volk, weil er, als Fremdling, unparteiischer richten konnte, als Einer aus der Gemeinde über den Andern. In Kriegsnöthen wählten sie einen mächtigen, tapfern Herrn und Grafen zum Schirmvogt oder Feldhauptmann, den sie besoldeten. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die Städte

selbst mit einander Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine.

Also hat sich nach langer Knechtschaft und Leibeigenschaft wiederum eine Art Freiheit aufzurichten angefangen zwischen Klöstern und Ritterschlössern, zuallererst in den Städten. Ist's doch, als könne auf Schweizerboden keine Zwingherrschaft gedeihen, sie komme von aussen oder innen. Hier will die edle Freiheit daheim sein, wie um des Landes Felsengipfeln der Adler.

## 10.

## Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom Jahr 1200 bis zum Jahr 1290.)

Hinter den Seen, am Fuß des Hochgebirgs, wohin vor uralten Zeiten vielleicht aus den Römerschlachten die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunde, kein Franke hätte sich in ihre armen und grauenvollen Wildnisse wagen mögen. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die Bruchenburen nur eine einzige Kirche; die stand im Muottathal; dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri. Die Leute dieser drei Thalschaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine gemeinsame Obrigkeit. Zu der wählten sie aus ihrer Mitte erfahrene, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zuviel geworden waren, baute jede Landschaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine unge-

trennte Gemeinde. Später sonderten auch die Leute in Unterwalden ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgesondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil sie vielleicht ehemals zahlreicher als die nid dem Walde gewesen waren, das Doppelte an den Landkosten zahlen müssen; und solches war ihnen nachher beschwerlich geworden, als die Nidwaldner so stark und reich als sie geworden. Wiewohl sie aber auseinander gingen, hielten sie doch in großen Angelegenheiten zusammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg sprach Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war deß wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Es wählte sich gern Oberrichter des Reichs in seinen innern Zerwürfnissen, am liebsten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lagen noch große Wildnisse und unbesuchte Hochthäler, die Keinem angehörten. Solche wurden von den Kaisern als herrenloses Gut, mithin als Reichsboden, angesehen. Davon gaben die Kaiser zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöster. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinsen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münster zu Einsiedeln, Zürich und Beromünster und andere weltliche und geistliche Herren, welche von Kaisern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beschneiten Titlisberges, ein Kloster gebaut, Engelberg genannt. Solches gefiel dem Papste zu Rom also, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles setzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloster Einsiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloster war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geschenkt worden. Die

Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abt in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt hatten. Da schrie der Abt um Hilfe zum Kaiser, und der Kaiser sprach dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten sich die Schwyzer und sagten: Ist des Kaisers und Reiches Schirm unserm Recht kein Nutze, so bedürfen wir desselben auch nicht. Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen, und sprachen wie sie, und gehorchten dem Kaiser nicht. Solches verdroß den Kaiser, und er ächtete sie, und der Bischof von Konstanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daselbst geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden sollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiser gehorcht würde. Doch deshalb erschracken die Schwyzer gar nicht, sondern sie nöthigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten, wie immer, und jagten die widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Fluch, und sie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiser nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu seinen Kriegen nöthig hatte, schickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der sprach: „Der Kaiser liebet tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf solches zogen bei sechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg für den Kaiser nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekümmerte sich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirg am Bodensee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaisers und Reiches Schirm. Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daselbst weitläufiges Gut und dienstbare Angehörige, die sein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpsteins, lag des Abtes Haus

und Zelle, wohin der Herr oft kam, seines Rechts zu pflegen. Daher bauten sich daselbst mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber seine Gotteshausleute setzte der Abt seinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell, Hundwyl, Urnäschen und Teuffen wählten unter Kaisers Schutz, gleich den freien Völkerschaften am Waldstättersee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das gesammte Land, zuletzt sogar vom Kaiser die Reichssteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeschadet altbestandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die Schirmsteuer entrichte, ob einem Reichsvogte oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den schönen Steuern und Zinsen wohlvergnügt, und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechtsame des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht so gar ungleich wären, verlieh denselben der Abt ebenfalls das Recht, sich einen Landammann zu erwählen, und andere feine Freiheiten mehr. Das geschah zur Belohnung ihrer Treu und Tapferkeit, mit der sie den geharnischten Aebten oft im Kriege beigestanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätischen Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thälern an den Felsenhöhen hundert und hundert stolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Bischof von Chur, da die Aebte von Disentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätsch und Misox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Vatz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute sich, unter Oberherrlichkeit ihres Bischofs, ansehnlicher Rechtsame; und eben so

hin und wieder ein abgelegenes Thal altangestammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am meisten das romanisch redende, war und blieb dienstbar und zinsbar und leibeigen. Lediglich die deutsch redenden Walser hießen in ihren Höfen und Dörfern freie Leute, wie sie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man sagt, diese Walser seien Einwanderer allemannischen Stammes gewesen, die hier zur Zeit gothischer Herrschaft Zuflucht fanden, und abgeschiedene Hochthäler, das rauhe Avers, und Brettigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletscher anbauten. Eben diese haben auch die fruchtbaren Einöden von Davos zuerst bewohnt und urbar gemacht, als sie dieselben vom Freiherrn von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrschten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenem Bürgermeister und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoien am gewaltigsten; im obern Wallis aber der Bischof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutsch redend, hatten auch deutsches, tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in sieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten bestand der Rath des Landes, und dem Landrath stand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Gesetze, weideten sie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

---

## 11.

## Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht.

(Vom Jahr 1290 bis zum Jahr 1307.)

Zu derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolf von Habsburg. Sein Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Diessenhofen, Sursee und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwischen Kaiser und Papst. Deswillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, sich wider die Gewaltigen in den Schlössern beizustehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolf zu seinem Feldhauptmann.

Nicht also beliebt war Rudolf den Bürgern zu Basel; zwar er noch mehr als seine adelichen Kriegsgesellen und Freunde. Da diese sich einst bei Fastnachtslust in Ungebühr gegen die schönen Frauen und Töchter in Basel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Faust. Die Schmach seiner Freunde schmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um sie zu züchtigen.

Allein dieser Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürsten in Deutschland, als sie, nach dem Tode ihres Kaisers, gehadert hatten, wer König sein sollte, erwählten dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Das war ihm geschehen, weil der Kurfürst von Köln gesagt hatte: er sei weise und gerecht, und geliebt von Gott und Menschen.

Wie nun die Basler vernahmen, ihr Feind sei ihr König geworden, gingen sie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung, und luden ihn und sein Volk ein, in ihre Stadt zu

kommen. Da ward Freundschaft geschossen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorsteher, ihm Glück zu wünschen und seiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiser Rudolf aber blieb lebenslänglich, auch auf dem ersten Thron der Christenheit, auch im fernen Lande, den Völkerschaften seiner Heimath gewogen. Er schmückte ihren Adel mit neuen Zierden, oder stattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch sein königliches Wort, was sie schon besaßen; den Zürichern, den Schafhausern, den Solothurnern, sie sollten vor keinen andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Gesetzen antworten; denen von Laupen und Luzern Freiheiten, wie sie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig sein solle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Basel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, sondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu stehen; denen von Winterthur, Diessenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtsame. Den drei Waldstätten am See bestätigte er, daß sie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben sollten; den Bischof zu Lausanne, den Abt von Einsiedeln erhob er zur Reichsfürstenwürde. — In den welschen Gebieten, wo die Grafen von Savoien übermächtig waren, stellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Ansehen her, schirmte er Lausanne und Freiburg vor Savoiens Joch und machte er wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei gewesen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beistand.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn Albrecht die königliche Krone trug. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder. Da traten sie zusammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291), und beschworen, in Erwägung böser und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab

und Gut, gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leisten. Davon wurden sie Eidsgenossen genannt. Der Bischof von Konstanz trat auch mit dem Grafen von Savoien in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Absichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutschen Fürsten haßten den Albrecht nicht minder, und wählten sich einen Grafen Adolf von Nassau zum König.

Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oesterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoien und schloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oesterreich und überzog verwüstend die Lande des Bischofs von Konstanz. Dann entriß er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolf den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da sandten die Eidsgenossen aus den Waldstätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrack die Eidsgenossenschaft am Waldstätter-See gar sehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeschrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemanersee. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten und die Städte und deren aufwachsende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Bürgerschaft dieser Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten, und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, schlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel aufs Haupt, und eroberte und zerstörte viele Schlösser und Burgen der Adelichen, also daß der Ruhm der Stadt durchs ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht selbst ins Land und lagerte sich vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in

die Straßen sehen konnte. Die Züricher aber schlossen ihre Thore nicht, wiewohl sie starken Widerstand gerüstet hatten, sondern sie liessen ihm sagen, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er nun wenig Belagerungszeug bei sich führte, und so viel Kriegsvolk in der Stadt erblickte, — denn auch die Frauen und Töchter hatten Waffen genommen, — erwies er sich friedlich und bestätigte den freien Zustand der Stadt.

Aber den Eidsgenossen in den Waldstätten meldete er, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und sie wohl thun würden, sich in den Schirm Oesterreichs zu begeben, als getreue Unterthanen. Da wolle er sie reich machen durch Lehen, Ritterschaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, schickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande, die sie drücken und quälen sollten, damit sie froh wären, vom Reich abzukommen und sich unter Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich zu begeben. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute sich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerkern und schweren Bußen gestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch; „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Land, wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen.“ Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, schlug den

Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn sie, trotzig auf der Vögte Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau, im Lowerzer See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth schändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten sah, und erfuhr, ihr Mann sei nicht zu Hause, begehrte er, sie solle ihm ein Bad machen, und muthete ihr Böses zu. Wie er aber im Bade saß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der schlug den geilen Junker im Bade todt. — So geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volks von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräusserliches Gut, verliehen hat.

---

## 12.

## Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes sein: wozu taugen die

Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!"

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oesterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hilfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen, und erforschen, weß Sinnes das Volk sei und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle?

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Ort am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gestrüpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volke sei viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht des siebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammenkamen, und jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen,

die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: In Treuem für die Rechte des unschuldigen Volks zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie erwählten die Neujahrnacht zum Werk. Dann gingen sie aus einander, Jeder in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogt Herrmann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöben auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sei?

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rütli; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schiesse herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erschrack der Vogt und ließ den Schützen greifen

und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volks, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volks und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind ungestüm blies. Der See ging hohl und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewässers, wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König selbst des ganzen Volks Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell, und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrete in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrack freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tellen verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

## 13.

## Der Neujahrsmorgen des Jahres 1308. — Die Freiheitsschlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenossen.

(Vom Jahre 1307 — 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Grütli geschworen hatten, zur Burg Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seil zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erste auch hinauf. Wie Alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor Einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsch versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und liessen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören, die Waldstätte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer in den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund dauerte ewiglich, und oft erneut. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Bluts vergossen und nichts beschädigt von Allem, was dem Könige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk sammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch sein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt. Wie sie nun am ersten Mai, von Baden abgereiset, bei Windisch über die Reuß gefahren waren, schrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!" und stieß dem Könige den Speer durch den Hals. Andere Herren, verschworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolf von Balm rannte dem Könige den Spieß in den Leib, Walther von Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Die Andern standen da, voll Entsetzens vor der Missethat. Endlich flohen Alle auseinander. Der Kaiser der Deutschen starb im Schoos eines armen Weibes, das eben an der Straße stand.

Die Welt erschrack vor dem Frevel. Die Mörder irrten und starben im Fluch der Menschen. Zürich verschloß vor ihnen die Thore; die Waldstätte gönnten den Todtschlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erschlagenen, Herzog Leopold von Oesterreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erschlagenen, Königin Elisabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unschuldigen. Am grausamsten vor Allen Agnes. Viele

Burgen der Verdächtigen wurden Asche: Wart, Fahrwangen, Maschwanden, Altbüren. Als in Fahrwangen zu Agnesens Füßen das schuldlose Blut von dreiundsechszig Rittern floß, soll sie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!“ Umsonst jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolf von Wart für das Leben des Gatten. Dieser ward mit gebrochenen Gebeinen lebend aufs Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröstete er sterbend die treue Gemahlin, welche da einsam kniete, weinte und betete, bis seine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaisermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloster Königsfelden. Sie selbst begab sich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Strebel von Oftringen sprach voll Abscheues zu ihr, da sie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet.“

Auch den Leuten in den Waldstätten vergaß Herzog Leopold die Widerspenstigkeit nicht, welche sie seinem Vater gezeigt hatten, besonders als sie, statt seinem Bruder Friedrich von Oesterreich, dem Kaiser Ludwig dem Baier ergeben thaten. Er brach wider sie auf mit vielen Rittern und Herren und großer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog sein Graf Otto von Straßberg mit viertausend. Mehr denn tausend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhausen, Rothenburg und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volks.

Die Eidsgenossen, sich seiner Macht zu wehren, lagerten mit dreizehnhundert Mann auf der Höhe bei der Einsiedler Landmarch. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden gestoßen. Auch fünfzig

aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen. Wie nun am sechszehnten Tag des Wintermonats 1315 die viel tausend geharnischten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirg herauf zogen, drangen in einer kleinen Ebene bei der Haselmatt und am großen, begraseten Vorsprung des Berges die Eidsgenossen mit großem Geschrei auf sie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen der Sigler-Flue zerschmetternde Felsstücke, und brachen dann aus Morgen-Nebeln hervor in den bestürzten Feind. Da ward unter den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, zuletzt Flucht und Verderben. Den Schwyzern freudig voran mit Ruf und That Heinrich von Ospenthal, die Söhne des Greisen Reding von Biberegg, der den Entwurf der Schlacht gegeben. In den Engweg, zum Aegerisee nieder, ward der Feind eingedrängt. Unter Hellebarden und Morgensternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den siegreichen Verfolgern. Dann eilten folgenden Tages die Ueberwinder über den See der Waldstädte gen Unterwalden; da schlugen sie mit Macht die Luzerner, daß derselben viele im See ertranken. Straßberg sah es, und floh erschrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenossen den alten Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu stehen; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

So ward der Name der Schwyzer weltberühmt und ein Name aller Eidsgenossen. Mit ihren gefürchteten Waffen waren sie bald gesucht in den Kriegen des Reichs. Ihr Fürwort rettete die Freiheit von Zürich und St. Gallen, da der Kaiser in Geldnoth diese Reichsstätte den Herzogen von Oesterreich verpfänden wollte. Doch Schafhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen in österreichische Gewalt, wie unterpfändliches Gut. Das schmerzte diese Städte tief. Luzern wußte aus bitterer Erfahrung, wie schwer Fürstenjoch drückte. Denn Oesterreichs wegen hatten die Bürger

von Luzern wider die Waldstätte und in allen fremden Kriegen streiten müssen lange Jahre mit großem Schaden. Dazu erhöheten ihnen noch die Herzoge aus fürstlicher Macht die Abgaben. Sie konnten es zuletzt nicht mehr tragen. Darum boten sie aus eigener Macht den Waldstätten erst zwanzigjährigen Waffenstillstand an; und da sie sahen, wie die Vornehmen und Adelichen, die den Herzogen lieber dienten, deswegen gegen die Stadt böse Absicht hatten, schlossen sie mit den Eidsgenossen ewigen Bund, daß sie stehen wollten mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem ältern Recht zum Leide.

Darüber ward von dem im Aargau wohnenden Adel, im Namen Oesterreichs, Krieg erhoben gegen die Stadt. Mannhaft wehreten sich die Bürger für ihr gutes Recht. Mit ihnen stritten gegen den Adel die Waldstätte. Allein in Luzern selbst hielten die vornehmsten Geschlechter der Stadt zum fremden Adel. Denn Art läßt nicht von Art. Die Junker zu Luzern verschworen sich, eine Mordnacht anzustiften, und wenn die Freunde der Waldstätte in den Betten erwürgt wären, die Stadt den Herzogen auszuliefern. Schon standen sie in finsterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See unter der Trinkstube der Schneider, als ein Knabe ihre Anschläge zufällig behorchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn tödten. Er mußte den Eid thun, keinem Menschen zu sagen, was er gehört habe. Aber er ging in die Trinkstube der Metzger, wo noch Bürger tranken und spielten, und erzählte daselbst dem stummen Ofen mit lauter Stimme, was er geschworen hatte, keinem Menschen zu sagen. Und alle Bürger horchten verwundert, eilten hinweg, und weckten die Stadt. Sie nahmen die Verschwornen gefangen, riefen Hilfsvolk von Unterwalden, und entrissen auf ewig den vornehmen Geschlechtern die Regierung der Stadt, welche diese bisher verwaltet hatten. Die Vornehmen wurden vertrieben. Dreihundert Bürger bildeten fortan den Rath; auch über Stadtgut, Steuern, Krieg und Bündniß entschied die Gemeinde. So rettete

Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben die Freiheit Luzerns.

Die Herzoge inzwischen, von andern Kriegen belastet oder erschöpft, machten gern Frieden mit Luzern, sobald neun Schiedrichter von Basel, Bern und Zürich sprachen: der ewige Bund der vier Waldstätte sei ohne Gefahr für die Rechte von Habsburg-Oesterreich, und unschuldig.

## 14.

## Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich.

(Vom Jahre 1335 — 1340.)

Um dieselbe Zeit hat auch die Stadt Bern Kampf auf Leben und Tod eingehen müssen gegen den Adel des Uechtlandes und dessen Verbündete. Denn es verdroß die Herren und Grafen, zu sehen, wie Bern in Waffen, Gewerb und Landbau zwischen ihnen blühte; wie es durch Gemeingeist der Bürger mächtig ward, Hasli und Laupen an sich gekauft und im ganzen Lande viel Ansehen gewonnen hatte. Weil nun die Stadt damals nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiserlicher Bewilligung schlug, ja den Kaiser Ludwig den Baier selbst nicht anerkennen wollte, dieweil der Papst denselben in Bann gethan, war solches den Herren willkommener Vorwand, die Widerspenstige zu züchtigen. Darum versammelte Graf Rudolf, aus dem Hause Welsch-Neuenburg, welcher seinen Ortschaften Erlach und Nidau städtische Rechtsame und Ringmauern gegeben, alle Feinde Berns auf dem Schloß zu Nidau. Und sie beredeten, daß die Stadt vom Grund aus vertilgt werden müsse. Also sammelten sie aus Aargau, Savoien, Hochburgund, aus Uechtland und Elsaß viel streitbares Volk. Es kamen siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert geharnischte Ritter, dazu noch über fünfzehntausend Mann zu Fuß und dreitausend zu Pferd.

Die von Bern erschracken keineswegs, als sie von den gewaltigen Rüstungen hörten, noch verhöhnten sie den Feind mit trotzigem Uebermuth; sondern sie beschlossen, gerechten Forderungen Genüge zu leisten, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Und weil gütliches Unterhandeln ganz fruchtlos blieb, kam es zur Gewalt.

Da schwor Altschultheiß Johann von Bubenberg mit aufgehobener Hand, zur Behauptung der Stadt Laupen, unter deren Mauern sich die Macht des Feindes versammelte, Gut und Leben aufzuopfern. Und er zog dahin zur Verstärkung mit sechshundert rüstigen Mannen. Und als man auf dem Rathhause zu Bern umher sann, wer zum Feldherrn des tapfern Volks in diesem Kriege zu wählen sei, ritt in die Stadt herein Ritter Rudolf v. Erlach, der Sohn jenes Ulrich von Erlach, welcher vor einundvierzig Jahren den Adel am Donnerbühl geschlagen hatte. Alsbald riefen sie ihn zum Feldhauptmann aus, denn er besaß Kriegserfahrung und hatte in fremden Ländern sechs große Feldschlachten ersiegen helfen. Es kamen auch aus den Waldstätten neunhundert unerschrockene Krieger über den Brünig, aus Uri, Schwyz und Unterwalden, den Bernern zum erbetenen Beistand; aus Hasli und Siebenthal sechshundert. Auch Solothurn sandte achtzig Geharnischte zu Roß; denn es gedachte dankbar des Tages, an welchem ihm Bern hilfrich gewesen, als Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht vor Solothurn gelegen war, im dritten Jahr nach der Schlacht von Morgarten. Damals aber war Leopold weniger durch Waffen, als durch die Wuth des Aarstroms und durch die Großmuth Solothurns besiegt worden. Denn die angeschwollene Aar hatte des Herzogs Schiffbrücken zerrissen und die edelsinnigen Bürger der Stadt hatten ihre in Wellen untergehenden Feinde vom Tode gerettet.

Mit diesen Zuzügern und mit viertausend Bürgern und Ausbürgern lagerte Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit Laupen, auf einer Höhe, von welcher er das

Heer des Adels übersah. Alsbald begann die Schlacht. Die feindlichen Schaaren drangen die Höhen herauf. Da winkte Erlach. Es griffen die Schleuderer an. Es donnerten die eisernen Heerwagen den Hügel hinunter und brachen die Glieder der feindlichen Rotten. Es folgten die Banner, die Hellebarden, die Morgensterne. Nur die Hintersten des Bernervolks wichen mit Entsetzen vor dem Anblick. Da schrie der kluge Held Erlach: „So recht, daß die Bösen nicht mit den Biederben siegen. Die Spreuer sind von den Kernen gestoben!"

Und sie siegten. Graf Rudolf von Nidau lag unter den Vordersten der Erschlagenen; anderthalbtausend der Seinigen um ihn. Das ist im Jahr 1339 geschehen. Doch währte noch vier Jahre lange das Kriegen her und hin mit Streifzügen. Viel ward geraubt und gebrannt. Freiburg im Uechtland litt Großes, denn es hatte mit den Herren des Adels wider Bern halten müssen. Dann endlich kam Friede, vor Allem ruhmreich für Bern, obschon es für sich darin keinen Fleck Landes als Entschädigung oder Eroberung behielt. Aber die Stadt, welche bedroht gewesen war, von der Erde vertilgt zu werden, war also siegreich worden, daß sie allen Feinden Untergang drohte. Ihre Bürger hatten mit tausend eisernen Armen gegen zehntausend gestritten, Alle mit einerlei Sinn, einerlei Herz, Keiner für sich, Jeder für das Leben der Stadt. So kann man Wunder verrichten.

Nach geschlossenem Frieden hingen die Berner ihre Waffen auf und traten wieder zu ihren Gewerben. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach baute im Stillen sein väterliches Feld, verlangte nicht Lohn, Ehrenstellen und Namen, lebte glückselig bis in sein hohes Alter. Eines Tages aber trat Jobst von Rudenz aus Unterwalden, sein Eidam, zu ihm ins Zimmer, und sie haderten mit einander wegen der Ehesteuer. Jobst erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und stieß es dem alten Helden ins Herz, und floh, von dessen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder gesehen.

Auch der Schultheiß Johannes von Bubenberg, der seiner Stadt in den schwersten Zeiten große Dienste gethan, mußte noch bitteres Schicksal leiden. Denn die Bürgerschaft war ihm wegen seines hochfährtigen Wesens abgeneigt. Darum ward er angeklagt, daß er mit angestammtem Stolz regiere, nicht wie ein Bürger, sondern wie ein Fürst; und daß er sich keines Geschäfts annehme, ohne Geschenk. Also wurde er mit seinen Freunden allen aus der Stadt vertrieben auf hundert Jahre und einen Tag. Doch erbarmte man sich sein nach vierzehn Jahren, als er altersschwach geworden, und nahm ihn wieder auf. In einem freien Gemeinwesen löscht wohl oft die Tugend des Bürgers das Andenken seiner vormaligen Schuld aus, nie aber versöhnen vormalige Verdienste mit nachherigen Fehlern.

Weit schlimmer erging es fast zu derselben Zeit den Rathsherren in Zürich, wo immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmsten Bürger vier Monate lang das Regiment führten und dann sich Nachfolger zu wählen pflegten. So war die Herrschaft in den Händen weniger vornehmer Geschlechter, welche ritterliches und kriegerisches Geschäft trieben und Konstaffler geheißen wurden. Die übrigen Bürger und die reichen, verständigen, tapfern Handwerksleute verdroß es, dieser Geschlechter Unterthanen zu sein, zumal viel Beschwerde gegen ihre Amtsführung laut ward. Die Herren, hieß es, sorgten nur eigennützig für sich selbst und die Ihrigen, legten keine Rechnung ab von den Geldern der Stadt, empfingen die geringern Bürger gar hochmüthig bei sich und führen in allen Dingen willkührlich zu. Das Murren dauerte, bis sich Einer des Raths selbst zu den mißvergnügten Bürgern schlug und gemeine Sache mit ihnen machte. Dies war Ritter Rudolf Brun, ein kluger Mann, aber der gern der Erste gewesen wäre. Durch ihn angestiftet, forderten die Bürger endlich, der Rath solle von den Geldern der Stadt Rechnung ablegen. Rudolf Brun, sein Freund Rüdiger Manesse, und einige Andere des Raths sprachen, solches Begehren sei billig. Die übrigen Raths-

herren aber meinten, das sei nur eine Aufwallung der Bürgerschaft, werde sich schon wieder mit der Zeit legen, und brachten ihre kleinen Künste an, die Sache ins weite Feld zu rücken. Sie kannten wohl die Rathsstube, aber nicht das Gemüth des Volks.

Nach sechs Wochen ließ **Brun** ausbreiten: die Herren vom Rath spotteten der Gemeinde nur. Da lief das Volk auf der untern Brücke beim Rathhaus zusammen, wo der Rath versammelt war. Als nun der Auflauf und Lärmen zunahm, erschracken die im Hause. Einige erklärten sich für die Bürgerschaft, die Andern waren für ihre Personen in Angst, und machten sich davon und flohen eilends aus der Stadt. Nun gab man dem Ritter Brun Vollmacht in allen Dingen, und beschloß, die Herren an Ehre, Leib und Gut zu strafen. Sie wurden mit ihren Freunden verbannt.

Nun schuf Ritter Brun, mit Zuzug seiner Freunde, eine neue Stadtverfassung; theilte alle Handwerker in dreizehn Zünfte, deren Zunftmeister im Rath sitzen sollten; die Konstaffler verband er in eine eigene Gesellschaft, damit sie auf andern Zünften keinen großen Einfluß hätten. So ward nun der Rath besetzt, zur Hälfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adelichen und Vornehmen, alle halbe Jahr zu erneuern. Brun selbst ließ sich auf Lebenszeit zum Bürgermeister ernennen und behielt sich große Gewalt vor. Diese Ordnung beschwor das Volk im Jahr 1336 freudig. Denn nun hatten die Handwerker ihre Stimme im Rath, konnten das Mitwerben fremder Handwerker, die Ausfuhr roher Arbeitsstoffe, das Einbringen verarbeiteter Waaren verbieten, als wäre die ganze Stadt zum Besten ihres Handwerks vorhanden, nicht das Handwerk zum Besten der Stadt.

Die entflohenen Herren des Raths aber und ihre auswärtigen Freunde sannen auf blutige Rache gegen Zürich.

## 15.

## Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft.

(Vom Jahr 1340 — 1360.)

In Rapperswyl und auf den Schlössern und Burgen ihrer Freunde saßen die Vertriebenen und führten von da aus kleinen Krieg und schadeten den Zürichern, wo sie konnten. Aber die Züricher waren herzhafte Männer, und Bürgermeister Brun so tapfer als klug. Da die Verbannten sahen, sie richteten nichts aus, verschworen sie sich, in Zürich eine Mordnacht anzurichten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand zur Stadt oder heimlich hinein. Wenn sie sich in Schrecknissen einer finstern Nacht der Stadt bemeistert hätten, sollten die Thore geöffnet und zahlreiche Mannschaften von Rapperswyl aufgenommen werden. Die Nacht kam. Die Verschwornen traten im Hause eines Freundes zusammen. Da hörte ihre Anschläge ein Bäckerjunge, der halbschlafend hinter dem Ofen lag. Dieser verrieth es alsbald seinem Meister. Der Meister meldete es dem Ritter Brun. Dieser im Harnisch eilte barfuß zum Rathhaus. Die Sturmglocke ward gezogen. Alle Bürger in Waffen blitzschnell auf. Die Verschwornen, schon verrathen, rückten aus. Die Weiber aber schleuderten aus den Fenstern Steine, Töpfe, Kacheln auf sie. Und Brun an der Spitze der Bürger begegnete ihnen auf dem Markt. Nun langes mörderisches Gefecht. Die Verschwornen wurden übermannt. Wer von ihnen entrinnen konnte, floh. Viele lagen erschlagen, andere gefangen.

Brun führte darauf die Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Todten auf dem Platze unbegraben, bis sie von darüber gegangenen Pferden und Wagen unkenntlich geworden waren. Siebenunddreißig Bürger, Theilnehmer der Verschwörung, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt,

wurden vor ihren Häusern in den Gassen enthauptet oder aufs Rad geflochten. Dann ging Bruns Kriegszug gegen Rapperswyl. Die Burg ward erobert und zerstört, die Einwohnerschaft der Stadt in's freie Feld getrieben, die Ringmauer niedergebrochen, Alles bis auf die letzte Hütte verbrannt. So wüthete Brun gegen Schuldige und Schuldlose. Es war im Jahr 1350.

Wie aber folgendes Jahres Herzog Albrecht von Oesterreich schwere Vergeltung drohte, wandte sich der Bürgermeister an die Eidsgenossen in den Waldstätten und warb bei ihnen um Hilfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schätzten, nahmen die Stadt willig auf und beschworen mit ihr am Walpurgistage des Jahres 1351 den ewigen Bund, einander mit Leib und Gut gegen alle Feinde zu helfen, und wenn sie unter sich selbst in Zwiespalt zerfielen, den Streit durch Schiedsrichter gütlich beizulegen. Alle Rechte des Königs und des heiligen römischen Reichs und alle alten Bünde wurden vorbehalten; aber bei Schliessung neuer Bünde mit Fremden wurde diese Eidsgenossenschaft vorbehalten.

Nun kam Herzog Albrecht von Oesterreich und ließ die Züricher hart an, und forderte Genugthuung wegen Zerstörung Rapperswyls, das seinem Verwandten angehört habe, und wegen Schädigung aller Diener und Angehörigen Oesterreichs. Er zog mit 16,000 Mann herbei, und forderte auch das Volk von Glarus auf, ihm hilfreich zuzuziehen. Als sich die Glarner aber weigerten und sprachen: Wir, unter des Reiches Schirm, führen zwar die Kriege der Abtei Seckingen, der unser Land vergabt ist, doch sind wir zu andern Kriegen Oesterreichs nicht schuldig! — verdroß die Rede den Herzog. Er beschloß, Kriegsvolk nach Glarus zu senden, wo er selbst Schirm- und Kastvogt des Gotteshauses Seckingen war, und weil er von Glarus aus die Urner und Schwyzer bedrohen konnte, damit diese den Zürichern nicht beiständen. Jählings aber stürmten aus den Waldstätten die

Eidsgenossen hervor und besetzten mitten im Winter das Glarisland, dessen sicher zu sein. Die Glarner schworen zu den Schweizern, schickten zweihundert Männer ihres Thals zur Besatzung der Stadt Zürich, schlugen den Walter von Stadion, als er mit österreichischem Volk, von Rapperswyl aus, ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Näfels ab.

Solche Tapferkeit gefiel den Eidsgenossen wohl, und sie nahmen das Glarnervolk in ihren ewigen Bund auf, doch also, daß der Herzog und die gefürstete Aebtin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrschaft und Einkünfte, hingegen auch das Glarisland seine alten Freiheiten behalten sollte. Das ist geschehen im Jahr 1352, in demselben Jahr, in welchem Rüdiger Manesse von Zürich mit weniger als 1500 Mann siegreich bei Tätwyl gegen mehr denn 4000 Oesterreicher stritt, und 42 Schwyzer bei Küßnacht am Waldstättersee gegen mehr denn 1000 Oesterreicher Stand hielten und deren Verbrennung von Küßnacht mit der Zerstörung Habsburgs auf der Rothenflue am Luzernersee rächten.

Noch hatte der Herzog von Oesterreich kein einziges Heldenwerk ausgeführt, und schon erscholl abermals der Ruhm der Eidsgenossen und ihrer kriegerischen Behendigkeit von Thal zu Thal, von Land zu Land. Und es ward groß an ihnen gepriesen, daß sie nicht nach Fürstenweise kriegten, sondern als freie Männer, und nicht eroberte Lande ausraubten, und nicht die überwältigten Einwohner zu zinsbaren Knechten und Unterthanen, sondern zu getreuen, freien Bundsgenossen machten.

Darum waren ihnen vor allen die Landleute am See von Zug und auf den weidereichen Gründen und Höhen daselbst zugethan, und brachten ihnen in vielen Dingen Botschaft, Hilfe und Rath. Hingegen die Stadt Zug hing den Herren von Oesterreich getreulich an; verschloß ihre Pforten und besetzte ihre starken Ringmauern gegen die Eidsgenossen. Hier hatte manch' adeliches Haus Burgrecht. Die alten

Grafen von Lenzburg selbst sollen zuerst den Ort am See befestigt haben.

Wie nun aber die Eidsgenossen mit beinahe dreitausend Mann vor die Mauern und Thürme von Zug traten, und ihnen weit umher alles Landvolk zufiel, erschracken die Bürger der Stadt, denn sie hatten nur schwache Besatzung von Oesterreich empfangen. Also sandten sie eiligst an Herzog Albrecht, er solle ihnen beistehen in ihrer Noth.

Der Bote fand den Herzog bei Königsfelden; aber der Fürst achtete kaum auf die Klagen desselben, sondern sprach mit seinem Falkenier von der Jagdlust, während jener weinte. Einen Vogel aus den hohen Lüften zu erjagen schien dem Herrn wichtiger, als eine Stadt zu behaupten. — Voll Unwillens wegen solchen Leichtsinns eröffneten sofort die Bürger von Zug die Pforten ihrer Stadt den Eidsgenossen und traten zu ihnen in den ewigen Bund, mit Vorbehalt aller Rechte und Einkünfte des Hauses Oesterreich.

Der Herzog hatte zum Boten von Zug gesprochen: Ich will bald Alles wieder erobern. Er verließ sich auf seine gewaltige Hilfe. Zu ihm stieß auch aller Adel vom Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus den Städten Schafhausen, Basel, Straßburg und selbst Bern. Aus Deutschland brachte ihm sogar der Kurfürst von Brandenburg Völker. Mit mehr denn 34,000 Mann umlagerte er alsbald die Stadt Zürich. Diese ward von den Eidsgenossen mannlich beschützt.

Bald genug bemerkte der Kurfürst von Brandenburg, daß gegen ein Volk, so standhaft, einträchtig und unerschrocken, wie die Schweizer, kein Ruhm zu gewinnen wäre, da ohnehin im volkreichen Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln war, und Hungersnoth dräuete. Er bot deswegen dem Herzoge freundliche Vermittlung an und sandte zwei vertraute Männer zu den Schweizern. Als die Schweizer in der Stadt kaum geantwortet hatten, sahen sie am folgenden Morgen die Feinde von ihren Mauern weggezogen;

nur die Berner allein waren stehen geblieben, den Eidsgenossen gewogener, denn dem Herzoge.

Zu Luzern vermittelte der Kurfürst den Frieden, in welchem, wie immer, alle ältern Rechte und Bünde unverletzt vorbehalten wurden. Die Eidsgenossen aber nahmen hier nun auch Bern in ihren ewigen Bund. Es war im Jahr 1353.

Nach diesem Frieden muthete der Herzog von Oesterreich den Zugern zu, sie sollten dem Schweizerbunde abschwören. Die antworteten: „Der Schweizerbund ist im Friedensvertrag unverletzt geblieben; wir leisten dem Herzog nur Gehorsam in allen Rechten, die ihm gebühren.“ Da klagte der Fürst die Sache vor dem Kaiser, und der Kaiser verwarf die ewigen Bünde der Eidsgenossen, sagend: „Reichsglieder dürfen sich nicht ohne das Reichsoberhaupt mit einander verbinden.“ Und er selbst kam auch mit großer Macht ins Land und vor Zürich. Als er aber die Stärke, Eintracht und Gerechtigkeit der Eidsgenossen erkannte, und daß es dem Herzoge nur um Oesterreichs Vergrößerung zu thun gewesen, besann er sich des Bessern, ließ die Schweizer in Ruhe, und es ward Friede gemacht, und die ewigen Bünde bestanden fest.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (nämlich 1360) ist der Bürgermeister Rudolf Brun gestorben, verhaßt durch Ehrsucht und Eigengewalt. Er war ein Mann, der nur für sich sorgte. Ein Jahr noch vor seinem Tode hatte er den Herzogen von Oesterreich heimlich geschworen, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidsgenossen. Und dafür waren ihm tausend Gulden und ein Leibgeding von hundert Gulden verheißen.

## 16.

## Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben.

(Vom Jahr 1360 — 1385.)

Was machte die Eidsgenossen stark und fest? Daß sie Freiheit höher achteten, als Bequemlichkeit und Geld, und mehr als das flüchtige Leben; — daß sie schnell in Waffen fuhren für ihr Recht, ohne fremdes Recht zu begehren; — daß sie zusammenhielten brüderlich in Noth und Tod, und kein Eigennutz sie trennte. Das machte die Eidsgenossen stark und fest. Ihr ewiger Bund stand' deutlicher in Aller Herzen, als auf dem alten Pergamentbriefe geschrieben.

Als sie nun Frieden hatten vor Oesterreich, brachten sie ihr Hauswesen in Ordnung, lebten geschäftig in Gewerben und sparsam zu Hause, und trugen Geld zusammen, nicht um wollüstig und hoffärtig zu leben, sondern Rechtsame und Einkünfte an ihr Gemeinwesen zu kaufen, die der verarmende Adel feil bot. Dadurch vergrößerten sie ihre Stärke und Freiheit auf gerechte Art. Und Gerechtigkeit ist die Grundlage aller ehrlichen Freiheit.

Die Hirtengemeinde Gersau am Luzernersee gab sich, mit Vorbehalt ihrer Vorzüge, zu den vier Waldstätten in ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften sich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Ramstein die Rechtsame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern seiner Bürger viele Reichslehenschaften. Bern gewann, wie Zürich, aus kaiserlicher Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt, und mit baarem Gelde die Herrschaft Aarberg und mehrere Dörfer. Auch andere Städte ausser der Eidsgenossenschaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schafhausen und Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und

Solothurn. Der Bischöfe und Grafen Gewalt aber ward in ewigen Zwiespalten schwach, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft. Das half allem Volke zu größerer Befreiung und Stärke, besser denn Trotz und Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten schon mehr ihren selbsteigenen Gesetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben so lebten die Thäler des Landes über dem Thunersee in angestammten Freiheiten unter gelinder Herrschaft ihrer Grafen, deren Keiner mehr ganz unbeschränkt gebot. Saanenland hatte sich schon volle Freiheit von den Grafen von Greierz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrschaft des Vogts zu Rinkenberg mit Gewalt vernichtet. Allein die Eidsgenossen mochten dazu nicht helfen. Diese sprachen: Ohne Gerechtigkeit keine Freiheit!

Dagegen, wenn einer der schweizerischen oder der sonst befreundeten Orte in Noth und Kriegsgefahr gerieth, sprangen die Eidsgenossen freudig zu Hilfe, wie, da Arnold von Cervola mit zuchtlosen Kriegsrotten von England durch Frankreich streifte und Basel bedrohte. Wenn aber Oesterreich um Beistand bat, als Ingelram von Coucy, der Graf von Soissons, mit den Herzogen von Oesterreich kriegete, denen für ihr Gut im Aargau bange war, weil es dem Ingelram als Heirathgut verschrieben war, weigerten sich die von den Waldstätten und Luzern, zu helfen. Denn sie nährten in ihrer Brust wider Oesterreich allzuschweren Groll. Zürich hingegen und Bern fürchteten, wegen der Nähe des Aargaus, für ihre eigenen Grenzen, und rüsteten daher schnell.

Der Ingelram aber kam wirklich mit Tausenden und Tausenden in den Aargau. Deß erschrack das Land nicht wenig, selbst Luzern und Unterwalden. Von den Unterthanen Oesterreichs erhoben sich die Tapfersten ohne Verzug zur Gegenwehr; am muthigsten die Männer im Entlibuch. Diese schaarten sich zusammen. Aus Luzern und Unterwalden liefen ihnen streitlustige Jünglinge zu. Der Engländer standen dreitausend im Büttisholz; viel edle Herren und Ritter

dabei. Die Entlibucher sahen es. Sie und ihre Gefährten, nur sechshundert stark, griffen dennoch den Feind an und schlugen ihn nach viel blutigem Kampf. Stolz ritten sodann die Entlibucher auf den erbeuteten Rossen mit den gewonnenen Harnischen der Ritter heim. Das zu sehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Dorrenberg seufzte: „O edler Herr von edelm Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!“ Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zusammengethan!“ — Auch die Männer von Bern, von Laupen und Aarberg verrichteten Heldenwerk bei Ins und beim Kloster Fraubrunnen gegen die Schwärme der Gügler, wie man die Leute des Ingelram von Coucy hieß. Darum zog dieser Herr bald wieder über den Hauenstein traurig ins Elsaß heim.

Sechs Jahre nach diesem, als man zählte 1382, stand die gefreite Reichsstadt Solothurn in großer Gefahr. Es lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg unweit der Stadt im Bergschloß Bipp, das er als Pfand von den Grafen von Thierstein inne hatte. Und ihn schmerzte, daß von seinem uralten und reich gewesenen Geschlecht so viel Guts abgekommen sei durch schlechten Haushalt seiner Väter. Thun, die Stadt seiner Altvordern, war an Bern als Pfand gekommen; auch Aarberg. Auf Solothurn machte er wegen einiger Rechtsame Anspruch. Das Alles dachte er durch einen Gewaltstreich wieder zu bekommen. Im Stillen warb er Helfershelfer links und rechts. Solothurn wollte er in finsterer Nacht überrumpeln und einnehmen. Der Propst des St. Ursusmünsters daselbst war sein Oheim. Ein Chorherr dieses Stifts, Hans Amstein, an der Stadtmauer wohnhaft, sollte das Kriegsvolk durch sein Haus in die Stadt lassen und den Hammer der Sturmglocke mit Tüchern umwickeln. Alles war bereit. Die Nacht kam und das feindliche Volk schlich wirklich im Finstern gegen die Stadt zu.

Hans Rott aber, ein Bauer von Rumisberg, lief

in der Mitternachtstunde stracks voran und verrieth der Wache am Eichthor den mörderischen Anschlag des Grafen. Da wollten sie die Sturmglocke ziehen, und die schlug nicht. Nun Schrecken und Geschrei in den Gassen; nun Alles zum Schwert, nun Alles auf die Ringmauer. Als Rudolf von Kyburg solche unverhoffte Wachsamkeit sah, zog er beschämt ab. Hans Amstein, der verrätherische Chorherr, wurde zur Strafe geviertheilt; Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem Aeltesten seiner Nachkommen einen neuen Rock geben sollte von der Stadtfarbe, roth und weiß.

Herr Rudolf von Kyburg kam darauf von Stund an in gar große Noth; denn Solothurn und Bern fielen rächend über seine und seiner Freunde Güter her. Er hatte Geldmangel, und darum ward ihm wenig Hilfe. Er legte sich vor Gram und starb. Seine Brüder fochten noch männlich für ihr Erbe. Viel adeliche Herren standen ihnen zu. Bern jedoch rief die Eidsgenossen. Da erging großes Unglück über Kyburg, und die Grafen machten schlechten Frieden; gaben Thun und ihr Amt am Grießenberg eigenthümlich, und Burgdorf, schon von den Bernern belagert, kaufsweise an diese. Bern entschädigte die Eidsgenossen für ihren Zuzug und Solothurn um die Kriegskosten mit Geld.

Also endete Kyburgs Mordanschlag auf Solothurn ihm selbst[1] verderbenvoll, und Bern ärntete durch Muth und Klugheit den größten Nutzen. Und das that Bern zu derselben Zeit, als inner seinen Ringmauern ein weit ärgerer Feind der Freiheit wohnte, denn Kyburgs ganze Macht war.

Es hatte sich nämlich zu Bern nach und nach durch Mißbrauch oder Verdrehung der Gesetze, oder durch Gleichgültigkeit der Bürger, eine Partei weniger Familien in dem Rathe erhoben und alle Obermacht und Leitung der Dinge an sich gebracht. Diese Familien behandelten geringe Bürger nach Gutdünken und die Gesetze wie Wortkram, und vertheilten unter die Ihrigen die besten Aemter. Doch unter den Bürgern in Gesellschaften und Handwerken war noch

frisches Leben der Freiheit. Daher, als diese um Fastnacht (1384) zusammenkamen, laut alter Uebung die Vorsteher der Stadt mit gemeinem Rath neu zu wählen, setzten sie, bis auf Einen, alle verhaßte Rathsherren ab, und schworen mit leiblichen Eiden für sich und ihre Nachkommen, daß Obrigkeit und Bürgerschaft fortan zusammen leben sollten, als Brüder; jährlich sollten die guten Aemter abgeändert werden, nebst den mehrern des Raths; jährlich sollten die Venner und ihre Beisitzer zweihundert ehrbare Männer von den Handwerken der Stadt zu einem gemeinen großen Rath erwählen, doch sollten keine zwei Brüder zugleich am Rath sitzen. Und vor der Gemeine sollte der erkorne Rath erst stehen, ob er von ihr bestätigt werde, und dann vor ihr schwören, Alles zu thun, wie es Handveste und Ordnungen in den Rodeln enthalten.

So thaten und schworen sie zu Bern; doch kam mit der Zeit Manches wieder ins Vergessen, also daß die Gemeine die jährliche Aenderung nach und nach unterließ, und nicht sehr den Namen derer nachfragte, die in den Zweihundert waren.

---

## 17.

## Die Freiheitschlacht bei Sempach.

(Vom Jahr 1385 — 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerm Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oesterreich und die Ritter gestritten worden ist.

Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidsgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oesterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, ihren Handel zu schwächen. Wie nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebro-

chen war und voll Grimmes die Mauern des Schlosses Rothenburg, wo neuer Zoll stand, in den Graben gestürzt hatte; und wie in eben denselben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Luzern auch ihrer Bitte zusagte: da erhob sich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten, und streifte verwüstend bis vor die Stadtthore. Und Herzog Leopold von Oesterreich kam und schwor, den trotzigen Eidsgenossen Strafe zu bringen für so viel Unheil, das sie ihm schon und seinem Hause zugefügt hätten. Nun Kriegsgeschrei, nun Geräusch der Rüstungen weit umher. Die Eidsgenossen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillstand dieser Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verflossen war. Indessen kündeten hundert und siebenundsechszig geistliche und weltliche Herrschaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenossen Verderben, Krieg und Untergang an.

Diese aber erschienen jählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward stracks von ihrer Faust gebrochen: Rümlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Sursee, Windegg im Gasterland. Die Feinde hinwieder, nicht träge, erschlugen, mit Hilfe Verraths der Bürger von Mayenberg, viele der dort in Besatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hinwieder Reichensee, den Eidsgenossen treu, mußte ebenfalls die Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzelung seiner meisten Bewohner büßen, also daß selbst des unmündigen Kindleins an der Mutterbrust nicht geschont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterschaft und Hilfe aus seinen Landen, von Baden durch's Aargau herauf über Sursee gen Sempach, um

hier die Bürgerschaft, die zu den Eidsgenossen hielt, mit eiserner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidsgenossen schon in der obern Gegend versammelt. Alsbald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrängt, gleich einer eisernen Mauer, mit vorgesenkten Speeren in die Eidsgenossen einzudringen. Da jauchzte der Adel. Doch Freiherr Hans von Hasenburg warnte: „Hoffart sei zu nichts gut!“ Herzog Leopold aber sagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben!“

Es war zur Aerntezeit. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten. Dann erhoben sie sich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldstätten, hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rothenburg. Alle stürzten sie wüthend gegen die Eisenschaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann sank. Sechszig Leichname der Eidsgenossen bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“ schrie jählings donnernd eine Stimme: „Treue, liebe Eidsgenossen, tragt Sorge für mein Weib und Kind!“ Das sprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesspeeren, so viel er deren konnte, und begrub sie in seinen Leib und sank. Und über seine Leiche strömten die Eidsgenossen durch die Lucke der eisernen Mauer stürmisch, zermalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlägen der Morgensterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal sank das Hauptbanner von Oesterreich aus sterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erschlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Er fiel; ein

Schwyzer erschlug den Fürstensohn. Entsetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie schrien zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Rossen in der Angst davon gejagt. Schwerfällig in den eisernen, vom Sonnenstrahl heissen Gewändern flohen die unglückseligen Herren; hinter ihnen behend folgten die rüstigen Eidsgenossen. Viel hundert Grafen, Freiherren und Ritter aus Schwaben, Etschland und Aargau kamen mit Tausenden ihrer Fußknechte um. Es fiel Schafhausens Banner, umsonst von vierunddreißig Edelleuten und Bürgern der Stadt bis zum letzten Hauch des Lebens vertheidigt. Der Bannermeister von Lenzburg, Werner von Lo, fiel unter sieben, der Schultheiß von Aarau unter vierzehn seiner Mitbürger, und Niklaus Thuet, Schultheiß von Zofingen, unter zwölfen der Seinigen. Als dieser den Tod sah, zerriß er die Fahne seiner Stadt, daß sich derselben keine Feindeshand rühmen könne. Noch im Tode hielt er den Stock des Banners fest zwischen den Zähnen. Von Mellingen und Bremgarten kämpften die Bürger, in schrecklicher Tapferkeit, nur nicht im Glück, den Eidsgenossen gleich. — Das war bei Sempach der Ausgang der Schlacht, am neunten Tag Heumonats 1386; das die ewiglich schöne Frucht aus Heldenwerk und Todtenweihe Arnolds von Winkelried.

Nun trat auch Bern zu den alten Kampf- und Bundesgenossen gegen Oesterreich und gegen dessen Anhang im Gebirg; zerstörte manches feste Schloß des Adels; nahm das weidereiche Land Obersibenthal in seinen Schutz und schlug Freiburg auf dem Bümplitzer Feld. Die Banner von Zürich und Luzern flogen siegreich durch Thal und Feld über Habsburger Gut. Die österreichische Landstadt Wesen im Gaster mußte sich an Glarus, Zürich und die Waldstädte ergeben, da diese Orte zu Wasser und Land mit Feuer und Schwert die Stadtmauern umringten.

Oesterreich gerieth in Noth und unterhandelte. Es ward auch anderthalbjähriger Stillstand der Waffen vermittelt, aber kein Stillstand des Hasses. Der Adel und Oesterreich,

weil sie die Freiheit der Eidsgenossen tödten wollten, waren so sehr verhaßt, daß ohne Lebensgefahr Niemand sich in einem Hut oder Helm mit Pfauenfedern geschmückt zeigen durfte, weil Oesterreichs Herzoge ihn so zu tragen pflegten; daß sogar deswegen in der ganzen Schweiz kein Pfau mehr geduldet wurde; daß ein Mann im Wirthshaus voll Grimms einst sein Weinglas zerschmetterte, weil ihm die gebrochenen Strahlen der Sonne den Farbenglanz des Pfauenschweifs im Glase spiegelten.

## 18.

## Die Freiheitschlacht bei Näfels und die Folgen.

(Vom Jahr 1388 — 1402.)

Aber auch der Adel und Oesterreich hatte noch vieler Orten treuen Anhang.

Obgleich Glarus das eroberte Städtlein Wesen gar milde verwaltete, liessen doch die Bürger daselbst den alten Nachbarschaftsgroll nicht fahren; und ihrem Stolze schien erträglicher, einen mächtigen Fürsten zum Herrn zu haben, als Ihresgleichen. Und sie verschworen sich, das Haus Oesterreich an den Schweizern zu rächen. Darum hielten sie mit benachbarten Herren und Grafen geheimes Einverständniß, führten selbst österreichische Soldaten, verkleidet oder in Fässern versteckt, in die Stadt und verbargen sie in ihren Kellern und Hauswinkeln. Die Glarner recht sicher zu machen, baten sie sogar um stärkere Besatzung von den Eidsgenossen. Die Glarner, ohne Argwohn, schickten fünfzig Mann.

Darauf plötzlich in einer verabredeten Nacht (vor St. Matthias 1388) rückten Oesterreichs Völker, bei sechstausend, aus allen Nachbarschaften, zu Land und über den Wallensee vor die Stadt. Still war's noch in Gassen und Häusern, wo die Bürger und versteckten Soldaten das Mord-

zeichen erwarteten. Es kam. Da ward plötzlich in allen Fenstern Licht; jedes Thor zum Einlaß der Angekommenen aufgethan; nun gemordet. Da starb Konrad von Au, der Urner, Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreißig Eidsgenossen. Zweiundzwanzig sprangen über die Stadtmauer und flüchteten durch den See.

Glarus ward voll Entsetzens und stellte ein schwaches Häuflein seiner Getreuen an die Landmarchen auf zur Gegenwehr. Denn die Feinde kamen heran. Noch lagen die Wege des Hochgebirgs verschneit. Der Eidsgenossen nahe Hilfe fehlte. Viele Tage wurde an den Landmarchen gestritten. In großer Noth sandte Glarus zum Feind und bat um billigen Frieden. Da sprachen die Herren aus Oesterreich stolz und gebieterisch zum Landammann und den Gemeinden des Glarnerlandes: „Ihr sollet dem Herzog von Oesterreich, als euerm natürlichen Herrn, dienen, wie leibeigene Leute; keine Gesetze haben, als die euch euer Herr gibt; Zinsen und Steuern ihm zahlen, Frohnen und Todfall leisten, wie er euch vorschreibt; keine steuerfreie Geschlechter sollen ferner bei euch steuerfrei sein; ihr sollet ihm den Brief des ewigen Bundes ausliefern, den ihr mit den Schweizern errichtet habt, und ihm gegen diese dienen; ihr sollet der Stadt Wesen um Alles Ersatz leisten, und büßen, bis des Herzogs Gnade erworben ist.“

Glarus antwortete und sprach: „Wir erkennen gern die gefürstete Aebtin von Seckingen als unsers Landes Frau, und den Herzog von Oesterreich, daß er die Kastvogtei habe. Die gewohnten Steuern zahlen wir, wollen selbst die Stadt Wesen entschädigen. Allein wir bitten, daß man uns bei den alten Rechten lasse und im schuldlosen Bund mit den Eidsgenossen.“

Deß spotteten höhnisch die Räthe und Herren aus Oesterreich und zogen stracks mit sechstausend Mann gegen die Landwehr bei Näfels, wo der Hauptmann Matthias Am Büel mit zweihundert Glarnern Wache hielt. Weiber und Kinder flohen in die Sicherheit des Gebirgs, Boten

über die Gebirge nach Uri und Schwyz; der Landsturm erging. Aber Oesterreichs Heer und Uebermacht brach die Schanzen der Landwehr. Fechtend, kaum mit fünfhundert Helden, zog Am Büel zurück gegen den Berg Rüti, daß er denselben im Rücken hatte zu seiner Sicherheit; vor sich wilden, von Felsschutt bedeckten Boden. Ueber diesen steinigen Grund aber ward der österreichischen Reiterei die Bewegung schwer; die Glarner hingegen schleuderten einen Hagel von Felsstücken gegen Roß und Mann, daß Verwirrung unter die Menge des Feindes kam. Noch ward herzhaft gestritten, da hörte man kriegerisches Freudengeschrei schallen aus dem Gebirg. Dreißig Männer von Schwyz kamen zur Hilfe; die hatten das Geschrei erhoben. Der Feind wußte nicht, wie viel ihrer waren, und erschrack. Schon in Verwirrung, floh die Reiterei bestürzt zurück. Das Fußvolk der Oesterreicher sah es und hielt Alles verloren und floh in Angst. Mörderisch folgten ihnen auf den Fersen Speer und Schwert und Morgenstern von Glarus. Da wurden mehr denn dritthalbtausend Mann erschlagen in den Baumgärten und Matten; Viele stürzten in die Fluthen der Linth. Es brach unter der Last der Fliehenden die Brücke von Wesen, und der See verschlang die geharnischten Leichname. — Das war die Schlacht von Näfels am neunten Tag Aprils im Jahr 1388. Noch heute feiert das Volk von Glarus ihr Gedächtniß, je am ersten Donnerstag des Aprilmonats, und hört die Namen der erschlagenen Helden und der Sieger auf der heiligen Stätte der Freiheitschlacht.

Ehe der Ruf der Waffenthat durch die Eidsgenossenschaft geklungen war, erhob sich diese schon unter ihren Bannern. Zürich nun, mit Zuzügern von allen eidsgenössischen Orten, stürmte die neubefestigte Stadt Rapperswyl, wenn auch vergebens. Bern, mit Beistand der Solothurner, eroberte Büren, Nidau, Unterseen, siegte vor Freiburg, zog verwüstend durch Aargau, brach die Stammburg Peters von Gauenstein und zog beutereich zurück durch's Fricktal.

Wie die Herzoge von Oesterreich so viel Unglück hörten und ihren ganzen Thurgau und Aargau in großer Gefahr sahen, ihre Heere geschlagen, zerstreut, ihre Schätze erschöpft, war es ihnen um Frieden zu thun, und sie schlossen ihn auf sieben Jahre. Die Schweizer behielten in demselben, was zu ihrem Landrecht geschworen hatte; nur Wesen gaben sie zurück, doch sollte während des Friedens Keiner von denjenigen Leuten darin wohnen, die den Eid gegen die Schweizer gebrochen und die Mordnacht gemacht hatten.

Was nun Leopold, der vierte dieses Namens unter den Herzogen von Oesterreich, nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, versuchte er durch List. Zuerst gedachte er die Schweizer unter sich zu trennen, und gewann sich auch wirklich zu Zürich den Bürgermeister Rudolf Schön und einige Rathsherren. Aber die Umtriebe desselben wurden entdeckt und vereitelt. Die Bürger von Zürich verbannten den gefährlichen Mann nebst seinem Anhang, und beschränkten durch einen geschwornen Brief die Gewalt von Bürgermeister und Rath, daß sie minder leicht in Mißbrauch verarte. Und die gesammten acht Orte der Eidsgenossenschaft, nebst Solothurn, auf der Tagsatzung in Zürich, richteten unter sich ein gemeinsames Kriegsgesetz auf (10 Brachm. 1393) und schworen: „muthwillige Fehde zu meiden, aber in Kriegsnöthen redlich zusammenzuhalten; in Schlachten, auch verwundet, bis nach der Entscheidung des Treffens, nicht zu fliehen, sondern das Feld zu behaupten; nicht zu plündern, ehe es der Feldhauptmann erlaubte; der Gotteshäuser und wehrlosen Frauen und Töchter zu schonen." Dieses Gesetz der Eidsgenossen ward vom Krieg, der bei Sempach begonnen und diesen Anlaß zur Einrichtung besserer Heerordnung gegeben hatte, der Sempacher Brief geheißen.

Als Oesterreich längere Dauer des Friedens begehrte, ward sie auf zwanzig Jahre festgesetzt und gehalten.

Diese schöne Frist war den Orten der Eidsgenossenschaft willkommen, um durch Einlösungen und Käufe ihr Recht

und Gemeinwesen zu vergrößern. Da war Keiner arm, sondern ein Jeglicher reich, wenn zu des Vaterlandes Ruhm gezinset und gesteuert werden sollte, so wie am Tage der Schlacht Jeder reich war an Muth und Blut. Das war eine güldene Zeit!

Da kauften die Züricher von dem verarmenden österreichischen Adel die Vogteien von Küßnacht am Zürichsee, von Höngg und Thalwyl; (dannen die Herrschaften Grünenberg, Regensberg und anderes viel; da erwarben die Luzerner Rothenburg ganz, Ebikon, Rechte auf Merischwanden und in benachbarten Dörfern am See der Waldstätte; pfandweise die Burgen von Wollhusen, Rußwyl und Entlibuch; da brachten die Berner viele Oerter und Rechte im Gebirge des Oberlandes an sich, das große Thal Frutigen, das schöne Emmenthal, die Landgrafschaft der Herren von Kyburg in Burgundien, von Thun bis zur Brücke von Aarwangen. Auch die Städte Solothurn und Basel erweiterten schneller mit Gold, als sonst mit Eisen, ihre Rechtsame und Gebiete. Mit Uri trat das uraltfreie Volk im Thal Urseren am Gotthard in ein ewiges Landrecht zusammen; und als die Amtleute des Herzogs von Mailand den Obwaldnern und Urnern das Vieh, welches diese auf den Jahrmarkt von Varese geführt hatten, wegen Streites um Zoll wegnahmen und Recht verweigerten, zogen Uri und Obwalden über das Gotthardsgebirg mit ihren Bannern und liessen das Volk des Livinerthals zu ihrem Schirm und ihrer Gewalt schwören. Es nahm ihnen Keiner dies wieder; denn selbst die Herren von Bellinzona, aus Furcht vor den Eidsgenossen, schlossen mit ihnen Landrecht.)

Also vergrößerten die Schweizer durch Geld und Verträge ihre Gebiete in den Friedenstagen, verschönerten ihre Städte und Flecken und verbesserten ihre Verfassungen. Friburg im Uechtland gab die alte Feindschaft gegen Bern auf und schloß mit demselben ewige Freundschaft und Burgrecht, auch mit der Stadt Biel ewigen Bund. Schaf-

hausen bildete in größerer Freiheit seine Verfassung der von Zürich nach. Als die Stadt Zug gegen die drei Gemeinden Menzingen, Bar und Aegeri, um Verwahrung von Banner und Landsiegel, in Hader fiel, der einen Bürgerkrieg drohte, vermittelten die bewaffneten Eidsgenossen Frieden und Recht. Glarus kaufte sich von den Zehnten und Rechten der Abtei Seckingen los, also daß Jeder zinsfrei wurde.

Das waren nach den Freiheitschlachten von Sempach und Näfels die Friedenswerke der Eidsgenossen.

---

## 19.

## Der Appenzeller Heldentage.

(Vom Jahr 1403 — 1411.)

Aber es hörten die Leute im Gebirg von Appenzell an den Sitterflüssen von den großen Schlachten und Werken der Eidsgenossen. Da dachten sie mit schwerem Seufzer an den Abt von St. Gallen, der ein gar harter Mann war, und ihnen die Reichssteuern unmäßig erhöhte, und dachten an die Böswilligkeit der Amtleute, die er ihnen setzte. Die Abgaben, kaum noch zu erschwingen, wurden mit Unmenschlichkeit eingetrieben. Der Vogt in der Schwändi ließ Käse, Milch und Butter schwer verzollen, und wer die Zollstätte vorbeiging, ohne zu entrichten, den packten zwei große angehetzte Hunde. Der Vogt zu Appenzell ließ, um sein Recht beim Todfall zu behaupten, da ihm das beste Kleid des Verstorbenen gehörte, sogar ein Grab öffnen, und nahm der Leiche den Rock, welchen arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten.

Da wurden die Menschen endlich voller Zorn und wollten solchen Mißbrauch der Gewalt nicht länger dulden. Sie sprachen: „So kann es nicht weiter gehen!“ und überfielen eines Tages die Burgen und jagten die Amtleute fort. Abt

Kuno zu St. Gallen hatte in dem Augenblick weder Kriegsvolk auf den Beinen, noch Geld, um es zu werben. Er wandte sich daher an zehn schwäbische Reichsstädte, mit denen er einen Bund hatte, und bat um Hilfe. Die Reichsstätte sandten warnende Boten zu den Appenzellern. Diese sprachen zu den Boten: „Wir wollen ja gern alle Schuldigkeiten dem Abte leisten; aber Unrecht mögen wir nicht dulden. Wir bitten nur, der Abt wolle seine Amtmänner aus rechtlichen Leuten wählen, die wir ihm vorschlagen wollen.“ Die Reichsstädte hielten Gericht zu Ravensburg, verwarfen den Vorschlag des Landvolks und setzten die verjagten Amtleute wieder ein, welche nun aus Rache doppelt drückten.

Mit der aufblühenden Stadt St. Gallen, die schon von den Kaisern große Freiheiten und mit andern Reichsstädten Bündniß hatte, war Abt Kuno auch in Zerwürfniß. Denn diese Stadt genoß, als ein guter Handelsplatz, wo vielerlei Handwerk gedieh, beträchtlichen Wohlstandes, und wäre gern vom Stifte ganz unabhängig gewesen. Da nun Appenzell und St. Gallen wegen ihrer Rechtsame gleiche Noth und Furcht hatten, schlossen sie mit einander Bund, sich in ihrem alten Herkommen gegenseitig zu schützen. Das mißfiel dem Abt gar sehr. Nun erst that er den Appenzellern mehr zu Leid als zu Lieb, wich ihren Klagen aus, und wollte ihren Bund mit St. Gallen nicht gelten lassen. Darüber ward das Landvolk ungeduldig, verlangte vom Abt Erklärung, wie er es meine, und griff zu den Waffen. Kuno floh erschrocken auf seinen Hof nach Wyl. Die zehn Reichsstädte traten abermals zusammen und richteten und sprachen: „Aemter soll der Abt mit Landleuten, aber ohne Vorschlag, besetzen; die Größe der Reichssteuer möge der Kaiser entscheiden; aber der Bund, welchen die von Appenzell zu St. Gallen geschworen, solle ab und todt sein auf ewige Zeiten.“ — St. Gallen ließ sich den Spruch wohlgefallen; aber das Volk in den Appenzeller Bergen schrie, es sei Verrätherei. Es sah wohl, daß die Herren in den schwäbischen Städten

vornehm und stolz thaten, und dem gefürsteten Abt lieber, als gemeinen Bauern zu Willen lebten. Darum kamen die Leute aus dem Gebirg zusammen, und die Rotten oder Rhoden des Landes schwuren unter ihren Rottenmeistern, und alle Gemeinden unter dem Landammann im Dorf Appenzell, bei der Sache ihrer Rechte in Noth und Tod mit einander zu halten.

Und weil sie von St. Gallen, der Stadt, verlassen waren, baten sie die Orte der Eidsgenossen, ausser Bern, um Bund. Fünf derselben verweigerten ihn bedenklich; Schwyz aber nahm Appenzell ins Landrecht auf, und Glarus ließ ausrufen: „Welcher tapfere und freiheitliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem solle es erlaubt sein."

Wie der Abt davon hörte und die Reichsstädte noch einmal das Volk von Appenzell drohend angemahnt hatten, beschlossen der Abt und die Städte, die Bauern durch Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Also rüsteten sie Reiterei und Fußvolk, die zur Stadt St. Gallen zogen, wo sie der Abt reich bewirthete. Dann rückten sie weiter; die Reiterei, schön gepanzert, voran; fünftausend Mann Fußvolks ihr nach. Der Zug ging über den Linsenbühel durch die Hohlgasse hinauf zur Höhe Vöglinseck, wo das Dorf Speicher liegt. Es war am 15 Mai des Jahrs 1403 in der Frühe des Morgens.

Die Appenzeller, wohlbelehrt, hatten zweihundert Männer von Glarus bei sich, und dreihundert von Schwyz, und als die Hochwachten auf den Bergen das Zeichen gaben, daß der Feind komme, erging der Sturm. Von Weib und Kind schied Jeder männlich, entschlossen, Alles für Alles zu wagen; und die Alten, welche nicht mitgehen konnten, segneten ihre Söhne. Zweitausend eilten hinauf zur Vöglinseck. Achtzig Appenzeller stellten sich oben in den Hohlweg, links und rechts neben demselben im Wald lagen die Glarner und Schwyzer.

Die Reiterei des Feindes ritt unerschrocken bergauf; da drangen die Achtzig gegen sie mit Schleudern und Speeren

ein; da fielen seitwärts Glarner und Schwyzer aus dem Gebüsch hervor gegen die Hohlgasse. Die Reisigen im engen Wege konnten sich nicht regen und wenden. Sie stürmten wilder bergauf, um die Ebene zu erreichen; aber dort trat ganz Appenzell in Schlachthaufen hervor, geführt vom Hauptmann Jakob Hartsch. Als die feindlichen Feldherren solches sahen, beschlossen sie, die Hohlgasse wieder abwärts zu ziehen, und die Appenzeller drunten im Freien zu erwarten. — Sie gaben Befehl: Zurück! — und durch den ganzen Heerzug am Berge scholl's: Zurück! Zurück! Da meinten die Hintersten, droben sei Alles verloren, es gelte Flucht. Entsetzen kam über sie. Appenzell, Glarus und Schwyz aber brachen zugleich von allen Seiten in den Hohlweg schlagend hinein, oben und unten. Verwirrung ward und erschreckliche Flucht nach der Stadt St. Gallen. Sechshundert in Eisen gepanzerte Reiter lagen todt im Hohlweg; die andern sprengten durch ihr eigenes Fußvolk. Ihnen auf den Fersen folgte mörderisch Schwert und Speer und Kolben der Appenzeller.

Nun entstand großes Wehklagen in den zehn Reichsstädten um verlorne Väter und Söhne, und die Städte wollten für den Abt nichts mehr wagen, und schlossen Frieden. Der Abt hingegen redete schimpflich auf die Städte und auf die Appenzeller, die ihm alle seine Burgen in ihrem Lande niederrissen und seine Güter verödeten. Er rief den Herzog Friedrich von Oesterreich an und sprach: „Appenzell wird eine zweite Schweiz, wenn man nicht wehret; und tritt Appenzell zu den Eidsgenossen, ist aller Adel und Oesterreich selbst in den obern Landen verloren!“ —

Herzog Friedrich verhieß, nach langem Unterhandeln, Hilfe, und sammelte vielen ritterlichen Adel und mächtiges Kriegsvolk. Damit zog er in getheilten Haufen gen Arbon und St. Gallen, das Land von zwei Seiten zu überfallen. Ehe denn er aber ankam, trat zu den Appenzellern vor die Landsgemeinde Rudolf von Werdenberg und sprach: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog in Tirol

sich aufmacht, wider euch zu streiten. Bedrängte müssen zusammenhalten; darum trete ich vor euch. Ihr kennet mich Alle. Hinter jenen Felsen ist Werdenberg, das Erbe meiner Väter; im Rheinthal haben meine Altvordern geherrscht. Alles hat mir die Habgier von Oesterreich geraubt; nichts mir gelassen, als mein Herz und mein Schwert. Das bringe ich euch. Lasset mich bei euch sein ein freier Landmann zu Appenzell, und mit euch leben und streiten!"

Also sprach er, und legte seine Rüstung und die prächtigen Grafenkleider ab, und nahm gemeine Hirtenkleidung an und lebte unter ihnen. Solches gefiel Allen an diesem Kriegshelden wohl, und sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Sie bauten Schanzen in den Engpässen und machten wieder Freundschaft mit der Stadt St. Gallen.

An einem regnerischen Tage (den 17 Brachmonds 1405) zog die größte Heerstärke Herzogs Friedrich aus Altstätten ins Rheinthal aufwärts gegen die Appenzeller Landmarken, und hinan den Berg an den Stoß. Mühsam war der Weg, schlüpfrig vom Regen der Gang über den kurzen Rasen der Wiesen. Vierhundert Appenzeller, mit einigen Glarnern und Schwyzern, wälzten dazu noch Felsenstücke und runde Träme von den Höhen gegen den Zug. Es hatten die Schaaren kaum die Mitte des Bergs erreicht, gab Rudolf von Werdenberg ein Zeichen. Da stürzten die Haufen von Appenzell unter großem Geschrei daher gegen die schon gebrochenen Ordnungen; voran war Rudolf, barfuß, wie die Appenzeller alle; so hielten die Füße sicherer am glatten Boden. Den Feinden halfen die Armbrüste nicht, denn diese waren vom Regen schlaff. Nun Speer und Schwert wider Schwert und Speer. Mit Verzweiflung stritt Oesterreich. Siehe, da trat hinterhalb auf den Höhen ein neuer langer Kriegszug von Appenzell hervor; der schien Oesterreichs Rückzug hindern zu wollen. Alsbald eilten die erschreckten Feinde bergab, Appenzell ihnen mordend nach. Aber die auf den Höhen waren die Weiber und Töchter von Appenzell gewesen, alle in Hirtenhemden. Die wollten mit

ihren Männern, Geliebten und Brüdern sterben für die Freiheit, oder siegen helfen. Nun flossen Blut und Regen in Strömen den Berg hinab. Sechs Stunden währte Schlacht und Flucht bis ins Rheinthal. Dann kehrte Appenzell zurück auf den Stoß, und dankte Gott knieend auf der Wahlstätte für den großen Sieg.

Herzog Friedrich war unterdessen verwüstend von anderer Seite her mit glänzenden Ritterschaaren bis vor die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen. Da er aber diese zu stark fand und er wieder umkehrte nach Arbon, fielen die Bürger von St. Gallen, vertheilt in mehrere kleine Rotten, den unordentlichen Zug an, und erschlugen der Oesterreicher viel am Hauptlisberge. Solche Schande schmerzte den Herzog sehr, noch mehr aber, als er die Niederlage seiner Leute am Stoß vernahm. Da schwor er, nicht ungerächt von hinnen zu ziehen. Er ließ aussprengen, er kehre von Arbon nach Tirol heim, und rückte auch mit seinem Kriegsvolk wirklich dem Rhein zu. Aber angekommen beim Dorfe Thal, ließ er seine Schaaren plötzlich gegen Appenzell die Wolfshalde hinaufsteigen. Er hoffte das Hirtenvolk unerwartet mit Schrecken zu überfallen. Allein Alles war den Appenzellern schon verrathen. Vierhundert derselben stürzten mit Geschrei gegen das österreichische Kriegsvolk, welches ohne Argwohn und sonder Ordnung des Weges zog. Es stellte sich eilends bei der Kirche vortheilhaft. Der Kampf ward grimmig. Vierzig Appenzeller waren schon in den Tod gegangen, ehe des Herzogs Reihen gebrochen werden konnten. Dann aber ging die Flucht der Oesterreicher die Wolfshalde hinab allgemein. Jeder erschlagene Appenzeller wurde durch den Tod von zehn fliehenden Feinden bezahlt.

Da verfluchte der Herzog diesen Krieg, und ritt nach Tirol zurück.

Die Appenzeller, deren Ruhm und Schrecken weit durch's Land ging, schlossen nun Bund auf neun Jahre mit St. Gallen; rächten den Rudolf von Werdenberg an Oesterreich und eroberten ihm das Erbe seiner Väter zurück aus Dank-

barkeit; halfen dankbar den Schwyzern das Thal Wägi und die untere March von den Herzogen von Oesterreich erobern, und drangen durch Vorarlberg in's Tirol, bis Landeck, wo sie des Herzogs Söldner schlugen. Schon sprach der Tiroler Landmann am Inn und an der Etsch: „Was kümmert's uns? Lasset uns freie Schweizer werden!" — Da vernahmen die Appenzeller, der Herzog rufe am Bodensee die Macht des Reichs gegen sie auf. Also eilten sie aus Tirol heim. Doch fanden sie keinen Feind.

Der Krieg wüthete in's fünfte Jahr. Appenzell, siegreich, furchtbar am Bodensee, an der Thur, am Inn gegen alle Feinde, eroberte über sechszig Burgen, brannte von diesen über dreißig nieder, und belagerte zuletzt die Stadt Bregenz, doch ohne Glück.

Dann erst nach großem Leiden aller Gegenden ward zum Frieden geschritten. Der König der Deutschen wollte selbst richten, aber Appenzell fand seine Sprüche parteilsch. Unter Vermittelung von Schwyz bekam Abt Kuno seine rechtmäßigen Gefälle wieder; doch alle herrschaftliche Gewalt und Rechte verlor er über Appenzell auf immer. Oesterreich machte Waffenstillstand auf einige Jahre und nahm das Rheinthal wieder an sich.

Die Appenzeller, zufrieden mit der Freiheit und Unabhängigkeit im heimathlichen Gebirg, traten am St. Katharinatag 1411 mit den Eidsgenossen, doch mit Bern nicht, in Landrecht und Bund; versprachen, ohne Willen der Schweizer keinen Krieg mehr zu unternehmen, und ihnen mit ganzer Macht auf eigene Kosten in Kriegsnoth beizustehen. Die Schweizer hingegen behielten sich vor, an diesem Bund mehren oder mindern zu können, alle insgesammt, oder jeder Ort besonders, und wenn sie den Appenzellern in einem Kriege helfen müßten, nicht anders als auf Appenzells Unkosten.

Die Einrichtung dieses Bundes, der beiden Theilen nicht gleiche Vortheile gab, beweiset, wie viel die Appenzeller für Behauptung ihrer neuen Unabhängigkeit fürchteten, daß sie

den Bund mit den Eidsgenossen um jeden Preis eingehen wollten; und wie viel hinwieder die Eidsgenossen fürchteten, durch das kriegerische Volk von Appenzell in blutige Händel mit dem Auslande verwickelt zu werden.

---

## 20.

## Wie die Eidsgenossen sich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrschaften errichten.

(Vom Jahr 1412 — 1418.)

Nachdem die tapfern Leute im Appenzellergebirg ihre Freiheit erstritten, und mit den Eidsgenossen Bündniß hatten, waren sie wohl zufrieden und begehrten keinen Krieg mehr. Auch Herzog Friedrich von Oesterreich sah ein, daß böse sei mit einem Volke kriegen, welches, stark durch Eintracht für sein Recht, lieber das Leben, als die Unabhängigkeit fahren läßt. Er sah auch die Eidsgenossen schon so mächtig geworden, daß er sich bald ihre Freundschaft lieber, als ihre Feindschaft wünschte. Derohalben trat Herzog Friedrich zu ihnen und schloß mit den acht freien Staaten oder Orten, aus welchen die Eidsgenossenschaft bestand (am 28 Mai 1412), fünfzigjährigen Frieden, und bestätigte ihnen Alles, was sie besaßen. Und sie hinwieder bestätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Auch mußten sechszehn Städte in seinen Erblanden, Schafhausen nämlich und Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden, Diessenhofen, Baden, Rapperschwyl, Brugg, Bremgarten, Zofingen, Sursee, Lenzburg, Mellingen, Aarau und Frauenfeld, den fünfzigjährigen Frieden beurkunden.

Allein dieser währte kaum drei Jahre. Denn es begab sich jetzt, daß Siegmund, der König der Deutschen, gen Konstanz ritt, wo zu derselben Zeit eine große Kirchen-

versammlung gehalten ward, um vieler Zwietracht in der christlichen Kirche ein Ende zu machen. Dazu waren aus fernen und nahen Landen die vornehmsten Prälaten gekommen und die Gesandten der Könige und Fürsten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn, und vielen andern Reichen. Sie wollten richten und schlichten, weil zu Prag in Böhmen ein Priester, genannt Huß, neue Lehre verkündet, und gewaltigen Anhang gefunden hatte, welcher der katholichen Kirche absagte. Auch war dazu noch die katholische Kirche in sich selbst zerrissen, denn sie hatte, statt eines Papstes, drei Päpste, in Italien und Frankreich, die sich einander verdammten und in Bann thaten. Das gab gar großes Aergerniß in der Christenheit.

Als nun die geistlichen und weltlichen Herren zu Konstanz beisammen saßen, gerieth Herzog Friedrich mit dem König Siegmund in Streit. Denn der Herzog weigerte sich, nach Konstanz zu kommen, und vom Könige seine Lehen zu empfangen, nach altem Brauch. Auch die Versammlung der Kirchenfürsten ward voller Erbitterung gegen diesen Herzog, weil er einen der Päpste, Namens Johannes, in seinen mächtigen Schutz nahm, den man absetzen wollte. Darum erklärte die Kirchenversammlung den Herzog, weil er hartnäckig Gehorsam weigerte, unter den Judasfluch und hohen Bann; der König aber erklärte ihn zum Hochverräther an seiner Majestät und am Reich, und entsetzte ihn aller fürstlichen Würden und sprach ihn aller seiner Lehen verlustig. Es wurden darauf des Reichs sämmtliche Getreue gegen den Herzog aufgeboten, desgleichen auch die Eidsgenossen. Der König bot die Stadt Schafhausen gegen den Herzog, ihren Herrn, auf, und gab ihr zum Lohn Unabhängigkeit, daß sie, gleich andern freien Städten, unmittelbar unter dem Reich stehen solle. Das ergriffen die Schafhauser begierig. Auch Frauenfeld, Diessenhofen und fast der ganze Thurgau gehorchten um solchen und ähnlichen Preis dem Könige.

Die Eidsgenossen trugen aber billig Bedenken, einen Frieden zu brechen, welchen sie kaum erst mit dem Herzog auf fünfzig Jahre hinaus beschworen hatten. Zwar die heilige Kirchenversammlung sprach sie von aller Sünde frei, und der König sagte zu ihnen: das Land, was ihr von Oesterreich, euerm Erbfeind, erobern werdet, soll in ewigen Zeiten euer Eigenthum bleiben. Allein die in den Waldstätten, auch Zürich, Zug, Luzern und Glarus, antworteten: „Wir können uns mitnichten bereden, daß eine solche treulose That rühmlich sei."

Anders dachte jedoch Bern. Die Gelegenheit schien allzugünstig, eigene Herrschaft zu erweitern und Oesterreichs Gewalt in der Nachbarschaft zu vermindern. Bis zu diesen Tagen hatte die Stadt ihr Gebiet nicht durch das Schwert, nur allein durch Vertrag, meistens durch Kauf vergrößert gehabt. Nun aber redete Bern mit Zürich und sprach: „Recht und Ehre gestatten den Krieg, denn Reich und Kirche befehlen ihn; die Stunde des Untergangs aller Feinde unserer Altvordern ist jetzt erschienen!" Und als die Eidsgenossen länger zögerten, sandte der König wiederholt seine Boten an sie, und wiederholt drohte auch die Kirchenversammlung, sämmtliche Eidsgenossen in Bann zu thun, wenn sie nicht gegen den Herzog in's Feld rückten.

Eilfertig rüstete Bern sein Kriegsvolk. Als Zürich solches sah, wollte es auch nicht zurückbleiben, sondern Theil an der Beute haben. Nun folgten auch die übrigen Eidsgenossen dem Gebot des Königs und der Kirche; nur Appenzell nicht.

Wie aber die Städte und Edelleute im Aargau dieses und das Unglück ihres Herrn, des Herzogs Friedrich, vernahmen, traten sie im Frühling des Jahrs 1415 zu Sursee in einen Landtag zusammen. Und die Städte sprachen: „Lasset uns zwischen Oesterreich und Schweizerland unparteisam bleiben, und die landesfürstlichen Rechte neben unsern Freiheiten bewahren. Jetzt ist's an der Zeit, daß ganz Aargau einen ewigen Bund gemeinschaftlicher Vertheidigung

schwöre. So kann es als eigener, freier Staat zur schweizerischen Eidsgenossenschaft treten, ohne Furcht eines Größern, ohne Beherrschung von Seinesgleichen, und allen Orten der Schweizer in Würde und Schicksalen gleich."

Der Hochmuth der Freiherren und Edelleute aber verschmähte, mit diesen Städten gemeine Sache zu machen. Lieber wollten sie den Fürsten dienen, als Bürgern gleich stehen. Also ging der Landtag auseinander ohne Nutzen. Doch beschlossen die Städte zuvor, sich in den Schirm der ganzen Eidsgenossenschaft zu begeben. Aber auch dies schon zu spät.

Denn wie die Boten der Städte zu den Eidsgenossen ritten am frühen Morgen, sahen sie schon von allen Anhöhen die Sturmzeichen der Schweizer und deren Banner und Schaaren im Anzuge. Also ritten sie betrübt wieder heim.

Es zogen die Kriegshaufen der Berner gegen Zofingen, ängsteten die Stadt einige Tage lang, und zwangen sie, dem Herzog zu entsagen, und zum Reich und zu Bern zu schwören. Rechts von Zofingen standen die Wyken, vier Burgen, auf der Felsenhöhe; die Berner nahmen drei, und in die vierte drangen die Luzerner. Links Zofingen lag Aarburg, die Veste, nebst dem Städtlein an der Aar; beide nahm Bern, die zwei Wartburgen auf benachbarten Berggipfeln dazu. Der Zug ging gegen Aarau; den Bernern hatte Solothurn, auch Biel, Neuenburg und Neustadt, Beistand geschickt. Aarau, doch bei weitem nicht mit den Stimmen aller Bürger, übergab sich, unter Vorbehalt seiner Freiheiten, in den Schirm des römischen Reichs und der Städte Bern und Solothurn. Gleichermaßen wurden auch Brugg und Lenzburg durch Vertrag eingenommen; viele Burgen im Aargau dazu, Trostburg, das in Flammen aufging, Ruod, Brunegg und andere. Also eroberten die Berner binnen wenigen Wochen siebenzehn fest Burgen und ummauerte Städte und eine weite, reiche Landschaft, ohne allen Verlust, durch raschen Ueberfall. Nur vor dem Schlosse Wildegg, wo die tapfern

Freiherren von Hallwyl Widerstand versuchten, wurden vier Mann erschlagen.

Zu gleicher Zeit waren die Banner von Luzern über Sursee vorgerückt und hatten sich der obern Gegenden an der Sur, Wiggern, Aa und Winna bemächtigt, bis sie an die Eroberungen der Berner stießen; und weiter gegen Morgen hin bemeisterten sie sich der fruchtbaren Landschaften bei Reichensee, Meyenberg und Villmergen.

Die Züricher aber waren schon über den Berg Albis in das freie Amt Knonau gezogen; das mußte zu ihnen schwören. Ein anderer Haufe rückte der Limmat nach, Dietikon nehmend, gegen Baden im Aargau.

In denselben Gegenden, wo die Limmat und Reuß sich der Aar nahen, stießen die Fahnen der sieben Orte der Eidsgenossenschaft zusammen, und gemeinschaftlich eroberten sie, was hier noch von Oesterreichs Erblanden übrig blieb: Mellingen, Bremgarten, Baden. Mellingen behauptete seine Treue zum Herzoge vier Tage lang; stärker noch widerstand Baden. Denn im Schlosse, auf dem Stein, ob Baden, lag der Herr von Mannsberg mit vielem Kriegsvolk. Als aber die Büchsen der Berner einen Theil der Mauern niedergeworfen hatten und den Belagerten Wasser mangelte, ward auch der Stein von Baden übergeben und zerstört. Weit in's Land leuchtete die Flamme der alten Burg.

Nachdem die Eroberungen vollbracht waren, richteten die Eidsgenossen ihre neuen Herrschaften ein. Was Bern, Zürich und Luzern mit eigenen Waffen gewonnen, behielt jede der drei Städte für sich, in den Rechten, wie unter Oesterreich gewesen. Was gemeinsam gewonnen war, sollte ungetheilte Herrschaft Aller sein; nur ward Bern von dieser Theilnahme ausgeschlossen, weil es sonst zu viel hatte.

Aber Uri sprach: „Wir hören, der König hat sich mit Herzog Friedrich versöhnt. So laßt uns lieber dem König, was wir genommen, zurückgeben, damit er dem Herzog das Seine wieder erstatte. Denn nicht unser, sondern des Kö-

nigs, war dieser Krieg. Wir, o Eidsgenossen, wir vom Land Uri wollen keinen Theil an dem, was nicht unser ist. Unsere Väter haben die Sitte auf uns gebracht, unverfälschte Treue höher als Alles zu achten!"

Die Uebrigen spotteten deß und sprachen: „Wie vorwitzig, wie göttlich sind denn die von Uri; sie müssen immer etwas Besonderes haben!" Und sie beschlossen: „wechselsweise solle, da Uri nichts verlange, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus einen Landvogt auf zwei Jahre in diese gemeinsamen Vogteien hersenden, und jährlich sollen Gesandte aller theilhabenden Städte die Verwaltung und Berechnung der Einkünfte untersuchen."

Also behielten die Eidsgenossen ihre Eroberung, und sie ward ihnen auch vom König bestätigt. Und sie herrschten nun über diese Lande, statt Oesterreichs, und hatten, als freie Bürger in Städten und Orten, Fürsten gleich, die Zahl ihrer Unterthanen groß vermehrt.

## 21.

## Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Herrn Zoppo Kunst.

(Vom Jahr 1419 — 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre seit der That Wilhelms des Tellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienstbar, hatten sich nun selbst Andere dienstbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen sie sonst gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Felsen her den Städten gedroht hatten, warben nun entweder demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften denselben ihre Ländereien und zogen ausser Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müssen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenossenschaft

ihre Kraft und wurden kriegerisch-stolz, und ihre Krieger-Ehre liessen sie nicht ungestraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das sah man in den Händeln um Wichard von Raron, den Landeshauptmann von Wallis.

Es war nämlich geschehen, daß die Eidsgenossen, als sie mit den Urnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Ossolathal besetzt und schwache Besatzung daselbst gelassen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Ossola zu lassen, hatte es dem Herzog von Savoien verkauft. Dieser schickte Kriegsvolk nach Ossola durch Wallis; der Freiherr von Raron zeigte den Weg durch's Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davonziehen.

Es sprach der Herr von Raron: „Wäre ich dabei gewesen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen.“ Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Urner; sie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten sie die Landleute im Wallis gegen ihn auf. Die Landleute im Wallis hatten schon vielerlei Klagen gegen ihn, daß er unbewilligten Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtschaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg sagten: „Soll Wallis in seinen alten Rechten bleiben, muß man den großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müssen alle Ehrenmänner helfen.“

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menschenantlitz geschnitzelt war, und wanden Ruthen und Dornen herum; dies stellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Wallisern die Matze genannt. Die Matze stellten sie auf einen öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule als Matzenmeister und hielt sie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Gestalt an und sprachen: „Matze, warum trauerst du? Matze, warum bist du hier?“ Sie aber antwortete nicht. Andere fragten: „Matze, wir wollen dir helfen; zeig' an, gegen

wen? Fürchtest du den Sillenen? Macht dir der Asperling Pein, oder der Henngarten?" Die Matze stand und schwieg. Als man aber den Landshauptmann von Raron nannte, verbeugte sie sich tief bejahend. Darauf erhoben sie die Matze, trugen sie durch alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen.

Als der Herr von Raron den Aufstand des erbitterten Volks sah, floh er nach Savoien und schrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute legten aber seine große Burg auf der Höhe ob Siders, und seinen Thurm und des Bischofs Veste ob Leuk in Asche, und belagerten sein starkes Schloß Beauregard auf dem Felsen hoch über Chippis. Alles zerstörten sie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete sich, ihm beizustehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten sich an Uri und Unterwalden, errichteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenseitiger Hilfe, und versprachen, ihnen wieder zum Besitz von Ossola zu helfen, welches Thal an Wallis stößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchsten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliser auch, und das ganze Eschenthal oder Ossola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm sich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenossen an und forderte Recht für denselben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug in's Wallis thun und bot die Eidsgenossen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten sich, auch Luzern. Da drohte fast ein Krieg unter den Eidsgenossen selbst. Solches Unglück zu verhüten, setzten die unparteiischen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem sie für und wider Raron Alles angehört hatten, sprachen sie: „Vor Allem muß Wallis erst den Freiherrn in sein geraubtes Eigenthum wieder einsetzen; dann soll er dem Lande Recht halten um alle Klagen."

Allein die Parteiführer im Wallis wollten diesen Spruch nicht, und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zusammen, fielen in's Oberhasli ein und raubten die Schafheerden und führten sie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern in's Wallis eingedrungen wäre, und übel gehauset habe. Sofort schickte Bern zur Sicherheit seiner Päſſe einen Gewalthaufen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliser aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntausend stark, durch die höchsten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetsch gegen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Beistand von Schwyz; aber den Wallisern, wegen ihrer Halsstarrigkeit, keiner von Uri, noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das weite Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantschen, ermannte sich und seine Mitbürger durch herzhaften Sinn und sprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen vordringen sah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unsere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig auf's Haupt geschlagen? So lasset uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder den ruhmreichen Tod suchen!“

So schrie er und stürzte mit vierhundert tapfern Wallisern in die Tausende der Eidsgenossen aus einem Hinterhalt, da sie sorglos vorbeizogen. Brantschen stritt als ein Held. Vierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da starb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entsetzen war unter den Bernern. Sie wankten. Da erschien der Zuzug von Schwyz, der zwang die Walliser, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte sie. Folgendes Tages zogen die Schweizer

aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute gestritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühsam liessen sich die Walliser endlich gefallen, dem Freiherrn von Raron seine Herrschaften zurückzuerstatten und für allen erlittenen Schaden nur zehntausend Gulden zu geben; den Bernern aber für Kriegskosten eben so viel; dem Hochstift Sitten viertausend. Das geschah im Jahre 1420, wenige Monden nach der Heldenthat des Thomas Brantschen. Aber der Freiherr von Raron starb fern von seinem Vaterlande. Auf ewig war der Glanz seines Geschlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verstanden hatte.

Unterdessen hatte der Herzog von Mailand noch gar nicht das Ossolathal vergessen können, und er ward zorniger, wie er bald darauf hörte, daß die Eidsgenossen von den Freiherren von Sax, den damaligen Herren von Bellinzona, diese Stadt und die ganze Landschaft vom Livinenthal bis zum Langensee um zweitausend vierhundert Gulden erkauft hätten. Heimlich rüstete er, und überfiel dann mit großer Macht Ossola und Bellinzona. Alles, sogar Livinen, mußte ihm Treue schwören.

Zu spät brachen die Eidsgenossen zur Rache auf. Seit Eroberung des Aargaues war schon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte sie verzögert. Zwietracht schwächte auch den Ruhm ihres blutig erkauften Sieges, als sie über den Gotthard gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht gestoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenossen gegen welsche Kunst und Verzweiflung gestritten. Es sanken viele edle Helden vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Püntiner, Landfähnrich von Uri, und der greise Peter Kolin, Ammann und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel Kolin mit dem Banner vor seiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor. und hob es blutig

über die Schlachthaufen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geschah am 30 Brachmonat 1422.

Traurig um so viele Todten und den schlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenossen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten sie besetzt. Jahre lang haderten sie um das, was geschehen müsse, und brauchten halbe Mittel mit halber Lust, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdroß den Petermann Rysig, einen herzhaften Mann vom Lande Schwyz. Der sammelte fünfhundert kühne Leute zu sich, ging mit denselben über den Gotthard, dann rechts in's Ossolathal über die Berge, vertrieb da die mailändischen Besatzungen und hielt fest. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Rysig hielt fest. Nun erst erwachten alle Eidsgenossen, durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Ossola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Rhätien kamen Hilfsvölker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in große Verzagtheit; aber was er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen konnte zu erstreiten, das erwartete er noch von seiner Klugheit.

Und er sprach zu seinem Kammerherrn Zoppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenossen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Zoppo, fuchsklug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherren und war sehr freigebig dazu; trennte sie von einander; bewog erst Uri, Nidwalden und Luzern, für sich abgesondert Frieden zu schliessen, und gewann durch geheime Verbindungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahre 1426 liessen die Eidsgenossen um einunddreißigtausend und einige hundert Gulden, und um einige Vortheile und Zollbegünstigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Ossolathäler, Bellinzona, ja selbst Livinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenossen zogen heim. Petermann Rysigs Heldenwerk war eitel

gewesen; umsonst hatte vor Arbedo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern ist nie ein gewaltiges Kriegsheer so furchtbar gewesen, als ein Herr Zoppo!

## 22.

## Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit.

(Vom Jahr 1426 — 1436.)

Aber in derselben Zeit, da die Eidsgenossen um Geld verkauften, was sie mit dem Blute so vieler Helden erworben hatten, zog ein anderer Geist durch die Thäler der hohen rhätischen Gebirge; das war der Geist der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkischer Zeit dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und andern geistlichen Herren und zahllosen Grafen, Baronen und Adelichen zinsbar, unterthänig und leibeigen. Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrecht, aber vom Bischof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dörfern litten gar sehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beständig unter einander führten; und litten eben so sehr im Frieden von der Härte und Grausamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je bösere Tirannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch seine Tellen.

Als nun Willkühr, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchsten gestiegen waren, da erinnerten sich die armen Leute in Rhätien, daß sie auch Menschen seien, und Gott ihnen, als seinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tirann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth alles Volks zur Errettung seines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thal des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbrauset gegen Tirol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Der grausame Kastellan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein noch in derselben Nacht zuführen. Deß erschrack des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Tochter verzweifelte fast. Adam aber faßte ein Herz und sprach zu den Knechten: „Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen selber in's Schloß bringen!“

Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden; sein Herz war voller Wuth, sein Auge voller Gluth. Er erzählte den Leuten, was geschehen sei, und rief: „Sind wir, Menschen, dieses Herrn Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Brust, und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühschein des Morgens führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut geschmückt, nach Gardovall. Einige der Verschwornen folgten, wie im Brautgefolge; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalt versteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten, Alle bewaffnet.

Kaum sah der Kastellan das Mägdlein ankommen, sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses hernieder, und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stieß es durch das geile Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft der Zwingherren.

Im weidereichen Thale Schams, das sich zwischen hohen

Alpen freundlich aufthut, waren die Herren in den Schlössern Bärenburg und Fardün unmenschliche Bösewichte. Sie thaten mit dem Volk, was ihnen beliebte, auch das Schändlichste, und das Volk litt und schwieg. Nicht also litt und schwieg der starke Johannes Chaldar. Da man ihm zwei Rosse des Herrn von Fardün in seine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Rosse zu Boden schlug. Dafür mußte er in Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tausend Thränen wieder erlösen konnten.

Als Chaldar wieder froh bei den Seinigen war, und in seiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber sah stolz auf sie herab und spuckte ihnen in den Brei. Da loderte Chaldars Zorn, wie Wetterflamme; in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte sich Chaldars Faust: „Nun friß den Brei, den du gewürzet hast!“ schrie Chaldar und stieß den Kopf des bösen Wichts in die besudelte Speise und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen stürzten Fardün und Bärenburg zusammen.

Gleichwie in diesen Thälern die Oberherrn durch harten Sinn und unbarmherziges, ruchloses Wesen die Freiheit beförderten, so halfen sie in andern Gegenden Rhätiens durch ihre eigene Herrschsucht dazu. Bischof Hartmann von Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und das in vielerlei Dörfern und Thälern oft zwischen Feindesland zerstreut liegende Gebiet seines Gotteshauses nicht aller Orten selbst schützen konnte, gab er den unterthänigen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrer eigenen Beschirmung unter sich und mit benachbarten Thälern und Ortschaften Bündnisse zu schliessen. So errichteten (schon im Jahr 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergün einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams,

Domleschg und Obervatz. Das war der erste Grund des nachherigen **Gotteshausbundes**.

So thaten auch die Grafen und Herren im rhätischen Oberland unter sich; und vereint mit dem untereinander verbündeten Landvolk der Thäler, errichteten sie mit ihren Nachbarn, den Glarnern (im J. 1400 schon), einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Bischofs von Chur.

Aber in den Bünden der Thalschaften waren allezeit die Rechtsame groß und klein ihrer verschiedenen Herren vorbehalten; und diese Rechtsame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Gesetz, als ihre Gewalt und ihre Lust. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unsicherheit auf der Landstraße.

Solchen Leiden ein Ende zu machen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten sich im rhätischen Oberlande mehrere rechtschaffene, entschlossene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen sie zusammen zwischen der Abtei **Disentis** und dem Städtlein **Jlanz**, dem ersten ummauerten Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorf **Truns**, kamen sie zusammen und unterredeten sich; und ihre Beschlüsse theilten sie darauf den redlichsten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

Dann sandten an einem und demselben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes ihre verständigsten und ehrbarsten Mitbürger an die verschiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beschwornen Vertrag Aller mit Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtsame des Vornehmsten und Geringsten.

Die Herren erschracken vor dem Ruf, der plötzlich aus den Wäldern von Truns an sie erscholl; und sie gedachten der Begebenheiten, die sich hundert Jahre zuvor in der schweizerischen Eidsgenossenschaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Disentis, Herr **Peter von Pultinga**, sprach zuerst dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherrn von Rhäzüns und Andere,

aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Bisthum Chur, um sich gegen dasselbe zu stärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren bescheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Truns, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zusammen, und schworen zur heiligen Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der wahren Rechte des Höchsten und Niedrigsten. Das geschah im Maimonat des Jahres 1424. Und so entstand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch den Beitritt von den Thälern Misox und Calanca vollendet in seinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner schon für sich selbst bestanden, und ausserdem noch viele Landschaften, gegen Tirol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bund gehörten, sondern zu den weiten Herrschaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab sich aber bald nachher, daß dieser reiche Graf kinderlos starb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbschaft entstand. Da traten die Männer aus den Gebieten, Ortschaften und Gerichten zusammen, die dem Hause Toggenburg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, auch vom Chorherngericht Schiersch, von Malans, Maienfeld, Belfort, Churwalden, Ausser- und Inner-Schalfik. Die sprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelassene sind, so lasset uns, gleich den Leuten des Gotteshauses und Oberlandes, in diesen Bergen einen Bund aufrichten, der soll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unserer herkömmlichen Rechte; für Beistand in Noth und Tod. Keiner soll einen Andern belangen ausser Landes, noch Bündniß schliessen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlassenschaft von Toggenburg entschieden ist, wollen

wir dem künftigen Erbherrn sein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er soll unsern Bund nicht lösen können." — So sprachen sie, und beschworen Alles gar feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das ist der Ursprung vom Bünd der zehn Gerichte.

Also erwuchs eine neue Eidsgenossenschaft in den drei Bünden des rhätischen Felsenlandes. Und die Rhätier wurden von der Zeit an Bündner geheißen.

---

## 23.

## Der Streit um die Toggenburger Erbschaft.

(Vom Jahre 1436 — 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Bündnern, ganz andere bei den Schweizern; dort rief er ein herzhaftes Volk zur Freiheit und Eintracht; — hier blies er, durch Habsucht und Ehrgeiz, die Flammen des schmählichen Bürgerkriegs hervor.

Sobald nämlich der reiche Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geschlossen hatte, meldeten sich vielerlei Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenseits des Rheines; vieles vom Zürichsee längs den Appenzeller Bergen bis Tirol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrschaft Uznach, die obere Mark, Windegg im Gaster, das Rheinthal, die Herrschaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war sonst davon manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Elisabeth, die Wittwe des Verstorbenen, eine rechtmäßige Erbin zu sein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widersprachen ihr und verlangten für sich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verstorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieses Rechts, auch über das Erbe mitreden zu können; und Schwyz

hinwieder eben so, den der Graf hatte in Schwyz das Landrecht gehabt.

Frau Elisabeth, um stärkern Schirm zu empfangen, schloß sich enger an die Stadt Zürich und gab derselben Uznach, den Uznacherberg und Schmerikon mit Brief und Siegel zum Geschenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß sie der Wittwe alle Veräusserungen aus der Erbschaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen des Grafen, die da wohnten in Lichtensteig, im Neckerthal, Thurthal, St. Johannserthal, Uznach und am untern Wallensee, und sprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unser verstorbener Herr uns bei seinem Leben noch wohl versorgen wollte, damit wir nach seinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Also nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landsleuten auf.“ Und die Leute der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweise gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oesterreich, er wolle sie wieder, als seine treuen Angehörigen, einlösen. Das that er. Wie er aber sah, daß sie es nicht redlich meinten, ließ er sie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geschworen, ward die Stadt zornig und drohete sehr, dieweil Uznach ihr eigen Gut wäre. Die Schwyzer aber legten etwas Volks in die Mark und gen Uznach zu ihren neuen Landleuten, um sie vor Gewalt zu schützen; schlugen den Zürichern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf, um im Nothfall durch Glarus stärker zu sein.

Seitdem die Regierungen in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren sie gar hoffärtig geworden; wollten wohl für sich die Freiheit geniessen, aber sie keinem Andern geben; wollten lieber Unterhanen, als freie Mitbürger, ihnen an Rechten gleich. So wenig sie den Aargau ehemals zu einem freien Mitstand im eidsgenössischen Bund hatten

aufnehmen mögen, so wenig dachten sie für Toggenburg an Besseres. Unterthanen wollten sie.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagsatzung zu Luzern versuchte umsonst liebreiche Ausgleichung. Man ging vielmehr erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich stand der Bürgermeister Rudolf Stüßi, und an der Spitze von Schwyz der Landammann Itel Reding von Bieberegg. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber sie haßten einander, und jeder sorgte nur für seinen Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenossenschaft.

Nun ward zum erstenmal gesehen, in welches Verderben und Unglück Selbstsucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn diese ihren Vortheil dem Vortheil des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte schon den Untergang der alten schönen Eintracht bei der damaligen großen Theurung (im Jahr 1439), erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernten zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton versperrte schnöderweise dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, so daß natürlich bei Allen die Noth desto größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bedräueten einander darum mit dem Schwert.

Größeres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenossen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ sich denselben gefallen, aber Zürich keineswegs. Sondern es nannte die Eidsgenossen parteiisch, denn diese hätten Uznach den Schwyzern gelassen, obwohl es von der Gräfin Elisabeth an Zürich verschenkt sei; und von Gaster und Windegg hätten sie kein Wort gesagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und selbst gegen Abmahnung der Eidsgenossen, diese Landschaften an sich gezogen hätten.

Bürgermeister Stüßi sprach: „Also muß das Schwert entscheiden!“ Doch sandte er zuvor einen offenen Brief an die Schwyzer, worin er sie aber nicht mehr Eidsgenossen hieß. Und er schlug ihnen vor, beim römischen König Recht

zu nehmen, welcher Haupt sei des deutschen Reichs, zu dem sie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut sein; aber das ist nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenossen unsere ewigen Bünde geschworen haben."

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit ihrem Kriegsvolk gegen einander am Ezelberg. Droben lagen die Schwyzer, drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stüßi selbst zog gegen die Mark hinauf; aber er fand sie von Glarus und Schwyz so wohl verschanzt und besetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Ezelberg kamen zu Itel Reding Boten von Uri und Unterwalden. Und sie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Versuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenossisches Blut durch eidsgenössische Hand vergossen würde. — Doch in dem Augenblick floß schon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte sich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer gewesen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenossen, daß Waffenstillstand wurde und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römischen König, als bei den Eidsgenossen Recht zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenossen zornig gegen Zürich. Zürich rüstete und Stüßi zog mit mehr denn sechstausend Mann gegen den Ezelberg, wo droben Schwyz und Glarus kampffertig standen, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden stieß.

Da geschah es wunderbar in einer Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und Alle flohen in der Nacht mit Entsetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Ezel stiegen nun herab und verheerten und besetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenossen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angst und Verwirrung, da sie sich von aller Hilfe verlassen sah, und sie unterhandelte von Neuem und ließ sich den Rechtsspruch der Eidsgenossen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Also machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geschah in demselben Jahre (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weise durch Kauf von den wohlbegüterten Herren von Moos das Dorf Merlischachen am Waldstättersee erwarb, und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geschehen, daß einigen Urnern sowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit versagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie sie vom Ezelberg zurückkamen, stracks über den Gotthard und besetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerstand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüstet, mußte den Frieden theuer wieder kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdessen war Herzog Friedrich von Oesterreich, ein Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, Kaiser geworden. Der hatte öffentlich gesagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen.

Solches vernahm Bürgermeister Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn sie waren voller Zorn über die Eidsgenossen. Zürich, der Vorort des Schweizerbundes, hätte er seiner eigenen Kränkung großmüthig vergessen, hätte er jetzt gegen Oesterreichs gefährliche Anschläge mit edelm Muthe warnen können: in wie ehrwürdiger Majestät wäre seine Tugend den nachkommenden Geschlechtern erschienen und allen Eidsgenossen damals! — Aber Zürich kannte nur die Rache, fühlte nur seine Wunden; ging dem Kaiser nach;

schloß heimlich bösen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenossen. Es mangelten große Seelen. Das schnöde Werk ward im Jahr 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, schrien die Eidsgenossen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und sie ritten auf Tagen zusammen und mahnten Zürich, vom österreichischen Bündniß loszulassen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nun nicht vom Kaiser. Dieser schickte seinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in dessen Hand feierlich den Reichseid schwor, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Züricher auch die weißen Kreuze ab, das Unterscheidungszeichen der Eidsgenossen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oesterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere steckten den kaiserlichen Adler auf und die österreichische Pfauenfeder.

Das schmerzte die Eidsgenossen bitterlich, das trieb den Grimm in die Brust alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todtschlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg sämmtlicher Eidsgenossen gegen Zürich los.

## 24.

## Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1443 — 1450.)

Doch Zürich fürchtete sich keineswegs, als die Eidsgenossen den Krieg ansagten; denn es hoffte auf des Kaisers mächtige Hilfe. Auch waren schon durch Oesterreichs Aufgebot, nebst Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, selbst Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beistand zugeeilt. Man zählte der Oesterreicher über fünftausend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichsee stritten die Schwyzer glückhaft gegen der Züricher doppelt stärkere Zahl; nicht minder Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Züricher in den hohen Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erstürmt und gebrochen; das kostete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrennerisch in Asche gelegt wurden. Menschenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte sich tapfer die muthige Stadt Bremgarten, weil sie den Theil der Herrschaft, welchen Zürich über sie gehabt, nicht fahren lassen wollte. Bremgartens Schicksal erschreckte Baden, welches lieber unparteisam geblieben wäre. Es öffnete den Eidsgenossen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die festen Burgen von Grüningen und Regensberg konnten der Wuth der Eidsgenossen widerstehen.

Endlich zogen diese, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftausend stark über den Albis; Ital Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich selbst. Und die Bürger und Oesterreicher, zu Fuß und zu Pferd, stürzten den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeister Stüßi; Alles vor, über den Sihlstrom. Auf den Wiesen, zwischen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakobs, stießen die schlachtlustigen Haufen gegen einander, Tausende gegen Tausende, am 22 Heumonds 1443. Es ward ein erschreckliches Geheul und Morden. Entsetzen kam über die Züricher, welche ohne Ordnung stritten, wie sie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen sie verwirrt über die Sihlbrücke. Da stellte sich Bürgermeister Stüßi, ehrwürdig durch sein graues Haar und durch seinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und schwang die breite Streitaxt und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber Einer von Zürich schrie ihn an: „Daß dich Gott's

Wunden schänd'; dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeister in seiner Rüstung prasselnd nieder. Ueber seinen Leichnam setzten Feind und Freund hinweg, der Vorstadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; draussen ward geplündert von den Siegern. Dieselben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerrissen sein Herz mit Zähnen, salbeten mit dem Fett seines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Sihl. Ringsum brannten Häuser und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Sieger auf den Leibern erschlagener Feinde saßen und mit einander zechten.

Dann rückten die Eidsgenossen belagernd vor Rapperswyl, wo in der Burg die Oesterreicher lagen, die Berner eben so vor Laufenburg. Beide Orte aber hielten fest. Hingegen die Burg von Greifensee, als sie berannt ward, mußte fallen. Sechsundzwanzig Tage lang hatte sie Hans von der Breitenlandenberg, den man den Wildhans hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das kostete dem Itel Reding und seinen Eidsgenossen viel. Darum waren diese so erbittert, daß sie den Tod des Wildhans und seiner Helden begehrten, als sich dieselben auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle," schrie das wilde Kriegsvolk, „müssen sterben, und die Greifenseer dazu!" — Hauptmann Holzach von Menzingen am Zugerberg schrie: „Eidsgenossen, fürchtet Gott! Schonet unschuldiges Blut! Beflecket die Ehre der Eidsgenossen nicht!" — Aber Itel Reding, der Landammann, rief: „Dieser Mensch denkt österreichisch! Sie müssen sterben, durchaus, Alle bis auf die Greifenseer." Da brüllten ihm die blutgierigen Haufen Beifall. Umsonst flehten Greise, Männer, Weiber, Väter, Mütter, jammernd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geschlossen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll starb der Wildhans. Nach ihm fiel mehrerer Andern Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und sah nach dem Itel Reding,

als flehe er um Gnade für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und sprach: „Butz und Bentz mit einander! Thust du deines Amtes nicht: so soll's ein Anderer an dir selbst verrichten!“ Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Escher von Zürich und der Uebrigen. Als der Fünfzigste sank, war es schon Nacht. Da ließ Reding Fackeln von brennendem Stroh bringen und leuchten. Als der Sechszigste starb, ging Reding von der schaudernden Menge hinweg.

Nach diesem traten die Eidsgenossen mit zwanzigtausend Mann abermals vor Zürich und belagerten sechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444). Mannhaft wehrten sich die Züricher. Ihrer sechszehn, welche sich die Böcke hießen, hatten eine Kriegsgesellschaft zusammengeschworen, und stifteten den Eidsgenossen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der österreichische Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenstein, Landgraf im Buchsgau und Sisgau, um den Bernern zu schaden, schickte zwei seiner Leute, die sollten die Stadt Aarau nächtlicherweile anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den beiden Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und sagte: Wir kommen aus dem Lager vor Zürich und reiten nach Basel, dort den Herrn Bischof zu holen, um Frieden schliessen zu helfen. — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadtthor und rief: „Wir bringen Friede. Hier ist der Herr von Basel. Thut auf!“ und ließ zwei Knechte in der Farbe von Basel neben sich sehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadtpforte öffnete, drang der Falkenstein mit vierhundert Reitern herein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Effinger, die Rathsherren und vornehmsten Bürger fangen und zusammensperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er sie alle enthaupten lassen. Doch schon war Geschrei von der That durch's Land gedrungen. Die Bauern erhoben sich rings. Falkenstein ließ die Stadt anzünden, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg im Eichwald sollten sie enthauptet

werden. Als aber Hans von Rechberg, einer seiner Frevelgehilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefangenen nach Laufenburg gebracht und heimlich im Thurm auf dem Felsen am Strom verwahrt, daß Niemand wußte, wo sie waren. Aber Bürgi Küffer ließ sich vom Thurm an einem Seil von Bettgewand herab, sprang in den Strudel des Rheinstroms, entkam und entdeckte Alles. Da löseten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit schwerem Geld aus Feindes Gewalt. — Rächend zerstörten die Solothurner und Berner des Falkensteiners Schloß Gösgen, und Farnsburg berannten sie nebst andern.

Unterdessen war Zürich belagert, in Noth. Der Kaiser, in anderweitigem Krieg, konnte nicht helfen. Er rief den König von Frankreich um Hilfe gegen die Schweizer. Der König von Frankreich hatte zu dieser Zeit das Land voll zuchtlosen Kriegsgesindels; darunter waren viel Engländer und Andere, welche unter Anführung des Grafen von Armagnac gegen ihn gestritten hatten, bis sie besiegt waren. Die ließ der König alle sammeln, gab ihnen Feldherren, und unter Anführung seines eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig, schickte er dreißigtausend Armagnaken gegen die Eidsgenossen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Basel zu, als die Solothurner, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, noch belagernd vor der hohen Veste Farnsburg standen. Diese sandten alsbald Eilboten in's Lager von Zürich, Hilfe zu begehren, denn der Armagnaken wären gar viel. — „Sinds doch nur arme Gecken!“ sagten die vor Zürich, und schickten einsweilen nur sechshundert Mann zur Verstärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welsche Feind liege schon unweit Basel auf den Feldern bei Münchenstein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg standen, und die sechshundert Neuangekommenen dahin. Am 26 Aug. des Jahres 1444 in der Morgenfrühe fanden sie vor dem Dorfe Prattelen viele Tausend Armagnaken; die trieben sie im mörderischen Kampf in die Schanzen bei Muttenz

zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt sahen die Bürger von Basel die kleine Schweizerschaar dem übermächtigen Feind entgegenrücken. Dreitausend Basler rückten aus, die Schweizer an sich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten sie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenossen durchschwammen die Birs, kamen zum jenseitigen Ufer, wo das Geschütz umsonst gegen sie donnerte, und die ganze Macht des Feindes stand. Sie drangen, gleich Würgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar sie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siechenhauses bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloser Feinde Leichen wurden; grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal schlugen sie den Sturm zurück; zweimal machten sie selbst den Ausfall; die Mauer stürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenossen starben hier heldenhaft. Neunundneunzig wurden in den Kellergewölben erstickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Rossen von Prattelen bis St. Jakob Tausende neben Tausenden.

Als am Ende der zehnstündigen Schlacht Ritter Burkhard Münch, Herr zu Auenstein und Landskrone, der Eidsgenossen Feind, mit andern Rittern über das Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, sprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Rosen!“ Da rief unter den Todten, sich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!“ und zerschmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhards Stirn.

Anderthalbtausend Eidsgenossen waren bei St. Jakob mit unsterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht. Die sind im ganzen Schweizerland verschmäht und verstoßen worden, weil sie mit den Helden nicht den schönen Ruhm und den schönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer sollen.

Da stand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der Leichen still und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenossen hätten die Mauern Zürichs verlassen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Auf Ehre, ein härteres Volk ist nie gefunden!“ schrie er: „Ich will sie nicht weiter versuchen!“ — Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen zu Ensisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oesterreich und dessen Adel dauerte fort. Basel stand nun herzhaft und offen ebenfalls zu den Eidsgenossen, half im Kampf und vertrieb aus der eigenen Stadt alle Adeliche, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleistet hatten. Es zog daranf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Die Stadt dachte eidsgenössisch, aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenstein, Hallwyl und viele Edle mit den Oesterreichern. Jene entwischten des Nachts; die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperswyl litt neue Belagerung; die Stadt war sehr fest. Hans von Rechberg und die Züricher halfen ihr stark. Doch bei Wollrau wurden diese von den Schwyzern und Luzernern aufs Haupt geschlagen in heller Winternacht (16 Dezember 1445). Blutiger noch war folgendes Jahres (6 März 1446) die Niederlage der Oesterreicher, als sie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, sechstausend Mann stark, bei Ragaz in's Schweizerland einbrechen wollten. Eilfhundert Eidsgenossen aus allen Kantonen erfochten den entscheidenden Sieg, der den Frieden herbeiführte.

Der Kaiser, in viel andere Händel verwickelt, haßte diesen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenossen, seit Stüßi gefallen, auch Itel Reding gestorben war, näherten sich einander wieder von selbst. Zwar ward noch hin und her gesengt und gebrennt, aber doch fleißig unterhandelt, bis endlich am 13 Heumonds 1450 durch den Schultheiß von Bern, Heinrich von Bubenberg, der schiedsrichterliche Spruch geschah: „Zürich soll

dem Bunde mit Oesterreich entsagen und sein ihm von den Eidsgenossen entrissenes Gebiet wieder empfahn, mit Ausnahme des früher eingebüßten Landstrichs am obern See." — Toggenburg aber überliessen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherr von Raron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

---

## 25.

## Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei.

(Vom Jahre 1450 — 1468.)

Wie die Eidsgenossen noch über den Frieden unterhandelten, begab sich eine unerhörte Gräuelthat. Die schweizerischgesinnte Reichsstadt Rheinfelden, einst an Oesterreich verpfändet, dann wieder an's Reich gebracht, stand unter Basels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieser Orte hatte zum Zeugniß dessen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man besorgte nichts Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grünenberg, dem zu Gunsten Oesterreich sein Pfandrecht von der zerstörten Burg auf die Stadt übergetragen hatte, wäre gern im Besitz der Stadt gewesen. Er beredete den Hans von Rechberg, sie ihm durch List zu erobern. Auch Thomas von Falkenstein, der Mordbrenner von Aarau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war sogleich bereit, ebenfalls Hilfe zu leisten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienst landete zu Rheinfelden ein mit Holz beladenes Schiff, das den Rhein herabkam, vor der Stadt; darauf waren einige Männer in langen grauen Röcken, sagten: sie kämen von der gnadenreichen Mutter Gottes von Einsiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag speisen. Wie sie aber unterm Thor standen, warfen sie plötzlich die Röcke ab, standen im Panzer da, hieben Wächter und Zöll-

ner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete sprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt hinein; von der Landseite, durch's aufgerissene Thor, kam Grünenberg dahergesprengt mit Sechshunderten, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was sie in den Gassen fanden, stachen sie nieder; die Häuser plünderten sie aus, schändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Basel, wo sie im Spital und in den Herbergen mitleidiges Obdach fanden.

Doch die Baseler thaten noch mehr. Sie rückten mit starken Rächerschaaren aus ihren Thoren, schlugen den Rechberg und Falkenstein bei Hesingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgesindel viele Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensschluß, Rheinfelden wieder an das Haus Oesterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieser Stadt gehen mußten, nahmen dieselben Räuber alles Hausgeräth mit sich, zerschlugen Fenster, Thüren, Oefen, und liessen die öden Gemauer zurück.

Ein großer Theil des Schweizerlandes war durch den langen Krieg verwüstet. In den Städten lagen Gewerb und Handel nieder; in den Dörfern der Landbau vernachlässigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und siebenzigtausend Gulden gekostet. Sie trieben ihr Geld ein, wo sie ausstehendes hatten. Da Kaiser Siegmund ihnen die Grafschaft Kyburg verpfändet hatte und sie nicht einlösen konnte, gab Oesterreich ihnen, gegen Erlassung der Schuldsumme, die Grafschaft eigenthümlich.

Zwischen Bern und Freiburg war bitterer Haß aus der Kriegszeit geblieben, denn Freiburg hatte sich allezeit österreichisch gegen Bern und die Eidsgenossen bewiesen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, ihren Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch diese an das Haus Oesterreich verkauft worden. Darum hatte es gern zu Oesterreich gehalten. Und darum half Bern dem Herzog von Savoien, als dieser mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß gerieth und sie bekriegte.

Nach wiederhergestelltem Frieden gab Oesterreich den Freiburgern aber einen schlechten Lohn der Treue, behandelte sie hart, entsetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Räthe, zahlte empfangene Vorschüsse nicht zurück, und machte den Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das entfremdete der Bürger Herz. Nun wurden Verschwörungen und Unruhen rege; nun sann das Volk, Oesterreichs Joch abzuschütteln. Deß freute sich Bern, die Umstände zu benutzen, und aus seiner Nachbarschaft Oesterreichs immer furchtbarern Einfluß zu entfernen. Nun kam auch der Herzog von Savoien, und begehrte von der erschöpften Stadt zweihunderttausend Gulden, die sie ihm schuldig war. So übel standen die Sachen, daß Oesterreich selbst wohl einsah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und es unterhandelte daher mit Savoien und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oesterreich dem Marschall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlassen. Das verdroß den Hallwyl. Er sagte: Herzog Albrecht werde selbst in die Stadt kommen; man solle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeschirr der Bürger schicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er aber das Silbergeschirr in Händen hatte, packte er es ein und schickte es heimlich fort. Dann stellte er sich, dem Herzog entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherren begleiteten ihn und seine Ritter. Aber eine Stunde vor der Stadt wandte er sich um, gab dem Schultheiß eine Urkunde, worin Herzog Albrecht seinem Recht über die Stadt entsagte, setzte hinzu: „Euer Silbergeschirr ist der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!" — Fort sprengte Hallwyl, und die Freiburger ritten verwundert heim.

Nun neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrschaft zu fallen. Der Herzog von Savoien verlangte ungestüm von den Bürgern die Zahlung seiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große

Noth, und er begab sich in die Oberherrschaft und den Schutz des Herzogs von Savoien. Am 10 Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Vennern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landschaft zum Herzog von Savoien geschworen, welcher hinwieder der Stadt und Landschaft uralte Rechte bestätigte.

Unterdessen war im übrigen Schweizerlande auch nach geschlossenem Frieden wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte das Herz der Leute gar sehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten oder Gewerb treiben. War's im Lande still, zog er in's Ausland, dem Schall der Trommeln nach. Da kam Einer und warb für deutschen, ein Anderer kam und warb für welschen Krieg. Die Herren aber und Obrigkeiten dachten immer auf neue Erwerbungen, wollten sich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürsten machen, weil sie sich selbst Fürsten ihrer Unterhanen zu sein dünkten.

Als dies der König von Frankreich sah, that er gar freundlich mit den Eidsgenossen, schloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche Hundert tapfere Schweizer zogen zu seinen Kriegshändeln. Also that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat, und mit den Eidsgenossen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zölle und gutes Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) schloß. Das waren die ersten Bündnisse der Eidsgenossen mit diesen Nachbarn, auf deren Feldern sie nachher um Lohn so viel theures Blut vergiessen sollten.

Noch aber fehlte es nicht an andern Händeln. Die findet man immer mit Recht und Unrecht. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plündere, waren die Banner von Zürich schnell auf zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Eglisau und Rheinau ein, und behielt als Ersatz seiner Kosten Eglisau

und das Kloster zu Rheinau im schweizerischen Schutz (im J. 1457). Straßburg lud Zürichs rüstige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges- und Freundschaftsfestes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmat, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Frühmorgens fuhren sie ab; mit sich nahmen sie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heissen Brödlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten sie Alles noch warm zum fröhlichen Gastmahl mit, zu zeigen, wie gar schnell Freunde bei Freunden sein können.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr hernach ein Schützenfest zu Konstanz. Da weigerte sich ein Konstanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (29 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich einen Kuh-Plappart. Erzürnt verliessen alle Schweizer das Fest. Bald kamen sie furchtbar wieder aus allen Orten, bei viertausend Eidsgenossen, und verwüsteten die konstanzischen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konstanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappartkrieg.

Wie die Eidsgenossen von Konstanz nach Haus zogen, baten unterwegs dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger von Rapperswyl, wie treu sie auch den Herren von Oesterreich gedient, hatten doch von denselben immer viel Mißhandlung ausstehen müssen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenossen gar hold geworden, bewirtheten sie gastlich, und in derselben Nacht schlossen Rapperswyler und Eidsgenossen ewige Freundschaft, und unbekümmert um Oesterreich trat Rapperswyl mit den drei Waldstätten (1458), später auch mit Glarus (1464), in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl Ursache zum Zorn gehabt. Aber er ward bald in andere Händel vergarnt, welche weit schlimmer waren, und

die liessen ihm keine Zeit wider die Eidsgenossen. Ja, der Papst zu Rom selbst haderte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denselben in den Bann, und bot die Schweizer auf, sich des noch in Helvetien übrigen österreichischen Gutes zu bemächtigen. Diese, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papst, sondern auch der Kaiser wider den Erzherzog sei, standen, Bern ausgenommen, mit ihren Schlachthaufen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, mit Vorbehalt seiner Rechtsame und Gerichtsverfassungen, schwören mußte. Diessenhofen vertheidigte sich umsonst für Oesterreich tapfer. Alles Landvolk war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenossen (Appenzell und Bern ausgenommen) in den Rechten Oesterreichs über Thurgau fest. Bern und Schafhausen empfingen Theil an der Schutzgerechtigkeit über Diessenhofen. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren sah, verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, schöne Thurgau im Jahr 1460 Schweizergut.

Um dieselbe Zeit litt Mühlhausen, eine wackere Reichsstadt im Elsaß, große Noth von dem feindseligen, räuberischen Adel umher, und konnte fast nicht mehr widerstehen. Ein Müllermeister hatte seinem Knecht sechs Plapparte vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte sich an einen Edelmann um Beistand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhausen zu den Eidsgenossen um Hilfe. Diese, der Stadt wohlgewogen, zeigten Ernst und Nachdruck für sie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oesterreich für sich in's Spiel. So wüthete bald die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schafhausen bis Waldshut und Mühlhausen. Viele Schlösser und Dörfer wurden dort öde, viele Menschen erschlagen. Die Eidsgenossen, überall sieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte diese Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfestung der Eidsgenossen gegen Deutschland machen.

Nicht also groß dachten die Uebrigen. Ungern schwieg Bern, als er sah, wie die Miteidsgenossen Friedensvermittlung annahmen, gegen Entschädigung ihrer gehabten Kriegskosten. Der Friede zu Waldshut ward geschlossen, wodurch Mühlhausen und Schafhausen gegen den Adel und Oesterreich sichergestellt wurden. Das geschah im Jahr 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenossen feierlich seine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

## 26.

## Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Kriegs.

(Vom Jahr 1469 — 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie waren noch, wie die ersten Eidsgenossen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für sich wollten, sondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkühr großer Herren und Fürsten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von ihnen abhängig sein sollten. Um theures Geld machten sich viele Thäler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; sie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freien Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten; dann stürzte das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks, und siegte, gleich den

ersten Eidsgenossen. Es liegen viel stolze Herren im Schamserthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geschworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widersacher recht stark zu sein, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkt des Landes (1471). Da gelobten die drei Bünde, ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein einziger Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten auf dem Bundestage sollten nicht volle Macht haben, zu thun, wie sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit; darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in Rhätien. Das Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu seine rechtschaffensten Männer, zu denen es Vertrauen hatte.

Als solches im Bündnerland geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht großes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarschaft an-

gesessenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bürger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Durch Beistand derselben vornehmlich hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Twingherren; diese hingegen sahen mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker herab, und bildeten sich thöricht auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das reizte nur die Andern, diese zu demüthigen und herabzusetzen, wo irgend Gelegenheit ward.

Also geschah auch in dieser Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrschaft **Worb** große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten sich darüber die Twingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze **Peter Kistler**, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verliessen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kistler nachmals Schultheiß von Bern ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und sie auch im Aeussern den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von Bern erliessen darum eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleidung abthun, jammerten sie, und stifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sei doch des Adels

Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben. Er setzte die Befolgung der Kleidersatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte, ein löbliches Beispiel vaterländischen Sinns. Später (8 April und 17 Mai 1471) wurden mildere Sittengesetze gegeben, aber strenger gehandhabt. So gewannen die Bernern innern Frieden.

Und daran thaten sie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß gesammte Eidsgenossenschaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte sie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI von Frankreich erschreckt. Dieser haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen, daß sie ihm gegen den Herzog hülfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich dessen Landvogt Peter von Hagenbach fahrlässig gewesen, wenn durch seine Leute schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten König Ludwigs und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegslustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete.

Auch Oesterreich, Lotharingen und andere Herrschaften auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit achttausend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit zehntausend Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Basler, Freiburger, Schafhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hauseten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waatland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoien, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit, längs dem Lemanersee, herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele Schlösser gingen in Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandson am Neuenburger-See legten sie Besatzung. Auch die Wälliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoiens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden verlassen durch schweren Wortbruch. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwölf Wochen später schloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waffenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen war Karl der Kühne am meisten ergrimmt; die wollte er nun beugen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die Erbin seines ganzen Landes war; mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte dem Einen wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegs-

volk in seinen Landen, und in Frankreich und Italien. Deß erschracken allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und sandten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihre Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit sechszigtausend Mann und großer Macht gegen Grandson, daß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

---

## 27.

## Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1476 — 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten, mit Hilfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine tapfere Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollkühnheit abständen. Sie liessen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost

aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert, Andere aber grausam an Seilen im Wasser des Sees herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger-Sees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festes Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrnen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten: da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schafhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!“ antwortete der Herr von Stein. „Weh!“ rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf in's Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommen Freundesleichname aufgehenkt.

.. Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und

sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück in's Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten des Elsasses, von Basel, St. Gallen und Schafhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen

für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vierunddreißigtausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heer betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!" So rief er. Es war der 22 Brachmonats. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah Alles verloren, und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfer-See. Fünfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtnersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindliche Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern eine Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde bittern Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch bat er, furchtbarer zu sein, um sechstausend Mann Hilfe von den Schweizern; die sandten ihm achttausend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht, und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5 Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer seines Vortrabs, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verrätherisch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern, und stärker durch Muth, als Karl. So ward dieser bald besiegt; und als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidsgenossen.

Nun bemächtigten sich die Feinde Karls seiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber sandten an die Eidsgenossen und baten um Frieden, ja sie wünschten sich mit dem Bunde der Schweizer zu vereinigen. Bern, staatsklug und großsinnig, sprach für ihre Aufnahme in den Bund: „Hier ist gegen Frankreich fortan eine starke Vormauer am Jura und den Vogesen für uns Eidsgenossen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch solche Ausdehnung des Bundes zu sehr in fremde Kriege verwickelt, oder, neben der Größe so vieler andern Kantone, unscheinbar und gering zu werden. Also mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert- und fünfzigtausend Gulden von den Eidsgenossen kaufen. Erzherzog Maximilian von Oesterreich aber bekam Hochburgund

im Frieden mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oesterreich schloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenseitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In diesem Verein that Oesterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenossen je dem Hause Habsburg entrissen hatten, und beide Theile gelobten sich Beistand gegenseitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für seine Kriegsheere gestattet. Dafür streute er viel Geld und Geschenke und Jahrgehalte in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüstige Mannschaft für den König, und bereicherten sich als Hauptleute und Obersten von seinen Gaben und seinem Solde, und dafür verspritzten sie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieser Zeit im Schweizerland viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte und Arbeitsamkeit verlernt, und wollte lieber raufen und rauben. Viele liefen auf eigene Gefahr zur Reise in auswärtige Kriege, und dieses Reislaufens ward kein Ende. Viele legten sich auf unnütze Händel und Räubereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. In Zug sprachen sie beim Wein und Spiel zur Fastnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunder-Beute, und daß die großen Hanse zu Bern und Freiburg wohl das Beste für sich behalten hätten. Und sie schworen zusammen, auszuziehen und Rechenschaft zu fordern, und hießen sich die Bande vom tollen Leben. Mit Lust und Lachen, Alle bewaffnet, zogen sie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall ihnen frohe Jugend zu, um die aus dem Burgunder-Kriege noch vernachlässigte Brandschatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemandem Leides, zahlten, was sie verzehrten. In Bern waren sie siebenhundert, in Freiburg zweitausend stark. Solche Unordnung verursachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, sich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen

zu vereinigen. Es wurden Tagsatzungen gehalten. Man besänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden sie nicht eher zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lausanne die Summen der rückständigen Brandschatzungen gegeben. Da gingen Alle auseinander.

Bern schloß um dieselbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoien, gab diesem das verpfändet gewesene Waadtland zurück, und behielt nur Aelen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römischen Reichs, von Savoien (23 August 1447) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte einen solchen Waffenplatz Savoiens nicht so nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Lösegeld seiner Freiheit, einen großen Theil der savoischen Landesschuld.

---

## 28.

## Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 — 1489.)

Weil nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenossen, lebte das Volk voll kriegerischen Trotzes. Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht seine Schätze, in der zweiten sein Heer, in der dritten das Leben verlieren müssen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Kriegens kein Ende.

Eines Tages hatten mailändische Unterthanen Bauholz in einem Walde der Liviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dörfern. Uri, statt diese junge Mannschaft zu strafen, nahm sie in Schutz, kündete den Mailändern Krieg an,

und bot die Eidsgenossen auf zum Beistand. Die Eidsgenossen sahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen lassen. Also schickten sie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand solches sah, sandte er den Graf Borelli mit starker Macht am Tessin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer; es waren nur sechshundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenossen, ihrer gegen zehntausend, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit seiner auserlesensten Mannschaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Wasser des Tessin vor sich über die Wiesen, daß er zur Eisdecke fror; dann legten sie Fußeisen an. Wie die Mailänder furchtsam über die schlüpfrige Eisfläche heraufkamen, stürmten festes Fußes die Schweizer gegen sie her (28 Christmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den Beinen sicher stand. Frischhans Theilig, der Luzerner Hauptmann, ward mit seinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Diese flohen mit Entsetzen, Fünfzehntausend vor Sechshunderten. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bellinzona roth; über anderthalb Tausende wurden erschlagen. Diese fast unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entschädigungen, und anerkannte, daß Livinen nebst dem Thal Brugiasco als ewiges Lehen bei Uri bleiben solle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meisten Kriegen, besonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg sich wacker für die Eidsgenossen geschlagen. Darum bemühte sich Bern, diese Städte in den Bund der Eidsgenossen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren sehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen sie in feiner Bildung und Kenntniß nachstanden, und

die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meister sein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieser Eifersucht und Furcht wollten sie die Zahl der Herrscherstädte nicht im Bunde vermehrt sehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Leben hatten Zürich, Bern und Luzern unter sich und mit Solothurn und Freiburg, einander zum Beistand, Bürgerrecht errichtet, weil sie besorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder später die Botmäßigkeit der Stadbürger zu verwerfen und Landsgemeindregierung zu stiften. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkauft, und wollten ihrer Rechte sicher bleiben.

So erwuchs gegenseitiges Mißtrauen unter den Eidsgenossen. Ein Zufall bestätigte den Argwohn der Städte. Zu Escholzmatt im Luzernischen Amt Entlibuch saß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit seinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und dessen Schwager Kühnegger, beim Glase Weins, wenn sie ihn besuchten, und sprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden war, am St. Leodegardsfest einen kecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner sollten auch zum Fest kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauern abgerissen, Luzern ein schönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So sprachen sie. Die Luzerner erfuhren davon, weil sich Peter durch unbesonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geschah zu derselben Zeit, als sämmtliche Eidsge-

nossen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land eine Tagsatzung hielten. Da brach nun zwischen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus um die Theilung der Burgunder-Beute, um die Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenossenschaft und um vieles Andere. Die drei Ur-Kantone stießen so schreckliche Drohungen gegen die Städte aus, und Luzern und die Städte wurden so ergrimmt wider die drei Länder, daß Freiburger und Solothurner freiwillig und bescheiden von ihrem Wunsche zurücktraten und im ganzen Land schon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenossenschaft auflösen müssen.

Solches hörte auch der Stanzer Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenoß, und erschrack von Herzen. Er nahm den Wanderstab und eilte in die Wildniß an dem Ranfttobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieser fromme Mann, welcher von der Flue bei Saxeln in Obwalden, wo er sein Heimwesen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einsamkeit seiner Wildniß schon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen seiner Andacht verehrt. Man sagte von ihm, daß er ohne Nahrung und Speise seit vielen Jahren lebe, ausgenommen daß er allmonatlich das heilige Abendmahl genösse. In enger Zelle schlief er auf harten Brettern; ein Stein war sein Kopfkissen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt hatte, wohnte droben am Berg auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menschenfreundlicher Kriegsmann gewesen.

Wie er nun durch den Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenossen erfahren hatte, verließ er seine Einsiedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der versammelten Tagherren. Alle standen von ihren Sitzen auf, als sie die Erscheinung des hochehrwürdigen Greises, in hagerer

Gestalt, jedoch jugendlicher Kraft, sahen. Er aber sprach zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete sie im Namen des Gottes, der ihnen und ihren Vätern so viele Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr seid stark worden", sprach er, „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr sie trennen, schnöder Beute willen? Fern sei, daß solches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, bestehet nicht auf die Burgerrechte, die den alten Eidsgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben; nehmet sie in den Bund! — Eidsgenossen, aber erweitert den Zaun nicht zu sehr, der euch umschließt. Meidet ausländische Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme!"

Dies und Anderes sprach Niklaus von der Flue, und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einsiedlers erschüttert und also bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demselben Tage sind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenossen eingetreten. Es geschah am Sonnabend, den 22 Christmonds 1481. Und in dem abgeschlossenen Stanzer-Verkommniß wurden die alten Bünde und die Gesetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs bestätigt, desgleichen der Vorschlag des frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach der Mannschaft zu vertheilen. Auch ward beschlossen, ohne Willen und Erlaubniß seiner Herren und Obern solle Niemand Gemeinden versammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Angehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, sollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorsam zu machen.

Dies gethan, ging der Einsiedler in seine Wildniß, jeder Gesandte in seinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchthürmen ertönte feierliches Geläute der

Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergestellter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidsgenossen zurück. In den Städten nahm Habsucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Bestechlichkeit, in den Gemeinden rohes Wesen, beim Pöbel Ausschweifung und Räuberlust zu. Das Gesetz war oft nur ein trüglich Netz, durch welches der Reiche bequemlich ging, der Arme sich fing. Und die Gerechtigkeit, wenn sie zu lange geschlummert hatte, erwachte nicht selten zum blutdürstigen Zorn. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Denn auf dem Tag zu Baden war beschlossen: Wer so viel stiehlt, als ein Strick werth, soll ohne Gnade hangen. Des Reislaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tausend junge Leute, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italienischen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidsgenossen bei Roveredo gegen Venedig, von den Wallisern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der westlichen Schweiz für den Herzog von Savoien gegen die Piemonteser bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfnissen und Aufrühren fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Priester in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeister dieser Stadt, auf den Tod haßten, weil er sie einzuschränken suchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolk gegen ihn auf, hießen ihn einen Tirannen, der eigenmächtige Satzungen mache und die alten Rechte verletze. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikestorf, im Lande Zug, als Gerber gen Zü-

rich gekommen, durch großen Verstand und tapfern Sinn erhöht, als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenossen und Fürsten hoch geworden. Aber die Eidsgenossen hatten gegen ihn, daß er mit Oesterreich und Mailand zusammenhielt, und die Züricher, daß er aus Leidenschaft und Stolz seine Gewalt mißbrauchte. Das ließ sich der Bürgermeister nicht anfechten; und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Frischhans Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie sehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte diesem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn seine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichsee, als zuerst die Gemeinden Meila und Herrliberg aufstanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche sich über die Härte der Gesetze beklagten und vielerlei Beschwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt, ihr Herren, was ihr nach dem Zürcher-Krieg in der Wasserkirche versprochen, uns nichts Neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenossen und vermittelten, daß neuerdings erklärt ward, die Klagen der Gemeinden sollten untersucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es sei der Stadt Zürich durch solche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtschreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten sie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur so viel erhalten, daß ihre Beschwerden bei erster Gelegenheit sollten geprüft werden.

Da nun die Verfälschung des Abschiedes kund ward, geschah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeister nicht mehr ohne Panzer

ausging und auf dem Rathhause schlief. Wehe aber der Obrigkeit, die sich mit andern Waffen, als mit der Liebe des Volks schützen will! Der Bürgermeister und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet. (Den 6 April 1489.) Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage seines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteien, vor die richtenden Eidsgenossen, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher genannt ward der Waldmannsche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürgermeistern und Räthen und dem großen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorsam zu halten, ihnen aber gestattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin sie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Gewissen; sich in den Seegemeinden einen Untervogt selbst zu wählen; und viele andere Rechte mehr wurden ihnen gestattet. Wenn aber die in der Stadt die Ihrigen am Zürichsee mit böser Gewalt übersetzen wollten, dann sollten zwei oder drei Kirchhörinen sich zusammenfügen und bereden, und von jeder Kirchhöri sollten zehn oder zwanzig Ausgeschossene vor die Eidsgenossen gen Zürich gehen, und ihre Klage anbringen, daß dieselbe abgestellt werde.

Dieser Spruchbrief wurde am 9 Mai 1489 von den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern, untersiegelt.

## 29.

## Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich.

(Vom Jahre 1490 — 1500.)

Wenn im Land' einmal Partei mehr, als Wahrheit, wenn Gewalt mehr, als Recht gilt, dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannschen Spruch bei ihren Unterthanen sehr viel vom alten Ansehen, und gewann daraus noch manches Hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun sie im Rath saßen, und seine Güter einzogen und verschwendeten, und seine Anhänger verfolgten, hauseten böser und ungerechter, als er selbst. Gesetzlosigkeit währete lang im Lande. Man hieß diese Regierung den hörnernen Rath; Waldmanns Regierung stand dagegen noch silbern.

Auch in St. Gallen war zur selben Zeit zwischen der Stadt und dem Abte die böse Zwietracht wieder los. Als dieser zu Rorschach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloster bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens ergrimmt. Rüstig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; selbst die Gotteshausleute wandten sich auf die Seite der Bürger. Das Kloster ward geschleift. Da schrie der Abt zu den vier Schirmorten seines Gotteshauses um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus, und stifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490). Das kostete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskosten, das Rheinthal und einen Theil der Herrschaft Sax, welches die Schirmorte behielten, und an dessen Regierung sie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger, erst später wieder Appenzell (1501) dann auch zuletzt (1712) Bern Theil nehmen

liessen. Solche Eroberungen der Eidsgenossen über Eidsgenossen machten böses Blut.

Zum Glück kam wieder von aussen Gefahr und Noth. Das vereinigte Alle von neuem, und solches war heilsam.

In Deutschland nämlich war Maximilian I von Oesterreich Kaiser. Er hatte von Frankreich die niederburgundische Grafschaft empfangen, und, um sie sicherer zu bewahren, dem deutschen Reiche einverleibt, als einen eigenen Kreis. Einen solchen deutschen Reichskreis wollt' er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbaten sich die Eidsgenossen, und sie blieben lieber, wie bisher, für sich. In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abschaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter sich gemacht. Das gefiel dem staatsklugen Kaiser; er stellte sich selbst als Mitglied an die Spitze dieses Bundes, weil er ihn dann auch zur Verstärkung seiner österreichischen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenossen sollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbaten sich abermals die Schweizer, denn sie blieben lieber, wie bisher, für sich.

Nun ward der Kaiser zornig und zu Insbruck sagte er zu den Gesandten der Eidsgenossen: „Ihr seid ungehorsame Glieder des Reichs; ich werd euch wohl selbst einmal mit dem Schwert heimsuchen müssen!" Die Gesandten antworteten und sprachen: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät ehrfurchtvoll, uns mit solchem Besuch zu verschonen, sintemal unsere Schweizermannen grob sind und selbst der Kronen nicht achten!"

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit des Eidsgenossen nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Rauferei zwischen den Leuten hin und her, also, daß sich die Stadt Konstanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabenbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufe rüstiger Männer, aufgewiegelt vom Urner Landvogt daselbst, die Stadt, wegen ihres Trotzens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oesterreicher auch üble Nachbarschaft; da waren zwischen Tirol und Engadin immer Händel und Zwiste wegen Marchen, Rechte und Zölle. Einmal sogar waren die Tiroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im Jahr 1476), aber mit blutigem Haupt durch die Schlucht von Finstermünz in ihr Land zurückgejagt worden. — Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der Toggenburger Erbschaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn-Gerichten-Bund den Grafen von Mätsch, Sax und Montfort zugefallen, und nachher kaufsweise (1478 und 1489) an das Erzhaus Oesterreich gelangt. Daraus ward vieler Unfriede.

Weil nun also die Bündner mit den Eidsgenossen einerlei Furcht vor Kaiser Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der graue Bund (im Jahr 1497) und der des Gotteshauses (1498) Freundschafts- und Schutzbündniß mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn-Gerichten-Bund, aus Furcht vor Oesterreich, wagte aber noch nicht, beizutreten.

Nun hielt der Kaiser seinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er schon schweren Krieg in den Niederlanden auf sich hatte, stellt' er doch neue Macht ins Tirol, und die Schaaren des Schwabenbundes rückten heran, und umspannten das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luziensteig, durch welchen man aus dem rhätischen Gebirg nach Deutschland gelangt, längs Bodensee und Rhein bis Basel.

Also geriethen die Schweiz und Rhätien in große Gefahr des Untergangs. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf alle Eidsgenossen. Sarganser auch und Appenzeller eilten zum Schollenberg; Walliser, Baseler und Schafhauser flogen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angesicht. Keiner blieb daheim.

Es war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhob. Denn achttausend Kaiserliche drangen ins bündensche Münsterthal und Engadin; mit Tausenden bemäch-

tigte sich Ludwig von Brandis, des Kaisers Feldherr, unversehens des Luziensteigs und, durch Verrätherei von vier Bürgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erstürmten den Luziensteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Da setzten die Eidsgenossen bei Azmoos über den Rhein und siegten mit den Bündnern bei Treisen herrlich im Treffen. — Mit zehntausend Streitern stand der schwäbische Adel zu St. Johann, zu Höchst und Hard, zwischen Bregenz und Fußach. Achttausend Eidsgenossen erschlugen da fast die Hälfte seines Kriegsvolks, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandschatzten das Land. — Zehntausend andere Eidsgenossen durchzogen verheerend den Hegau, und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlösser nieder. Nun folgten rasch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konstanz aus, gelungen, die eidsgenössische Besatzung von Ermatingen im Schlaf zu überfallen und dreiundsiebenzig wehrlose Männer in den Betten zu ermorden. Aber blutig büßten sie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntausend, von nur zweitausend Eidsgenossen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadtthore von Konstanz zu eng wurden in der Flucht, und sie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen gestanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenossen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Frastens verschanzt standen und, vierzehntausend stark, die Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wolleb, der Held von Uri, mit zweitausend Tapfern über den Langengasterberg die starke Stellung umgangen hatte, da ward sein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenossen. Diese stürzten unter dem Donner des Geschützes in die Reihen Oesterreichs ein und furchtbar trafen ihre Streiche. Dreitausend Leichen bedeckten die Wahlstatt von Frastenz. Was von den Oesterreichern lebte, entrann durch Wald und Wasser mit Entsetzen. Denn damals stritt jeder Schweizer, als hing'

an seiner Faust allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudiges Antlitzes in Noth und Tod und zählte die Menge des Feindes nicht. Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als Einer, der, wie, Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreissig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringerm Ruhm. Davon zeuget die Malserhaide im Tirol, wo unter Oesterreichs Bannern fünfzehntausend hinter Bollwerken standen, und nur achttausend Bündner gegen sie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erstürmt. Dort stand Benedikt Fontana zuerst auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der sein Eingeweide sank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nur wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; ist's doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr sieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!" So rief Fontana und starb. Die Malserhaide ward von den Todten der Oesterreicher voll. Bei fünftausend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erschlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten siebenhundert.

Als Kaiser Maximilian in den Niederlanden von so viel verlornen Schlachten der Seinigen hörte, kam er und schalt seine Feldherren, und sprach zu den Fürsten des deutschen Reichs: „Sendet mir Hilfe gegen die Schweizer, die sogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt."

Die Fürsten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu senden; und mit Schrecken mußte der Kaiser vernehmen, wie sein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die

Gebirge Engadins ausgesandt hatte, dort mitten im Sommer von Schneelauinen und vom Hunger und von Felsenstücken, welche die Bündner heruntergelassen, zerstört worden sei; dann, wie auf der waldigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Basel, tausend Schweizer mehr denn viertausend ihrer Feinde geschlagen, und bald darauf in denselben Gegenden, bei Dornach, sechstausend Eidsgenossen gegen fünfzehntausend Oesterreicher obgesiegt, und denselben dreitausend Mann sammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiser in sich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldschlachten den Sieg gewonnen hatten. Und er beschloß den Krieg zu enden, in welchem schon mehr denn zwanzigtausend Menschen umgekommen, bei zweitausend Dörfer, Flecken, Schlösser und Städte verwüstet waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geschlossen den 22 Herbstmonat 1499 in der Stadt Basel. Der Kaiser bestätigte den Eidsgenossen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtsamen ein Eigenthum der Stadt Konstanz gewesen war. Und fortan dachten die Kaiser nimmer daran, die Eidsgenossenschaft auflösen und sie an das deutsche Reich bringen zu wollen. Bei Frastenz, in der Malserhaide und bei Dornach liegen die Grundsteine schweizerischer Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenössischen Orte, was Basel, was Schafhausen Herrliches in diesen Heldentagen für gesammte Eidsgenossenschaft geleistet hatten, und wie das streitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Basel (9 Brachm. 1501), darum das aufblühende Schafhausen (9 Aug. 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen; und endlich auch das mit den meisten eidgenössischen Orten schon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitstand gesammter Eidsgenossen anerkannt.

Also war nun im zweihundert und fünften Jahre nach der That des Wilhelm Tell die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte vollendet. Aber Wallis und Bünden wurden als der Eidsgenossenschaft zugewandte Orte betrachtet, auch St. Gallen, Mühlhausen, Rothweil in Schwaben und andere Städte: alles freie Orte, keinem Fürsten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

---

## 30.

## Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben.

(Vom Jahr 1500 — 1525.)

Die dreizehn Orte schweizerischer Eidsgenossenschaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denselben Vortrag zusammengehalten. Eigentlich hingen sie insgesammt nur mit den drei Länden Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter sich selbst aber nur wieder durch besondere Bündnisse an einander. Jeder Ort sorgte für seinen eigenen Vortheil und Ruhm, selten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenossenschaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und Uebermacht benachbarter Herren und Fürsten hatte sie nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währte, hielt das Bündniß stark.

Weil die Regierungen unter sich, in so weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürsten unabhängig waren, nannten sie sich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirten-Kantonen rühmten sich unter einander gleicher Rechte, und in den Stadt-Kantonen nur die Bürger der Städte. Das übrige Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung

gewonnen, unterthan, oft sogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechtsame, welche es vorher schon unter ehemaligen Grafen und Fürsten genossen hatte. Selbst aber auch die Hirten-Kantone besaßen Unterthanen und regierten fürstlich über dieselben durch ihre Landvögte. Und die eidsgenössischen Orte und Städte insgesammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, sich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenossen selbst gestattet hatten.

Das Volk selbst fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden; liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Saufen. Gabs im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach, und vermietheten sich um schnöden Lohn an die Fürsten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geistlichen bekümmerten sich wenig darum. Ja, die Sitten der Geistlichen waren oft nicht weniger schlimm, als die der Städter und Landleute; selbst in Klöstern ward, bei großem Reichthum, nicht selten großer Unfug getrieben. Man sah viele unwissende Pfarrer; viele spielten, tranken und fluchten; viele hielten sich ohne Scheu Beischläferinnen. Das war eine böse Zeit.

In den Hauptstädten der Kantone spielten Unzucht und Ueppigkeit häufig den Meister. Zwischen den Bürgerschaften und Räthen gab es viel Streit, und zwischen den Ständen herrschte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in den kleinen und großen Räthen saßen, sorgten meistens viel lieber für sich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerschaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu schaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterländische, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte diese Männer nicht gern.

Sobald das Schweizerland von aussen keine Kriegsgefahr mehr zu befürchten hatte, und die Könige und Fürsten

ringsumher froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: waren die vornehmen Geschlechter in den Stadt- und Land-Kantonen sogleich bedacht, daraus für sich eine Geldquelle zu machen. Die Lust der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Geldbegier der Rathsherren eben so wohl zu statten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, selbst wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tausende von diesen den ausländischen Fahnen nach, und kamen meistens elendiglich um, weil Niemand für sie sorgte. Darum hielten die Regierungen für besser, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von eigenen Schweizerregimentern abzuschliessen, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Gesetzen gerichtet und regelmäßig besoldet werden sollten, also, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenossen müsset ein Loch haben, wo hinaus!" sagte schon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg sah.

Nun begann das Vermiethen der Schweizer, Bündner und Walliser in fremde Kriegsdienste von Obrigkeitswegen. Den ersten Vertrag dieser Art machte der König von Frankreich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenossen in Luzern. Nachher warb das Haus Oesterreich um Lohnsoldaten (1499), desgleichen thaten die Fürsten in Italien und späterhin auch andere; ja selbst der Papst zu Rom miethete sich (1503) eine Leibwacht von Schweizern. Das that zuerst Papst Julius II, der gern Krieg führte.

Solches Wesen brachte aber viel Verderben in's Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach und mancher Pflug stand still, weil der Mann draussen im Lohn-Krieg war. Und kam er lebendig zurück, bracht' er fremde Seuche und Laster mit und vergiftete durch böse Sitten die Unverdorbenen, dieweil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte.

Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherren bekamen die Hauptmanns- und Obersten-Stellen, und machten sich Geld, wodurch sie dann wieder im Lande Einfluß und Ansehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie liessen sich auch aus Hochmuth und Eitelkeit adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, das bedeute etwas, und sie seien etwas mehr, als andere Schweizer. —

Als die Könige solche gemeine Thorheit und Geldsucht der Eidsgenossen erkannten, brauchten sie dieselbe zu ihrem Vortheil, schickten Gesandte in die Schweiz, machten sich Anhang, vertheilten Geschenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür waren die Rathsherren dann der ausländischen Fürsten ergebene Diener. Da war ein Kanton französisch, der andere mailändisch, der eine venetianisch, der andere spanisch gesinnt, eidsgenössisch aber selten einer. Das gereichte den Eidsgenossen zu großer Schmach. Als der deutsche Kaiser und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunst der Kantone und um Kriegsknechte buhlten und markteten, hatte der französische Gesandte einst (1516) die Unverschämtheit in Bern, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenschall austheilen ließ, und in Freiburg die Thaler haufenweise an den Boden warf, und, indem er sie mit der Schaufel zusammenscharrte, die Umstehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht besser, als des Kaisers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenossen um's Geld.

Bald sah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Welschland mit Recht der Schweizer Grab geheißen. Es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen sah. Und dazu half sogar ein geistlicher Herr, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger

Mann. Je nachdem er belohnt ward, machte er Umtriebe in der Schweiz, bald für den König von Frankreich, bald für den Papst gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Gesandten in der Eidsgenossenschaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländischen Schlachtfeldern sind keine Freiheits-, keine Ehrenkriege; doch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Miethlinge der Fürsten auch dort. Mit Beistand mehrerer tausend Eidsgenossen unterwarf sich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen ganz Mailand. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit fünftausend Schweizern, die er gegen den Willen der Obrigkeiten warb, zurück, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von seinen Bundsgenossen in der Schweiz zwanzigtausend Mann, behauptete sich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landschaften Palenza, Riviera und Bellenz. Sobald dann der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er sie schlecht und unrichtig. Alsbald schüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunsten des Papstes und Venedigs, voll Freuden einen Geldsack mit fünfunddreißigtausend Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) zwanzigtausend Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venetiänern vereint, gegen die Franzosen. Die Bündner bemächtigten sich der Länder Veltlin, Cläven und Bormio. Sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt gehabt habe. Die Eidsgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und Valmaggia oder Maynthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder in's Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Siegreich für ihn schlugen die Eidsgenossen bei Novarra (6 Brachm. 1513) die Franzosen; zwar fielen zweitausend Schweizer, aber der Feinde zehntausend. Noch

mörderischer war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14 Herbstm. 1515), wo kaum zehntausend Eidsgenossen gegen fünfzigtausend Franzosen stritten. Wohl verloren sie das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldstücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht selber die Riesenschlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I, ob seinem Sieg erschrocken, der einer Niederlage glich, folgendes Jahres ewigen Frieden mit den Eidsgenossen, und gewann durch Geld und Verheißungen die einen, daß sie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß sie seinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Also halfen die Eidsgenossen ihm nun abermals gegen den Kaiser und Papst und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundschaftsbund. Noch bluteten sie für ihn manches Jahr auf den welschen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn, es sei denn, daß sie von ihm zu Taufpathen bei seinem neugebornen Sohn eingeladen wurden. Wirklich sandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feste nach Paris, jeden mit fünfzig Dukaten Taufgeschenk. Lieber aber, als dieses Geschenk, war dem König, daß die Schweizer ihm auf den ersten Wink sechszehntausend Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe schickten. Als sie jedoch (20 April 1522) dreitausend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe fünfzehntausend andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum viertausend zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24 Febr. 1525), wo der König selbst Gefangener des Kaisers ward, siebentausend Mann einbüßten, verlor sich bei ihnen gemach die Sucht nach den italienischen Kriegen.

## 31.

## Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt.

(Vom Jahr 1519 — 1527.)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin sie sonst noch für Mieth und Gaben gethan worden sind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsruhm war freilich schlechter Gewinn; und die Eroberung der italienischen oder ennetbirgischen Vogteien brachte mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenossenschaft ward weder durch Besitz jener kleinen Landstriche, noch durch vermehrte Zahl ihrer Unterthanen, gegen die Macht ausländischer Fürsten stärker und sicherer, wohl aber durch innern Streit über das gefährliche Gut schwächer und unsicherer, und durch Schmach des Aemterverkaufs, der schlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in aller Welt. Am meisten gewannen geldgierige Kriegshauptleute und Landvögte. Einzelne Familien freilich wurden reich; aber es entstanden hundertjährige Zwiste, Parteien und Verwirrungen im Lande.

Der bessere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenossen nach großen Verlusten und Opfern endlich erkannten, es sei nicht gut für sie, die Hand in fremden Händeln zu haben: und nicht gut, daß man ausländischen Gesandten zu vielen Einfluß auf die Kantone erlaube; und nicht gut, daß man Rathsherren gestatte, von Fürsten Gnadengehalte und Jahrgelder zu ziehen. Darum verboten mehrere Orte, solche Gelder öffentlich oder heimlich zu empfahn; denn das Mitglied einer freien Regierung muß kein Lohnknecht auswärtiger Herren sein. Auch der gemeine Mann gerieth vielmals in Wuth gegen die, welche um die Kronengulden der Könige für fremden Dienst Menschenhandel getrieben, und Könige und Vaterland zugleich ver-

riethen. Man forderte deren Bestrafung in Luzern (1513) sogar unter allgemeinem Aufstand. Allgemeiner Volksaufruhr war so drohend, daß Luzern, Bern und Zürich die verhaßten Kronenfresser aus den Räthen stießen, an Leib und Gut straften oder verbannten. Und weil tausend und tausend der kriegssüchtigen Leute in fernen Landen umgekommen waren, wurde es vor diesen lockern Gesellen ebenfalls in der Schweiz ruhiger; die Obrigkeiten konnten das Gesetz besser handhaben, und wider die wüsten Sitten strengere Zucht und Ehrbarkeit einführen. Es ward dazu in mehrern Kantonen mit großem Ernste der Anfang gemacht.

Es gab viele gelehrte Männer in Schweizerlande, und besonders unter den Geistlichen. In den Städten hatte man auch schon gute Schulen. Aber das Landvolk wohnte in grober Unwissenheit, und selten konnte Einer lesen und schreiben. Daher kam, daß der größte Theil in der Religion wenig Kenntniß hatte, zumal wenn die Pfarrer es an recht christlicher Unterweisung fehlen liessen. Das that großen Schaden; noch mehr, wenn die Geistlichen lieber das blindgehaltene Volk leiten, als belehren und frömmer machen wollten; oder wenn sie sich lieber üppigen Wohllebens, als göttlicher Dinge beflissen, und sich dem Laster des Geldgeizes, der Unzucht, der Trunkenheit und Spielwuth ohne Scheu ergaben, wovor sie Andere warnen sollten.

Solches verdroß die rechtschaffenen und verständigen Leute, zumal wenn man schlechte Geistliche nicht einmal zu strafen wagte; oder wenn man hörte, der päpstliche Nuntius habe einen Mönch freigesprochen, der mit einer Nonne unerlaubten Umgang gepflogen hatte; oder wenn man erlebte, daß der Abt zu Kappel, Namens Ulrich Trinkler, mit einem Frauenkloster verbotenes Wesen habe; oder daß die Dominikanermönche in Bern Gaukelspiel mit Wundern und Erscheinungen getrieben, so daß ein armer Mensch, Namens Jetzer, fast verrückt wurde, und hintennach, daß Alles nur ein angestellter Betrug gewesen sei. Solches war rechtschaffenen Leuten ein Gräuel, weltlichen und geistlichen.

Nun geschah, daß Papst Leo X zu Rom, welcher seine Hauptstadt mit Gebäuden verschönern wollte, viel Geld brauchte und daher einen Ablaß um Bezahlung ausschrieb. Er verpachtete im Schweizerlande den Verkauf des Ablasses an einen Franziskaner, Namens Bernardin Samson. Weil aber damit viel Geld aus dem Lande gezogen ward, waren die weltlichen Obrigkeiten nicht zufrieden, und sie sahen nicht ungern, wenn man gegen dies Wesen redete. Und als der Pfarrer zu Einsiedeln, ein Weltgeistlicher, Namens Ulrich Zwingli, von Wildhaus im Toggenburg gebürtig, öffentlich von der Schmach predigte, daß man Vergebung der Sünden um baares Geld feil biete, mochte selbst der Bischof von Konstanz darüber gar nicht zürnen.

Allein Zwingli ließ es mit diesem nicht bewenden, sondern griff mit großem Eifer die Sünden und Laster der Weltlichen und der Geistlichen an. Da widersprachen Viele, und hießen ihn schweigen. Er aber nicht erschreckt, sondern kühner, berief sich auf die Bibel, als Gottes Wort. Und er hub an zu lehren, daß frommes Leben im andächtigem Sinn Gott mehr gefalle, als Wallfahrt und fleischliche Kasteiung, und daß Brod und Wein im heiligen Abendmahl Anzeichen des Leibes und Blutes Jesu wären. Er verwarf auch Messe, Lehre vom Fegefeuer, Verehrung der Heiligen, Ehelosigkeit der Priester und vieles Andere.

Noch viele Geistliche dachten, wie er, und es waren darunter sehr gelehrte und fromme Leute. Besonders in den Städten Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Biel, Chur und andern, wo gute Schulen und gründliche Kenntnisse vorhanden waren, gab man großen Beifall. Und wie Zwingli nach Zürich berufen, daselbst als Pfarrer, am ersten Jänner 1519, öffentlich predigte, fiel ihm alles Volk bei, und die Regierung nahm ihn in Schutz und Liebe. Viele Klostergeistliche und Weltgeistliche im Schweizerlande folgten seinem Beispiel, und lehrten und predigten dem Volke, wie er, ohne Menschenfurcht. Und der Anhang wurde überall groß.

Nicht in der Schweiz nur verbreitete sich dieser Sinn, sondern auch in Deutschland. Dort war in denselben Tagen ein gelehrter Augustinermönch zu Wittenberg, Namens **Martin Luther**, aufgestanden und hatte, ohne von Zwingli zu wissen, fast dasselbe gepredigt, wie er. Und wie in der Schweiz viele Obrigkeiten, so hingen in Deutschland und Schweden und Dänemark und England an Luthers Predigt Könige und Fürsten und ein großer Theil ihrer Völker. Darum sind seine Anhänger **Lutheraner** genannt worden. In der Schweiz aber hieß man sich nach keines Menschen Namen, sondern man nannte die neue Kirchpartei die **evangelisch-reformirte**, will sagen, die nach göttlichem Wort **wiederhergestellte Kirche** Christi.

Der Papst hatte selbst zwar bei dem Reichstage zu Nürnberg (1522) nicht geläugnet, daß die christkatholische Kirche an vielen Gebrechen leide; allein, sagte er, man muß bei der Heilart Schritt vor Schritt gehen, damit nicht Alles zu Grunde gehe, indem man Alles auf einmal gut machen will. — So dachten auch die guten Katholiken im Schweizerlande, und hatten großen Abscheu vor den Neuerungen und vor der Abtrünnigkeit vom alten heiligen Glauben der Väter. Und viele fromme und vortreffliche Männer unter denselben warnten und sprachen: „Sehet euch vor, was ihr thut! Denn ihr, die ihr uns Irrthum vorwerfet, seid ihr nicht auch, als fehlbare Menschen, des Irrthums fähig? Wir folgen den Ueberlieferungen frommer Männer, die tausend und mehr Jahre den Zeiten Jesu näher gelebt haben; warum sollen wir euch mehr glauben, denn ihnen, die ihr von Heute seid? Sehet euch vor, denn ihr, die ihr mit den Lippen von der Liebe Gottes überfliesset, traget blutige Zwietracht, Unruhe und Verderben in das Vaterland!“

Es ward viel über die Sache bei Vornehmen und Geringen geredet und unterhandelt; doch jeder Theil behauptete Recht zu haben, und beschuldigte den andern der Irrlehre und Ketzerei. Und die Herzen erfüllten sich wider einander mit Bitterkeit und Zorn. Es wurden auf Veranstaltung

der Kantone öffentliche Religionsgespräche zwischen gelehrten Männern beider Kirchparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet und verhärtet.

Die neue Predigt von Wiederherstellung des alten christlichen Glaubens verbreitete sich von Tag zu Tag weiter. Gleichwie in Zürich besonders Zwingli dafür am meisten wirkte, so in Bern Berchtold Haller, Lupulus, Nikolaus Mannel, und in Basel Oecolampadius, in Bünden Heinrich Spreiter zu St. Antonien, Johannes Comander zu Chur, Johannes Blasius zu Malans, am Genfer- und Neuenburger-See Wilhelm Farel, in Biel Thomas Wyttenbach, und so noch zahllose Andere. Gleichwie in Zürich und Bern, so stellte man auch bald in Schafhausen, Basel, St. Gallen eine neue Kirchenordnung auf; schaffte die Messe, die Verehrung der Heiligen, die Klöster ab; reichte im Abendmahl nicht nur das Brod, sondern auch den Wein an die Laien oder Nichtgeistlichen; erlaubte den Priestern, sich zu verheirathen, und führte die neue Glaubensordnung durch obrigkeitliche Befehle und mit ernstlicher Gewalt beim Landvolk ein, selbst wider Willen und Ueberzeugung mancher Unterthanen.

Und so wie oft die Obrigkeiten und die Lehrer im Eifer zu weit gingen, also trieb es dann nicht selten der rohe Pöbel noch weiter; schändete die lange verehrten Bilder der Heiligen, mißhandelte die aufgestellten Kreuze und trieb Spott mit denen, welche dem alten Glauben treu bleiben wollten.

Solches empörte das Gemüth der Katholiken sehr, daß sie voll Hasses gegen die reformirten Eidsgenossen wurden. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden hielten an der alten Lehre fest, verbrannten auf Befehl des Papstes (1521) Luthers Schriften, verboten in ihren Landen die neue Predigt, und droheten mit Todesstrafe. In den Kantonen Glarus und Appenzell parteiete sich (ums Jahr 1524) das Volk also, daß daselbst Katholische und Reformirte zwieträchtig unter einander wohnten. Aber in Solo-

thurn und Freiburg untersagten die Regierungen alle Glaubensneuerung.

Als endlich die Lehre der Reformirten auch in die gemeineidsgenössischen Vogteien eindrang, in's Rheinthal und Thurgau, in's Toggenburg, in die freien Aemter, in die Grafschaft Baden und andere Orte, wurde den Katholischgebliebenen bange. Besonders fürchteten die kleinen Kantone, wenn die gemeinen Vogteien die neue Lehre ergriffen, nicht nur Schaden an den Herrschaftsrechten zu leiden, sondern auch, daß die reformirten Städte allzumächtig werden könnten. Denn man kannte gar wohl den Hang der Städte nach Ländererwerb. Auch sah man, wie gewaltthätig die Neugläubigen an vielen Orten verfuhren, und wie sie den Altgläubigen die althergebrachte Art des Gottesdienstes verboten. Und der Widerwille ward noch größer, als die Altgläubigen wahrnahmen, daß die neuen Glaubenslehrer selbst mit einander uneins waren; daß in den reformirten Kantonen Schwärmer Unruhen und Aufugen stifteten, und sich den Gesetzen und Obrigkeiten widerspenstig erwiesen. Besonders machten die aufgestandenen Wiedertäufer großes Getümmel und Aergerniß, die da predigten in Wäldern und Feldern und die Ankunft des Messias weissagten, der alle geistliche und weltliche Knechtschaft abthun werde. So groß ward der Wahnsinn dieser Schwärmer, daß die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Schafhausen und Basel zuletzt die allerhärtesten Strafen gegen sie verhängen mußten. Denn die Leute führten unter sich Gemeinschaft der Güter und der Weiber ein; Jungfrauen hielten sich für Messiasse; und Thomas Schmucker enthauptete mit dem Beile seinen eigenen Bruder Lienhard auf der Mühlegg, als Opferlamm für die Sünden der Welt.

## 32.

## Die Zwietracht in Kirchen-Sachen nimmt überhand.

(Vom Jahr 1527 — 1530.)

Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag stiegen im Schweizerlande die Unruhen, Verwirrungen und Feindschaften wegen der Kirchentrennung. Beide Parteien, um ihr wahres Christenthum zu beurkunden, verfuhren recht unchristlich. Man sah großes Unglück herankommen. Wohl noch viele weise und redliche Eidsgenossen lebten, warnten unter Katholiken und Reformirten, und sprachen: „Ist unser Glaube der wahre, und ist er aus Gott: so lasset uns solches mit Werken der Liebe beweisen Einer gegen den Andern; denn die Liebe stammet von Gott, aber Groll und Feindschaft stammet vom Satan.“ — Doch, wie immer zu geschehen pflegt, geschah auch hier. Man hörte die Stimme der Weisen nicht vor dem Geschrei und Toben derer, die aus Stolz und Eigennutz eiferten.

Denn von denen, welche für oder wider den alten oder neuen Glauben die Stimmen erhoben, schrien und tobeten Tausende und Tausende, nicht aus Frömmigkeit und Liebe des Guten und Wahrhaften, sondern weil sie Nebenabsichten hinter einem heiligen Vorwand erreichen wollten. Unter den Landleuten erwarteten viele von Einführung des neuen Glaubens größere Freiheiten und Rechte; und wenn ihnen dieselben nicht zu Theil wurden, gingen sie wieder zur katholischen Kirche zurück. Als der Rath der Stadt Bern das Kloster Interlachen aufhob und reformirte Prediger anstellte, waren die Bauern gar sehr zufrieden, und dachten: kein Kloster mehr, keine Zinsen und Frohndienste mehr! Wie aber darauf die Stadt den Zins und Frohndienst für sich selbst forderte, wurden die Bauern aus Zorn wieder katholisch, jagten die reformirten Prediger von dannen und zogen in bewaffneten Haufen bis Thun. Da bot die Stadt

ihre übrigen Unterthanen auf, in dieser Sache einen schiedsrichterlichen Spruch zu fällen; denn Bern wollte Frieden halten, weil es nicht von den benachbarten Kantonen, die katholisch waren, schleunige oder treue Hilfe erwarten konnte. Und die Unterthanen ehrten das Vertrauen der Obrigkeit, sprachen gerecht und sagten: „die weltlichen Rechte des Klosters gehen zur weltlichen Obrigkeit über, und sind keineswegs der Bauern Gut geworden.“ Darauf gingen die aufgestandenen Leute des Grindelwaldes mürrisch auseinander, obwohl die Stadt ihnen manches von den alten Lasten zum Besten der Armen nachgelassen hatte.

Damit war noch kein Friede. Denn die Ordensleute von Interlachen schlichen umher und wiegelten heimlich das Volk auf. Der Abt von Engelberg, für seine alten Rechtsame und Einkünfte im bernischen Oberlande besorgt, that desgleichen, besonders im Oberhasli. Das Oberhasli hat von ältesten Zeiten großer Freiheit genossen, eigenes Landessiegel, Panner und selbstgewählten Landammann gehabt, und stand nicht sowohl unter unmittelbarer Herrschaft, als unter dem Schutze der Stadt Bern. Wie nun die Gemeinden des Oberhasli, aufgemuntert durch die Mönche von Engelberg und durch die Unterwaldner, ihre Nachbarn, den reformirten Gottesdienst bei sich wieder abschafften (1528) und von Uri und Unterwalden katholische Priester kommen liessen, thaten die Grindelwalder auch also; Aeschi, Frutigen, Obersimmen und andere Thalschaften folgten dem Beispiel, und die Unterwaldner schickten für den Nothfall sogar Hilfe über den Brünig. Bern aber waffnete eilig und kam mit seinem Kriegsvolk heran, ehe denn der Abfall größer würde. Da flohen die mißvergnügten Landleute verzagt auseinander und die Unterwaldner über den Berg zurück. Bern strafte Oberhasli schwer; nahm dem Thal Panner und Landessiegel auf lange Zeit, das Recht, den Landammann zu wählen, auf immer; ließ die Anführer des Aufstandes hinrichten und die Uebrigen im Kreis bewaffneter Kriegsknechte auf den Knien abbitten. Auch Frutigen, Simmen-

thal und die andern wurden zum reformirten Gottesdienst mit Gewalt zurückgeführt.

Wo die reformirten Regierungen in ihren eigenen Landen und Unterthanenschaften Kirchenänderungen vornahmen, gelang es ihnen meistens ohne viele Mühe. Denn das Volk war voll Sehnsucht nach reiner Lehre, oder unwissend und voll knechtischer Furcht vor Herren und Obern in den Städten. Und es nahm oft weniger aus Ueberzeugung, denn aus blindem Gehorsam die neue Glaubenslehre an. Allein in den gemeinen Vogteien, wo katholische und reformirte Stände zugleich das Recht der Oberherrlichkeit übten, gab es heftigern Anstoß und vielerlei Umwälzung. In den freien Aemtern, in der Grafschaft Baden sah man Gemeinden zuweilen den Glauben in einem und demselben Jahre mehrmals wechseln, je nachdem die katholischen oder reformirten Kantone größern Einfluß gewannen. Der Stadtrath von Bremgarten, aufgestiftet durch die katholischen Stände, trieb den Pfarrer Heinrich Bullinger daselbst aus seinem Amt, der die neue Lehre in den freien Aemtern ausgebreitet hatte; hingegen das Volk, aufgestiftet von Zürich und Bern, ertrotzte die Beibehaltung des reformirten Gottesdienstes. Selbst die Abtei Wettingen neigte sich diesem zu, und das Toggenburg beschloß, trotz seinem Oberherrn, dem Abt zu St. Gallen, die Abschaffung der Messe und der Heiligenverehrung.

Darüber stieg der Ingrimm der katholischen und reformirten Kantone gegen einander immer heftiger. Weil in Frauenfeld der katholische Schultheiß Weerli gegen den Gottesdienst der Reformirten heftig gethan, fingen ihn auf der Durchreise die Züricher, ungeachtet er das Unterwaldner Wappen auf dem Mantel trug, und richteten ihn öffentlich hin. Dagegen nahmen die Schwyzer den reformirten Pfarrer Kaiser von Uznach gefangen, und verbrannten ihn, als Ketzer, auf dem Scheiterhaufen. Zuletzt fürchtete Jeder für sein Leben, der durch ein Gebiet von anderm Glaubensbekenntniß reisen mußte. Als der Land-

vogt Anton Abacker sich von Unterwalden auf seine Stelle nach den freien Aemtern begeben mußte, wollte er es nicht ohne bewaffnete Begleitung thun. So hoch waren Mißtrauen, Furcht und Haß gestiegen. Als nun dieser katholische Landvogt in die freien Aemter einzog, zitterten die reformirten Unterthanen daselbst. Zu ihrer Sicherheit legten die Züricher achthundert Mann Fußvolks nach Bremgarten und in die Abtei Muri (1529), und einige tausend Mann in's Gasterland, in den Thurgau und gegen den Kanton Zug. Auch Bern rüstete zehntausend Mann zum Streit, wenn es noth thue.

Hingegen waren die katholischen Orte nicht minder gerüstet. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen ihre Kriegsmacht auf die Grenzen zusammen. Anderthalbtausend Walliser stießen zu ihnen. Mit dem römischen König hatten sie Bund gemacht zum Schutz des alten Glaubens.

Als nun die übrigen Kantone sahen, wie Eidsgenossen gegen Eidsgenossen das Schwert zu zucken bereit standen, traten sie vermittelnd dazwischen und mahnten zum Frieden. Noch regte sich aus den bessern Tagen des Schweizerbundes ein edler Geist, und der Eidsgenoß von der Limmat konnte nicht vergessen, er sei des Mannes aus den Waldstätten Bruder. So wars bei den Hauptleuten und Gemeinen der kriegerischen Haufen, die an den Grenzen ihr Mittagsmahl oft freundschaftlich beisammen verzehrten, und die Milchsuppe neben den Marchstein ihrer Kantone stellten, und scherzend mit den Löffeln kriegten, wenn einer in der Schüssel über die Grenze hinaus nach einem guten Bissen fischte. Also gelang es noch einmal dem Landammann Aebli von Glarus und dem Stadtmeister Sturm von Straßburg, daß sie zwischen den Hadernden einen Land-Religionsfrieden am 26 Juni 1529 stifteten. — Die Kriegsvölker zogen wieder heim.

Kaum waren sie zu Hause, erneuerte sich das alte feindliche Spiel, und besonders waren die reformirten Schweizer gar geschäftig, ihre Lehre überall weit auszubreiten. Durch

Berns Betrieb ward dem reformirten Gottesdienst im Fürstenthum Neuenburg Aufnahme bereitet und im Kanton Solothurn ihm durch den gelehrten Berchtold Haller Bahn gebrochen. Durch Zürichs Betrieb wandten sich viele Gemeinden im Sarganserland und Thurgau, und in der Grafschaft Baden, auch Kaiserstuhl und Zurzach, dem neuverkündeten Glauben zu. Ja, als zu derselben Zeit der Abt von St. Gallen, Franz Geisberger, starb, ging Zürich nebst dem reformirten Theil von Glarus damit um, die Abtei St. Gallen aufzulösen, und alles Geistliche dort weltlich zu machen. Wirklich führten die Bürger der Stadt St. Gallen in die Kirche der Abtei reformirten Gottesdienst ein. Man bestimmte vom Reichthum des Klosters viel zur Unterstützung der Armen; gab den reformirten Gotteshausleuten Loslassung von mancherlei Lasten, und ertheilte ihren Gemeinen das Recht, die Pfarrer selbst zu wählen.

Das verdroß die katholischen Kantone. Denn nicht Zürich und Glarus allein, sondern auch Luzern und Schwyz waren Schirmorte der Abtei St. Gallen. Und obwohl jene bei allen Veränderungen die Rechte von beiden katholischen Schirmorten vorbehalten hatten, machten sie doch fort und fort neue Aenderungen; und obwohl die Reformirten immer für die Unterthanen in den gemeinen Vogteien Gewissensfreiheit festsetzten, liessen sie sie in der That doch selten statt finden. Auch Rapperswyl endlich fiel von der alten Kirche ab, und Toggenburg bekam Hoffnung, sich von den Rechten der Abtei ganz frei zu kaufen.

Da traten zu Schwyz und Luzern auch Uri, Unterwalden und Zug, die da fanden, daß der letzte Religions- und Landfriede keineswegs zu ihrem Vortheil gestiftet gewesen sei. Und man sagte: „Das ist ein harter Knoten, den löset nur das Schwert!“

## 33.

## Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahr 1531 — 1533.)

Gar ungestüm trieb es die Bürgerschaft von Zürich. Hier wollten Alle den Krieg, doch nicht Alle aus einerlei Ursache. Die Einen begehrten ihn aus übergroßem Eifer für die neue Lehre; meinten, man müsse für den Glauben Gut und Blut wagen, und trachten, ihn über das Schweizerland auszubreiten. Die Andern dachten an Eroberungen, an Erwerb der Alleinherrschaft in mancher gemeinen Vogtei durch Niederdrückung der katholischen Stände. Die Dritten aber wollten Krieg, weil sie im Herzen auf den Sieg der Katholiken hofften. Denn zu Zürich waren noch manche Leute im Stillen dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Strenge der evangelischen Pfarrer, welche das sittenlose Leben ohne Schonung straften und gegen Bestechlichkeit und Pensionen von großen Herren ohne Schonung zürnten.

Dagegen rieth Bern zum Frieden. Denn Bern war noch in seinem eigenen Lande der Ruhe nicht sicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zürichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergiessen? Sperret den Waldstätten den Kornhandel, bis sie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und euch Genüge leisten.“ Dawider redete Zürich: „Solch ein Mittel hat alles Gehässige eines Krieges, ohne den schnellen Entscheid, welchen ein rascher Feldzug bringt.“ Also ward zum Schwert gegriffen, in Zürich mit Begierde und großer Uebereilung, in Bern mit Unliebe und großer Langsamkeit; das brachte beiden Schaden.

Die fünf katholischen Orte aber, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, sprachen zu Zürich

und Bern: „Ihr breitet eure Neuerungen mit jedem Tage weiter aus durch List und Gewalt; sollen wir dulden, daß der heilige Glaube der Altvordern gänzlich aus dem Erbe der Altvordern verschwinde? Ihr machet unsere Unterthanen von uns abtrünnig, und begünstiget die Aufrührer. Ihr habet geduldet, daß die empörten Rheinthaler sogar den Unterwaldner Landvogt Kretz überfielen und auf dem Rathhause zu Altstätten noch jetzt gefangen halten. Ihr habet den Abt von St. Gallen aus seinem Recht und Gut vertrieben. Wir haben eidsgenossisches Recht begehrt, und ihr habet es verweigert. Wir wollten Versöhnung, und ihr schluget uns freien Kauf und Markt ab. So entscheide denn das Schwert, weil ihr es verlanget. Gott richtet!"

Also sprachen die fünf Orte, und es zogen ihre Banner stracks mit achttausend Mann gen Zug und in die freien Aemter. Da sah man schon einen Streithaufen der Züricher bei Kappel gelagert, der war schwach. Das Hauptpanier von Zürich sollte aber nachrücken. Die Berner hielten bei Lenzburg, und wußten nicht, was thun, weil sie ohne Verhaltungsbefehle standen. Die Banner der fünf Orte drangen am zwölften Tag Weinmonds (1531) nach Kappel vor; dreihundert der Muthigsten stürzten sich alsbald in die Schlachtreihen der Züricher. Die Andern rückten nach. Schwer war der Kampf. Zu spät und zu ermüdet kam das Hauptpanier von Zürich über den Albis. Mit ihm war Huldreich Zwingli. Da fochten Schweizer gegen Schweizer mit altem Heldengeist. Ueber sechshundert von Zürich wurden erschlagen. Unter den Todten lag die Leiche Zwingli's. Die Uebrigen flohen, bis in die Nacht verfolgt. Spät kehrten die Sieger auf die Wahlstatt zurück, dankten Gott, nach der Sitte ihrer Väter, für den blutigen Untergang der überwundenen Brüder und plünderten das verlassene Lager von Zürich.

Doch folgendes Tages schon waren die Höhen des Albis wieder mit reformirten Hilfsvölkern bedeckt. Die Berner standen zahlreich bei Bremgarten und plünderten das

Kloster Muri; von der andern Seite drangen die Evangelischen bis zum Zugerberg. Mehrere ihrer Schaaren sollten hinaus, das Kloster Einsiedeln auszurauben. Aber Hans Hug, der Sohn des Schultheißen von Luzern, mit sechshundert Auserwählten, überfiel sie vor Tagesanbruch (24 Weinmonds) auf dem Berg Gubel bei Menzingen, und schlug sie in die Flucht nach kurzem Gefecht.

In der Stadt Zürich entstand Trauer und Schrecken um diese Niederlagen; sechsundzwanzig Glieder des großen und kleinen Rathes hatten auf dem Schlachtfelde ihr Leben eingebüßt. Die reformirten Bündner, schon im Anzuge begriffen, hielten nun bei Uznach still. Die evangelischen Glarner wollten unparteisam bleiben. Die Toggenburger wollten für ihre Sache mit den katholischen Schirmorten der Abtei St. Gallen unterhandeln. Da dachte Zürich: Wir stehen allein. Friede ist noth!

Die fünf Orte, ohne Uebermuth, boten ihren Frieden unter billigen Bedingungen. Am sechszehnten Tage Wintermonats ward er mit Zürich auf dem Hofe zu Teynikon, unter dem Breitholz, auf freiem Felde geschlossen. Wegen der Kriegskosten sollte später ein schiedsrichterliches Urtheil entscheiden; in den gemeinen Vogteien aber jede Religionspartei gleiches Recht geniessen. — Als es die Berner hörten, zogen sie heim, und traten dem Frieden gern bei. Denn Viele von ihnen waren noch der römisch-katholischen Kirche im Herzen treu. Ging doch selbst, wenige Jahre nach diesem, Sebastian von Diesbach, der bernische Feldherr, wieder zum katholischen Glauben zurück und in die Stadt Freiburg im Uechtland.

Nachdem die fünf siegreichen Orte mit Zürich und Bern den Frieden geschlossen, hielten sie noch Abrechnung mit Solothurn. Denn die Solothurner hatten den Bernern Kriegshilfe geleistet. Die meisten Gemeinen des Kantons Solothurn waren schon dem evangelischen Glauben zugethan, und darum den Bernern gern beholfen. Nur in der Hauptstadt sah man noch Rath und Bürgerschaft zwie-

spältig, und gab es viel Zanks und Verfolgens wegen des Glaubens unter ihnen. Nun aber, als die fünf katholischen Orte für sich Entschädigung von tausend Goldgulden verlangten, oder statt dessen begehrten, daß die Solothurner zum Glauben der Alten zurückkehren sollten, wollten die wenigsten zahlen. Die meisten nannten sich wieder katholisch. In der Stadt selbst zogen die Katholischen darauf gegen die Reformirten aus, sie zur Abläugnung des evangelischen Glaubens zu zwingen, und rannten mit geladener Kanone vor das Haus, in welchem die Reformirten sich berathschlagten. Schon drohte der zerschmetternde Schlag aus dem Geschütz. Siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Ergrimmten, legte seine Brust voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und sprach: „Soll Bürgerblut fliessen, so fliesse denn mein Blut zuvor!“ — Alle erschracken, als sie den christlich-großen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothurn. — Es floß kein Blut. Aber die Evangelischen in der Stadt, welche lieber Alles, als den ihnen theuerwerthen Glauben verlassen wollten, opferten Hab und Gut auf, und zogen hinaus in andere Städte und Lande. Auch in vierundvierzig Gemeinen der Landschaft, von denen schon vierunddreißig die evangelische Lehre angenommen hatten, ward der römisch-katholische Gottesdienst wieder hergestellt. (1533.)

Das waren die Wirkungen des brudermörderischen Sieges bei Kappel, aber nicht alle. Denn auch der Abt von St. Gallen wurde in seine gesammten Rechte wieder eingesetzt, und in den gemeinen Vogteien die fernere Ausbreitung des Glaubens der Evangelischen auf immer verhindert. Ja, so groß ward das Uebergewicht der Sieger, daß vieler Orten in den gemeinen Herrschaften der katholische Gottesdienst mit Gewalt eingeführt werden mußte.

## 34.

## Genf trennt sich von Savoien. — Bern bemeistert sich des Waadtlandes.

(Vom Jahr 1533 — 1558.)

Nicht minder haderten zu dieser Zeit die Völkerschaften in den übrigen Gegenden des helvetischen Hochgebirges wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen. Zwanglos bekannten sich die Gemeinen in den Thälern Bündens, die einen zur alten, die andern zur neuen Kirchenlehre. Im Wallis, wo Thomas Plater die Glaubensreinigung am eifrigsten predigte, hatte der evangelische Gottesdienst zu Sitten und Leuk zahlreiche Bekenner. Im Waadtlande, längs den Ufern des lemanischen Sees, wandte sich Lausanne mit den übrigen Städten und den meisten Dorfschaften von der römischen Kirche ab. Eben so auch geschah zu Genf; hier aber mit großen Verwirrungen und erschütternden Umwälzungen. Denn der kirchliche Zwiespalt verband sich mit schon längst begonnenen bürgerlichen Entzweiungen.

Genf stand im Ruhm als eine volkreiche und schöne Stadt, durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Regsamkeit ihrer Bürger emporstrebend. Zweimal war dieser uralte Ort der Allobrogen, zur Zeit der römischen Kaiser, zerstört worden, und immer wieder neu aus dem Schutte hervorgestiegen. Noch heute werden dort zwei Straßenpflaster unter einander gefunden. Nach den Römern saßen daselbst oft die Könige der Burgunden; unter den Franken nachher hielten die burgundischen Freien zuweilen da ihren Landtag. Ein Bischof übte seit undenklichen Zeiten geistliche Gewalt weit umher. Er besaß fürstlichen Titel und große Güter und Rechtsame, sogar Hoheitsrecht über die Stadt. Dies hatte sonst den fränkischen Königen gehört, die es den Bischöfen gegeben. Die übrigen Rechte der Könige verwalteten die Grafen zu Genf, als Beamte. Aber mit der Zeit hatten diese Grafen ihr Amt, und Alles, was sie ver-

walteten, erblich an sich gebracht. Nicht nur betrachteten sie den ganzen Genfergau, was davon nicht des Bisthums Eigen war, als ihr Eigen, sondern sie waren auch Vizthume oder Statthalter des Bischofs in Verwaltung seiner weltlichen Rechte. Immer blieb nebenbuhlerischer Zank zwischen dem Bischof von Genf und dem Grafen von Genf. Dabei hatte zuletzt am meisten die Bürgerschaft der Stadt gewonnen, welche bald diesem, bald jenem beistand, und bald von diesem, bald von jenem mit neuen Rechten und Freiheiten belohnt ward. So kämpften endlich drei Parteien auf diesem engen Landstriche um den Vorzug: der Bischof, der Graf von Genf und die Bürgerschaft der Stadt. Ein Vierter kam bald hinzu, der benachbarte, mächtige Graf von Savoien. Diesen hatte die Bürgerschaft zuerst gegen den Grafen von Genf zu Hilfe genommen, und ihm von dessen Rechten viele übertragen; darauf aber gelüstete demselben nach Allem. Er suchte den Grafen von Genf zu verdrängen, und, als dessen Geschlecht ausstarb, kaufte er die Güter desselben an sich. So ward er sehr einflußreich.

Je mächtiger der Graf von Savoien stieg, der sich zuletzt herzogliche Würde beilegte, je gefährlicher stand er der Bürgerschaft von Genf gegenüber. Denn er brachte bald auch die ganze Gewalt des Bisthums unter sich, indem ihm leicht ward, den bischöflichen Stuhl zu Genf jedesmal mit einem Sohne des savoiischen Hauses zu besetzen. Als jedoch dieser Bischöfe einer, nach den Kriegen der Schweizer mit Karl dem Kühnen von Burgund, für sich und die Stadt ein Burgrecht oder Schutzbündniß mit den Städten Bern und Freiburg (im Jahr 1493) aufgerichtet hatte, erhielt unversehens die Bürgerschaft an diesen benachbarten Eidsgenossen neue Gewährleister ihrer sehr bedrohten Rechtsame gegen die gewaltthätigen Herzoge und Bischöfe. Das hatte große Folgen.

Eines Tages (im Jahr 1517) schnitt ein muthwilliger Bursch zu Genf aus Bosheit dem Maulesel des bischöflichen

Richters Grossi das Springgelenk ab. Der Thäter und ein Haufen leichtfertiger Gesellen, die dem Richter nicht wohl wollten, liessen das Stück des Maulesels durch einen Blödsinnigen in den Straßen umhertragen und dazu rufen: „Wer kauft? Wer kauft von der großen Bestie?“ Das ärgerte den Grossi doppelt, denn er deutete die Worte auf seine Person. Er klagte die Wildfänge vor dem bischöflichen Gerichte an. Der Bischof begnadigte Alle, ausser einen, Namens Pecolat, den er gefangen setzte, und einem, Namens Berthelier, der nach Freiburg entfloh. Nun erhob sich Streit, vor welches Gericht Pecolat gehöre. Die Stadt Genf behauptete, er müsse vor dem ihrigen stehen. Die Sache ward weitläufig und kam vor Herzog, Bischof, Erzbischof und Papst. Unterdessen war Berthelier zu Freiburg nicht müßig gewesen. Von seinen Mitbürgern bevollmächtigt, stiftete derselbe engere Verbindung zwischen Freiburg und Genf. Als er, um sein Werk zu vollenden, mit verheißenem sichern Geleit nach Genf zurückkam und den Bund mit Freiburg (6 Hornung 1518) zu Stande brachte, ward der Herzog darüber so erzürnt, daß er einige Genfer, die durch sein Land reiseten, in Turin hinrichten ließ. Desto heftiger ward die Erbitterung und offene Parteiung zwischen denen, die lieber zu den Eidsgenossen, und denen, die lieber zum Herzog hielten. Der Letztern waren aber wenige, und man hieß sie nur Mameluken. Die Andern aber hieß man Eidsgenossen, oder, wie sie mit ihrer französischen Zunge aussprachen, Hugenotten.

Es ward der Streit wegen des Bündnisses vor manche schweizerische Tagsatzung gebracht, wenn auch ohne Erfolg. Der Herzog verfolgte die Hugenotten wie abtrünnige Unterthanen so grausam, daß Viele nach Bern und Freiburg flüchteten. Den Berthelier selbst ließ er auffangen und hinrichten. Der savoiische Adel mußte die Stadt auf alle Weise plagen. Dann kam zu dem Allem noch der Streit um die neue Kirchenlehre. Die meisten Hugenotten waren evangelisch-reformirt. Ja der Prior von St. Victor, Ra-

mens Bonnivard, stand einer der Ersten auf, der wider den Papst lehrte. Desto härter verfuhren der Herzog und der Bischof gegen die Genfer, also daß Bern und Freiburg nicht länger ihre Bundesgenossen ohne Schutz lassen wollten. Mit zwölftausend Mann zogen sie verwüstend durch's Waadtland bis Morsee. Da traten Abgeordnete von Wallis und zehn Kantonen vermittelnd herbei und bewogen das Heer zum Rückzuge, und zu St. Julian ward Friede geschlossen (1530). Der Herzog verhieß, die Rechte von Genf zu ehren, widrigenfalls er mit Verlust seines gesammten Waadtlandes bedroht ward; und hinwieder Genf versprach, bei Verlust des eidsgenössischen Bundes, des Herzogs Rechte zu schonen.

Friede war hergestellt, Freundschaft nicht. Der grollende Herzog setzte die Verfolgungen fort. In der Stadt haderten die Parteien der Katholischen und Evangelischen. Es wurden Anschläge wider einander gemacht, Meuchelmorde vollzogen. Die Hugenotten aber behielten Oberhand. Bischof und Herzog machten endlich Entwürfe, die Stadt mit gewaffneter Faust zu überfallen. Wachsamkeit und Tapferkeit der Bürger vereitelten jedoch diese Entwürfe. Der Bischof floh, erschrocken vor dem Volk, aus der Stadt und verlegte seinen bischöflichen Sitz nach Gex. Das kam den Genfern wohl recht. Nun führten sie ohne Scheu evangelischen Gottesdienst ein, erklärten des Bischofs Oberherrlichkeit verfallen und ihre Stadt zum unabhängigen Freistaat (im Jahr 1536).

Es war ein verwegener und großer Schritt. Aber er gelang. Denn zu den Genfern begab sich Johannes Calvin, ein französischer Geistlicher aus Noyon. Der war ein gelehrter, in Staats- und Kirchendingen gewandter, und in Verbreitung des evangelischen Glaubens gar eifriger Mann. Derselbe richtete bei ihnen nicht nur den Gottesdienst nach der neuen Lehre ein, sondern mit großer Strenge verbesserte er auch die zügellosen Sitten, und half er der Einrichtung des neuen Gemeinwesens durch feste Gesetze.

So groß ward das Ansehen Calvins, daß zuletzt nichts wider seinen Willen geschah; so groß der Ruhm seiner Einsicht in geistlichen Dingen, daß in der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland nach seinem Namen die Reformirten Calvinisten geheißen wurden.

Als indessen die vertriebenen Mamelukken und der savoiische Adel des Waadtlandes die Stadt hart bedrängten, sandten die Berner dem Herzog von Savoien eine Kriegserklärung, weil er den Frieden von St. Julian nicht halte. Sie schickten siebentausend Mann Kriegsvolks (Jänner 1536) in's Waadtland, eroberten binnen eilf Tagen Alles von Murten bis Genf; befreiten die frohlockende Stadt; vertrieben den Bischof aus Lausanne; nahmen dessen Güter und Rechtsame an sich, und wurden Oberherren des ganzen Waadtlandes, hier noch mit geringerer Mühe, als ehemals im Aargau. Denn der Herzog von Savoien konnte nur schlechten Widerstand leisten, weil er mit dem Könige von Frankreich Krieg führte, und sich in großer Noth befand. Der savoiische Adel stand gar ohnmächtig da. Die Städte und Gemeinen aber unterwarfen sich den Bernern gern, weil die savoiischen Herzoge oft übel regiert, und die Landstände mehr für sich selbst, als für das Volk, gesorgt hatten.

Doch Wallis und Freiburg sahen die Eroberung der Waadt durch Bern nur mit ungünstigen Herzen. Sie wollten gern auch ihren Theil davon. Die Walliser bemeisterten sich von ihrer Grenze hinweg des Gebietes bis an die Dranse; die Freiburger nahmen die Landschaft von Rue und Romont. Bern ließ das wohl geschehen, um ungestört das Hauptland zu behalten, und sich darin festzusetzen. Darum führte es sogleich auch aller Orten den reformirten Gottesdienst ein; setzte über die verschiedenen Bezirke acht Landvögte, und verordnete für das neuerworbene welsche Gebiet einen eigenen Seckelmeister, der Rechte und Einkünfte des Staats zu verwalten hatte. Nur wenige Orte behielten die ehemaligen Freiheiten. Der Stadt Lausanne

jedoch verblieben ihre alten großen Vorrechte fast insgesammt, also daß sie wie eine Schutzstadt anzusehen war. — Zweimal schon in frühern Zeiten hatte Bern die Waadt erobert; einmal in den Burgunder-Kriegen, da es Bex und Aelen für sich behielt, das zweitemal vor dem Frieden bei St. Julian, da es nichts behielt. Jetzt zum drittenmal gab es die schöne Beute nicht wieder zurück.

Zwar die großen und reichen Grafen von Greierz, welche im Waadtlande viele Güter hatten, weigerten sich lange standhaft, den Städten Bern und Freiburg wegen ihrer hiesigen Herrschaften Huldigung zu leisten. Allein weil die Grafen verschuldet und geldbedürftig waren, kauften Bern und Freiburg staatsklug die Forderungen von deren Gläubigern an sich (im Jahr 1554). So gelangte damit Freiburg noch in den Besitz der Herrschaft Greierz; Bern aber in den Besitz von Rötschmund und Oron.

Es hatte Bern demnach sein Gebiet um das Doppelte erweitert, und ist durch staatskluge Benutzung des günstigsten Augenblicks, durch Gemeinsinn, Entschlossenheit und tapferes Gemüth seiner Bürger die mächtigste Stadt der ganzen Eidsgenossenschaft an Land und Leuten geworden.

---

## 35.

## Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalender-Streit und der Borromeische Bund.

(Vom Jahre 1558 — 1586.)

Die Stadt Genf, mit einem kleinen Gebiet ausser ihren Ringmauern, blühte fortan als Freistaat und ward eine der berühmtesten Städte des Schweizerlandes durch Kunst und Wissenschaft. Doch weigerten sich die Eidsgenossen, sie als zugewandten Ort zu erkennen, weil sie immerdar voller

Unruhen blieb. Diese Unruhen waren Wirkung theils der jungen Freiheit selbst, theils der herben Strenge vom Religionseifer des Johannes Calvin. Calvin verfolgte Jeden, der nicht seinen Lehren beistimmte, mit Verbannung, Schwert und Scheiterhaufen.

Nur Bern allein hielt treu zu Genf, Genf zu Bern; auch erneuerten beide ihr Burgrecht oder Schutzbündniß (im Jahr 1556) auf ewige Zeiten. Denn Genf fand an Bern den sichersten Schutz seiner Freiheit gegen äussere und innere Anfechtung; Bern dagegen an Genf eine starke Vorwacht gegen Savoien, zur Behauptung der Waadt, und zur Zähmung der Waadtländer, wenn diese vielleicht Freiheiten ansprechen wollten, welche die eidsgenössische Stadt nicht zu bewilligen gut fand.

Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen und ihren Unterthanen hatte unterdessen auch in den ennetbirgischen oder italienischen Landvogteien, jenseits des Gotthards, viele Herzen getrennt. Besonders war in der Vogtei Locarno die Anzahl der Evangelisch-Reformirten groß; zu ihnen gehörten viele der angesehensten und reichsten Geschlechter; dort hatten Lälius und Faustus Sozzini eine weit freiere Denkart in Glaubenssachen verbreitet, als selbst Zwingli in Zürich und Calvin zu Genf. Aber die Sozzini wurden vertrieben und ihre Anhänger verbannt, oder mit dem Tode bestraft. In Locarno selbst ward darauf Beccaria der vornehmste Lehrer der Evangelischen. Auch ihn verhaftete der katholische Landvogt; aber ein Haufe reformirter Männer bestürmte das Schloß desselben und erzwang Beccaria's Freilassung. Der Landvogt, von den sieben katholischen mitherrschenden Ständen der Eidsgenossen bevollmächtigt, gebot dann allen Evangelischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes und verwies mehrere des Landes. „Das ist gegen den Landfrieden!“ riefen die evangelischen mitherrschenden Stände. — „Nein,“ sprachen die katholischen Stände, „der Landfrieden erstreckt sich nicht auf die italienischen Vogteien; hier gilt Mehrheit der Stimmen!“

Und so dauerten die Verfolgungen. Dazu ermunterte ohne Unterlaß der päpstliche Nunzius oder Gesandte. Zuletzt wurde Landesverweisung aller Reformirten aus Locarno beschlossen, und (im März 1555) vollzogen. Anderthalbhundert Personen mußten auf dem Rathhause zu Locarno mit schweigender Ergebung das Verdammungsurtheil hören. Da trat plötzlich der päpstliche Nunzius in den Saal und rief ergrimmt: „Das ist zu gelinde! Man muß den Landesverwiesenen auch Hab und Gut, ja ihre Kinder entreissen!" — Solcher Härte entsetzten sich aber die Gesandten der katholischen Eidsgenossenschaft. In ihrer Brust lebte viel mehr Menschlichkeit, als in der Brust des Gottespriesters. Und sie sprachen: „Nimmermehr weichen wir von unserm einmal gefällten Urtheil!"

Also zogen die Verbannten mit Weib und Kindlein in der rauhen Jahreszeit über wilde Gebirge hin, weit von der Heimath ihrer Väter hinweg. Die evangelischen Eidsgenossen empfingen dieselben mit christlicher Barmherzigkeit. Ueber hundert der Verwiesenen fanden Zuflucht in Zürich. Es waren bei denselben reiche und gelehrte Männer, die Orelli, die Muralte und andere, deren Geschlechter noch heut in Zürich blühen. Sie brachten die Kunst der Seidenweberei in diese Stadt, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an, und erhöhten durch ihren Fleiß den Wohlstand Zürichs, der bald weit über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt ward.

Es ist zu glauben, daß die Eidsgenossen wohl endlich zur ehemaligen Eintracht, trotz der Kirchenverschiedenheit, zurückgekehrt sein würden, wenn sie nicht den Einflüsterungen auswärtiger Gesandten allzugeneigt ihr Ohr geliehen hätten. Allein es waren zu jener Zeit auch Religionskriege in Deutschland und Frankreich; da warben nun die Boten der kriegführenden Fürsten um Gunst und Beistand der Kantone ihres Glaubens, und wiegelten sie gegen die Andern auf; und die Priesterschaft auf beiden Seiten half tapfer, die Gemüther alles Volks noch mehr zu entflammen.

Vorsichtig zwar enthielten sich die evangelischen Stände aller Einmischung in fremde Händel; aber nicht also die katholischen Stände. Diese folgten dem Worte des päpstlichen Nunzius, nicht minder dem Golde, welches besonders der französische Gesandte spendete, um Schweizersöldner in seines Königs Dienst zu ziehen. Sie schlossen im Jahre 1553 mit König Heinrich II von Frankreich zum erstenmal einen vollständigen Vertrag (Kapitulation geheißen) über die in französischen Kriegsdienst zu gebenden Schweizer, und stellten zehntausend derselben in einem Jahre und sandten von Jahr zu Jahr beträchtliche Verstärkungen nach. Ruhmvoll zwar haben die Schweizer auf fremdem Boden, doch immer nur als Söldner, gestritten. Ihr Blut, ihre Thaten gehörten nicht dem Vaterlande an, darum auch nicht der Geschichte des Vaterlandes. Mögen Fremdlinge preisen, was Söldner bei ihnen gethan.

Sehr geschäftig war vor Allen der päpstliche Nunzius, den reformirten Kantonen wehe zu thun. Er sann sogar darauf, Genf, vielleicht auch Waadtland, wieder an den Herzog von Savoien zu bringen. Gern hätten ihm, um Berns Ueberlegenheit zu schwächen, wohl selbst reformirte Kantone dazu geholfen. Doch gelang das nicht. Denn als der Herzog von Savoien wirklich das Waadtland wieder zurückforderte (im Jahre 1564), kam Bern, staatsklug den übermächtigen Feind ausweichend, durch freiwilliges Opfer des Ländleins Gex und des ganzen Bezirks jenseits des Genfersees, größerm Verluste zuvor. Dagegen entsagte Herzog Emanuel Philibert im Vertrag zu Lausanne allen seinen Ansprüchen auf die Waadt, und der König von Frankreich gewährleistete diesen Vertrag, doch unter Vorbehalt der alten Freiheiten, die das Waadtland von jeher bei Savoien genossen hatte. — Genf hingegen blieb den Anfechtungen von Savoien noch lange Zeit bloßgestellt. Das erweckte aber nur neue Kräfte in diesem kleinen, jedoch heldenmüthigen Freistaat, der sein Dasein muthvoll gegen listige Tücke und übermächtige Gewalt vertheidigte, allezeit

von Bern mannlich unterstützt. Darum (im Jahre 1581) trat auch Zürich endlich mit den Genfern in ewiges Burgrecht.

Unter allen Vertheidigern des römischen Stuhls war in der Eidsgenossenschaft nie einer von größerer Wirksamkeit erschienen, als der Kardinal Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand. Aber auch selten war einer so sehr durch Tugenden des Geistes und Herzens fähig, Großes zu vollbringen, als dieser junge, vielthätige, gottesfürchtige, für seinen Glauben begeisterte Mann. Der Ausbreitung der neuen Lehren ewige Schranken zu bauen und die tieferschütterte altkatholische Kirche gegen den Sturm der Zeit aufrecht zu halten: das ward das erwählte Tagwerk seines Lebens. Deshalb schaffte er in Italien viele Mißbräuche ab, reinigte die Sitten der Geistlichkeit und that viele Reisen. Er trat auch in die Schweiz. Aber nicht Alles, was er hier vollbrachte, brachte den Eidsgenossen Segen.

Wie er in das Veltlin kam, wo die Bündner reformirte Schulen gründen wollten, arbeitete er mächtig, heimlich dagegen. Doch in Bünden hätte er gern Katholiken gegen Reformirte in Harnisch getrieben; aber, ausgenommen am Hofe des Bischofs von Chur, empfingen ihn die freien Söhne des Hochlandes kalt. Denn die Bündner hatten des Religionszanks genug gehabt, und mit demselben war, wie bei den Schweizern, politischer Eigennutz reicher Familien Hand in Hand gegangen. Darüber hatte schon der edle Freiherr Johann Planta von Rhäzüns (1572) sein Leben schuldlos auf dem Blutgerüst, und mancher Biedermann durch Strafgerichte Ehr' und Heimath, Gut und Blut verloren. Man spricht noch heut zu Tage im Bündnerlande von den ruchlosen Strafgerichten zu Thusis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volks, und von dem herrschenden Laster der Bestechung in damaliger Zeit. Aber durch das Gesetz des Kesselbriefes (1570) war endlich dem Laster Schranken gesetzt, vermittelst Geschenken und Umtrieben Staatsämter zu erwerben; und durch das Gesetz

des Dreisiegelbriefs (1574) bewaffnete Aufstand im Lande untersagt. Denn in den Bündnern lebte, bei aller Liebe unbeschränkter Freiheit, auch Liebe der Rechtlichkeit. Nur einzelnen vornehmen, herrschsüchtigen Geschlechtern war weder an Freiheit, noch Rechtlichkeit groß gelegen.

Als Kardinal Karl Borromeo zu den Eidsgenossen kam in die Schweiz, fand er bei den katholischen Kantonen vielen Beifall. Weil sie für Schulunterricht zu wenig thaten, stiftete er für die katholische Jugend der Schweizer eine Priesterschule, genannt Seminarium, zu Mailand. Auch das stiftete er: es müsse beständig ein päpstlicher Nuntius im Schweizerlande wohnen. Solches gefiel den Reformirten übel; sie spürten wohl, der werde ihnen immerdar Verdruß machen wollen. Als einst im Winter (1580) solch ein Nunzius nach Bern kam, wies ihn die Regierung aus der Stadt und die Buben auf den Gassen warfen ihn mit Schneeballen.

Der Streit zwischen katholischen und evangelischen Parteien erfüllte in jenen Tagen fast die ganze Welt. Spanien, Savoien und der Kaiser waren des Papstes tapferste Vorfechter. In Frankreich wurden aber trotz dem die Hugenotten oder Reformirten doch fast Meister. Der Pabst arbeitete, die ganze katholische Welt zum Krieg auf Tod und Leben gegen die Evangelischen zu bewegen. Das hieß er einen heiligen Krieg. Im Schweizerlande ermahnte Kardinal Borromeo eifrig dazu, man müsse für Erhaltung der römischen Kirche starken Bund zusammen schliessen. Und je länger die Menschen unter einander also stritten, je mehr erhitzten sich die Gemüther. Ja es gedieh so weit, daß die Reformirten den damals erschienenen verbesserten neuen Kalender nicht annehmen wollten (1582), weil ihn ein Papst hatte verfertigen lassen. So argwöhnisch gegen Alles, wenn es von Rom kam, auch gegen das Beste, waren die Evangelischen, daß sie lieber die schlechte Zeitrechnung des alten Kalenders beibehielten. Wenig fehlte, es wäre darüber unter ihnen selbst blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen.

Der Zank um den alten und neuen Kalender half vieles dazu, daß die katholischen sieben Orte den Bund für Erhaltung der römischen Kirche unter sich schlossen, den Borromeo angerathen hatte. Am zehnten Oktober 1586 kamen Gesandte von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg in der Stadt Luzern zusammen, und beschworen den Bund, welchen man den goldenen oder Borromeischen hieß. Billiger hätte er der blutige geheißen. Er riß Eidsgenossen von Eidsgenossen noch weiter.

---

## 36.

## Aufstand in Mühlhausen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen sich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln.

(Vom Jahr 1587 — 1603.)

Von nun an hielten die katholischen Orte fester mit Fremden zusammen, als mit Schweizern evangelischen Glaubens. Darüber freuten sich die Ausländer, denn sie zogen aus dieser Zwietracht Vortheil. Da kam der Gesandte von Spanien, und streute Gold aus und schloß mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg einen Bund für seinen König (im Jahr 1587). Da kam der päpstliche Nunzius, predigte Krieg gegen die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, und mehr denn achttausend katholische Schweizer zogen hinaus in den ausländischen Bürgerkrieg. Da kamen Gesandte der Hugenotten und predigten Krieg zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens in Frankreich; und Tausende von reformirten Schweizern und Bündnern zogen hinaus in die französischen Blutfelder, und die Obrigkeiten im Lande thaten, als wüßten sie nichts davon. Auf fremder Erde, um schnödes Geld, würgten Schweizer ihre eigenen Brüder. Das that Glaubenshaß!

Und in Alles mischte dieser böse Geist sein Gift. Auch

das Kleinste machte er zum Werkzeug großen Verderbens, wie es Mühlhausen erfuhr.

Die Stadt Mühlhausen im Elsaß ist eines uralten Entstehens. Schon seit fast fünfhundert Jahren war sie, gleich den meisten Städten der Schweiz, eine freie Stadt des deutschen Reichs, und seit hundert und zweihundert Jahren schon mit Basel, dann mit Bern, Freiburg und Solothurn in Schutzbündnissen gewesen, endlich (seit dem Jahr 1515) als zugewandter Ort der Eidgenossen betrachtet, mit Sitz und Stimme auf Tagsatzungen. Nun begab sich, daß daselbst das Geschlecht der Finninger Rechtsstreit mit andern Bürgern wegen eines Stücks Waldes bekam und verlor. In ihrer Rache wandten sich die Finninger an die österreichische Regierung zu Ensisheim, dann an die Tagsatzung der Eidsgenossen. Und weil man den katholischen Schweizern vorspiegelte, sie könnten Mühlhausen bei dieser Gelegenheit zum alten Glauben zurücktreiben, nahmen sie sich der Finninger an, und bedrohten den Stadtrath von Mühlhausen mit Aufhebung des alten Bundes. Der Stadtrath hinwieder rief die evangelischen Orte an, und diese entschieden zu dessen Gunsten. Alsbald schickten die katholischen Orte, nebst Appenzell, den Mühlhausern den eidsgenössischen Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Nun machte die Partei der Finninger darüber Aufruhr, gewann das Volk, und setzte den Stadtrath ab, als sei er am Verlust des Bundes mit den Eidsgenossen Schuld. Die evangelischen Kantone wollten freundlich vermitteln und richten, aber wurden nicht gehört; und als sie drohten, die Ordnung der Dinge mit Ernst herzustellen, waffneten die Bürger und verstärkten sich mit österreichischen Soldaten. Also schickten die reformirten Eidsgenossen Kriegsvolk, unter Anführung des Feldherrn von Erlach; sechshundert Basler voran. Aber von den Stadtmauern donnerte das schwere Geschütz. Da stürmten und erbrachen die Schweizer noch in später Nacht das Thor. Gefecht und Morden ward in allen Gassen; die Bürgerschaft besiegt; die fremde Besatzung

entwaffnet, fortgeschickt und die Ruhe mit Enthauptung der vornehmsten Aufwiegler hergestellt. Doch seit diesem Jahre (1587) blieb für Mühlhausen die Bundesgenossenschaft der katholischen Eidsgenossen auf ewig verloren, und die Stadt gelangte nie wieder auf der Tagsatzung zum Stimmrecht.

Bald nachdem geschahen schier noch üblere Dinge im Lande Appenzell. Hier hatten in beiden Rhoden Evangelische und Katholiken unter einander gewohnt, im äussern Rhoden mehr Reformirte, im innern und im Hauptflecken Appenzell mehr Katholische. Nun kamen die Kapuziner in's Land, und stifteten heimlich auf, man müsse die Evangelischen mit Gewalt zur katholischen Kirche treiben. Der Landammann Meggelin, ein im alten Glauben harteifriger Mann, wollte dazu den Anfang machen. Er beschied siebenundzwanzig junge reformirte Männer vor den großen zwiefachen Landrath zur Verantwortung und ließ das Rathhaus von katholischen Bauern umringen. Wenn die Siebenundzwanzig nicht gehorchen würden, wollte er am Fenster ein Zeichen geben, es sollte der Rath sich schnell entfernen, und das Volk stracks über die Siebenundzwanzig herfallen. Allein er hatte übel gerechnet. Denn als die Männer nicht gehorchen wollten, und er zum Fenster und die Rathsherren zur Thür liefen, zogen die Siebenundzwanzig unter ihren Mänteln verborgenes Gewehr hervor, besetzten Thür und Fenster, und brachten den Landammann in so großes Schrecken, daß er zum Fenster hinaus rief: „Friede! Geht nur auseinander!“ So gingen die Bauern auseinander, und die Siebenundzwanzig entkamen ohne Schaden. Dieser Tag (14 Mai 1578) ward nun der Anfang aller Unruhen.

Von da an plagten und verfolgten sich die Parteien bitterlich. Die Reformirten waren sehr gedrängt in Innerrhoden, die Katholiken sehr geängstet in Ausserrhoden. Man nahm einander gefangen; man läutete mehrmals Sturm; man griff mehrmals zu den Waffen. Verständige Vaterlandsmänner verhüteten immer glücklich den Bürgerkrieg. Nachdem endlich weder in Räthen, noch Kirchhörinen oder

Gemeineversammlungen, noch in Landsgemeinen Einigkeit zu bringen war, ward eidsgenössisches Recht angerufen. Die Eidsgenossen aber waren wiederum mehr Partei als Richter. Die Katholischen halfen den Katholiken, die Reformirten den Evangelischen. Zuletzt sprachen die Appenzeller: „Das gibt keine Ruhe; man muß das Land theilen und jedem Theile eigenen Glauben, eigene Obrigkeit und eigenes Gericht überlassen!“

Das geschah nach zehnjährigem Lärmen nun wirklich, und den Landtheilungsbrief haben sie am 8 Herbstmonds 1597 unterschrieben. Es wurden zwischen Ausserrhoden und Innerrhoden Land und Recht, Panner und Siegel, selbst das Geschütz im Zeughaus getheilt. Die Evangelischen setzten sich in Ausserrhoden an und zählten da zusammen sechstausend dreihundert zweiundzwanzig Mann; in Innerrhoden wohnten die Katholischen und zählten zusammen zweitausend siebenhundert zweiundachtzig Mann. Aber beide Rhoden, obgleich getheilt, wie Ob- und Nidwalden, blieben im Kreise der Eidsgenossen, gleichwie Unterwalden, nur ein einziger Stand.

Solches war Allen Recht, nur nicht dem Landammann Tanner von Innerrhoden. Der haßte die Evangelischen in Ausserrhoden unversöhnlich, und wollte sich nicht zufrieden geben; stiftete Zwietracht und Neckerei, und hoffte die katholischen Kantone sogar zu vermögen, Ausserrhoden zu zwingen, den dort noch wohnenden sechs bis sieben Katholiken alle Vorrechte wie im innern Rhoden zu gestatten. Dies gelang dem Tanner jedoch nicht, und er ward wegen seiner Thaten und Gesinnungen zuletzt selbst den eigenen Mitbürgern so verhaßt, daß er Hab und Gut und Würden verlor, und als armer Mann umherzog und in einem Viehstall im Thurgau elendiglich starb.

Wohl war es ein Glück für's Schweizerland, daß Könige und Fürsten, ringsumher in allerlei Kriegshändel verstrickt, sich nicht in die Streitigkeiten der Eidsgenossen mischen konnten. Vielleicht wäre es um die Unabhängigkeit, mehr

als einmal, geschehen gewesen. Aber Spanien und Mailand kriegte mit Frankreich, und der deutsche Kaiser mit den Türken. Jeder wollte dabei die Schweizer zum Beistand. Die Eidsgenossen hingegen, entweder weil sie sich unter einander nicht trauten, oder weil ein Theil diesem, der andere Theil jenem Fürsten wohl wollte, lähmten sich gegenseitig. Vielmehr mahnten sie den König von Frankreich und den König von Spanien auf rührende Weise zum Frieden, und Zürich bat den Kaiser, und Luzern den Papst, solchen Friedensvorschlägen Eingang in die Herzen zu schaffen. Sie richteten freilich wenig aus.

Darum, und weil König Heinrich IV von Frankreich ein gar tugendlicher und tapferer Herr war, den Evangelischen und Katholischen lieb, und weil er versprach, jährlich viermalhunderttausend Kronen in die Schweiz zu schicken, als Abzahlung rückständiger Schulden, und weil er sogleich eine Million baaren Geldes mit seinem Gesandten sandte, wurden ihm Alle von Herzen gewogen. Und sie schlossen mit ihm neuen Bund (1602).

Der war jedoch weder den Spaniern gelegen, noch dem Papst, noch dem Herzog von Savoien. Die Alle haßten den tapfern König Heinrich IV. Und der Herzog von Savoien meinte, es sei die beste Zeit, sich wieder Meister von Genf zu machen. Heimlich nahm er seine Soldaten, und Neapolitaner und Spanier dazu, und schickte seinen Feldobersten Brunaulieu in der Stille aus, die Stadt zu überrumpeln. In finsterer Nacht (zwischen dem 11 und 12 Dezember 1602) rückten sie gegen die Mauern, legten Sturmleitern an, stiegen hinauf und glaubten schon, Alles sei gewonnen. Aber da hörte eine Genfer Schildwacht das Getöse und schoß das Gewehr ab. Es ließ der Wächter das Schutzgatter des Thors nieder; es wachten die Bürger auf: „Hurrah, der Feind ist da!“ liefen mit den Waffen auf die Wälle, tödteten, was schon in die Stadt eingedrungen war, und zerschossen die Sturmleitern. — Mit Verlust und Schimpf und Schanden zogen die Savoiarden ab.

Stracks schickten Bern und Zürich Hilfe in die Stadt und nöthigten den Herzog zum Friedensvertrag (11 Juli 1603), worin er verhieß, vier Meilen weit um Genf kein Kriegsvolk mehr zu halten, da keine Festung zu bauen, auch die Stadt nimmer anzufechten. Seitdem feierten die Genfer alljährlich die Sturmleiter-Nacht oder Escalade, als Siegs- und Freudenfest.

---

## 37.

## Unruhen in Biel. — Verschwörung gegen Genf. — Der schwarze Tod. — Anfang der Bürgerkriege in Bünden.

(Vom Jahr 1603 — 1618.)

In derselben Zeit, da die freien Genfer ihr Kränzlein gegen des Herzogs von Savoien Nachstellung behaupteten, stritten die Leute im Lande Wallis ihren letzten bittern Kampf um Glaubenssachen. Hier waren die Reformirten an Zahl die Schwächern; darum unterlagen sie. Zwar hatten sie seit mehr denn fünfzig Jahren, vermöge eines geschlossenen Landfriedens (1551), Duldung genossen; allein am Ende mochte man sie nicht länger im Lande leiden. Der Bischof und der Landrath befahlen, sie müßten ihre Güter verkaufen und das Vaterland meiden. Es war umsonst, daß die evangelischen Kantone (im Jahr 1603) Fürbitten einlegten; die katholischen Kantone brachten dagegen Ermunterungen, man müsse die Reformirten und ihre Prediger austreiben. Und sie wurden vertrieben und sahen das Land ihrer Väter nicht wieder.

Eben so haderten die Bürger von Biel mit ihrem Bischof. Biel ist eine alte Stadt, anmuthig gelegen an ihrem See. Sie ist lange mit eigenen Freiheiten unter den Grafen von Neuenburg gewesen, nachher (im Jahr 1274) an den Bischof

von Basel gekommen, der ihr die Rechtsame einer freien Reichsstadt verschaffte, damit sie ihn lieb habe. Durch solche Freiheit war die Stadt schnell aufgeblüht; sie führte in mancher Fehde ihre Waffen glücklich, und die Einwohner im Thale Erguel folgten ihrem Panner. Mit Bern hatte sie schon früh (1279) Bund und Burgrecht zum Schutz ihrer Rechte; dann auch mit Solothurn (1382) und hundert Jahre später (1496) auch mit Freiburg. Mit allen Eidsgenossen hielt sie freundlich zusammen, und ward daher auch, als zugewandter Ort, geehrt. Sie suchte zuletzt sämmtliche Rechte des Bischofs über ihre Bürgerschaft und über die Landschaft Erguel (1554) zu kaufen, um Hauptstadt eines schönen Gebietes zu werden. Allein der Versuch mißlang und brachte noch viel Verdruß und Streit zwischen Biel und dem Bischof von Basel. Doch ward der Hader zuletzt (1610) freundlich von eidsgenössischen Schiedsrichtern abgethan, also, daß Biel dem Bischof ferner als Landesfürsten huldigte, ohne dessen und der Eidsgenossen Zustimmung sie keine neue Bündnisse schliessen konnte, und der seine Rechtsame in der Stadt behielt, so wie er anderseits auch die Freiheiten von Biel bestätigen mußte, und daß die Mannschaft vom Erguel ferner unter dem Panner der Stadt im Kriege verblieb.

Noch wäre viel von andern Zwiespalten und Zerwürfnissen aus diesen Zeiten zu sagen; von der Verschwörung zweier Franzosen, du Terrail und La Basside, welche die Stadt Genf im (Jahr 1609) durch Verrätherei überrumpeln und dem Herzog von Savoien in die Hände spielen wollten, aber verrathen und hingerichtet wurden; oder von den Händeln im Thurgau, wo betrunkene Bauern auf einer Hochzeit zu Gachnang (1610) den Hektor von Beroldingen, einen dortigen Gutsherrn, mißhandelten, seine Kapelle schleiften und den Statthalter des Landvogts steinigten, woraus dann die evangelischen und katholischen Kantone so weitläufige und gefährliche Streitsache machten, daß die Katholischen nicht mehr mit den Zürichern auf Tagsatzungen

erscheinen wollten und beide Theile Krieg drohten, hätten nicht die übrigen Eidsgenossen gütlich vermittelt. Allein größere und schreckhaftere Geschichten sind zu melden.

Es brach die Pest aus. Man nannte diese schreckliche Krankheit nur den schwarzen Tod. Sie kam aus fernen Ländern (1610) über Basel, wo sie bei viertausend Menschen tödtete. Sie drang im folgenden Jahr tiefer in's Land, nach Bern und Solothurn und Freiburg. In Zürich starben fünftausend Personen; im Glarner Lande bei zweitausend; weit mehr noch im Toggenburg und Appenzellerland. Zu Sarnen in Obwalden legte man zweihundert und achtzig Todte in ein einziges Grab. Im Thurgau entvölkerte der schwarze Tod ganze Dörfer, und die Aecker lagen öde, weil keine Hand sie mehr baute. Als man die Verstorbenen des Thurgau's zählte, waren derselben dreiunddreißigtausend fünfhundert vierundachtzig an der Zahl. Ueberall fast ging der vierte Theil des Volkes in's Grab.

Bis hinauf in die hohen Thäler Graubündens würgte die Hand des schwarzen Todes. Aber in diesen Thälern wütheten damals noch andere Schrecken, welche der Mensch selbst schuf.

Seit der König von Spanien Herr von Mailand und der Lombardei geworden, trachtete er heimlich, Herr vom bündnischen Unterthanenland Veltlin zu werden, um mit Oesterreich durch Tirol näher zu verkehren. Denn Oesterreich war Spaniens bester Bundesgenosse und konnte nach Mailand keine Hilfe schicken, als durch das Gebiet von Venedig oder von Bünden. Darum mischte sich der spanische Statthalter zu Mailand, auf Geheiß seines Herrn, gern in die Händel der Veltliner, und die Veltliner hatten immerdar Gezänk unter sich, besonders der Religion willen. Seit nämlich die Bündner (im Jahr 1552) den Veltlinern freie Uebung auch des evangelischen Gottesdienstes gestattet hatten, waren die Einwohner vieler Gemeinen zu demselben

übergetreten, und daher Feindschaft von den andern gekommen.

Der König von Frankreich, Oesterreichs und Spaniens Feind, warnte die Bündner vor den Absichten Spaniens. Auch der Freistaat Venedig warnte, der vor der Macht Oesterreichs und Spaniens Furcht hatte. Venedig sowohl als Frankreich und Spanien schickten Gesandte in's Bündnerland, die mußten den Häuptern und den Vornehmsten schöne Worte und Geschenke geben. Das gefiel den Herren wohl; der Eine dachte gut spanisch, der Andere gut französisch, selten einer gut vaterländisch. An der Spitze der spanischen Partei stand Rudolf Planta, an der Spitze der französischen Herkules von Salis. Zuerst hatte jener die Gewalt und die meisten katholischen Gemeinden auf seiner Seite. Der spanische Statthalter von Mailand erbaute auf einem Hügel am Comersee eine Festung, die er nach seinem Namen Fuentes nannte (1604). Von da sah er tief in die Thäler von Cläven und Veltlin; er hielt einen Hauptpaß von Bünden in seiner Hand.

Jetzt erschrack das Bündnervolk und ward voll großer Unruhe. Es klagten beide Parteien einander an. Die Gemeinen erhoben ihre Fahnen und setzten ein Strafgericht zu Chur nieder, welches die Landesverräther richten sollte. Da wurden, wie in Volksstürmen geschieht, Schuldige und Unschuldige eingekerkert, verbannt, oder ihrer Güter beraubt, und Georg Beeli, der österreichische Landvogt zu Castels, und Caspar Baselga, ehemals fürstbischöflicher Hauptmann zu Fürstenburg, auf dem gemeinen Richtplatz der Stadt Chur enthauptet (1607). Sie hatten den Spaniern treuer, als ihrem Vaterlande gedient. Vergebens bat die Eidsgenossenschaft für das Leben derselben. Es bereute Beeli zu spät auf dem Richtplatze seinen Leichtsinn und sprach: „Der Bürger eines freien Landes hört auf ein freier Mann zu sein, wenn er fremder Fürsten Gunst allzuhoch schätzt."

Zwar milderte ein neues Strafgericht zu Ilanz bald

nachher manche der ausgesprochenen Strafen. Allein der Parteihaß ward nicht milder. Spanisches und französisches Gold nährten ihn. Der Eine warb für Venedig und Frankreich, der Andere für Mailand. Jeder wollte Rache, jeder vom Ausland Jahrgeld und Geschenke und sich groß machen. Neue Strafgerichte wurden zusammengerottet, neue Ungerechtigkeiten verübt, neue Feindschaften angeblasen. Das spanische wie das venedische Bündniß wurden verworfen. Gemeinden standen zuletzt gegen Gemeinden, Brüder gegen Brüder. Im Thale Engadin zog das getrennte Volk bewaffnet in's Feld; an der Spitze der Spanischgesinnten Augustin Travers, des Rudolf Planta Schwager, an der Spitze der venedischen Partei Anton Travers, des Augustins Bruder. Schon waren Männer auf beiden Seiten durch Stückkugeln getödtet: da stürzten heulend noch die Weiber und Schwestern zwischen die streitenden Brüder und Gatten, und besänftigten die Erbitterten.

Doch was die Liebe zarter Frauen versöhnt hatte, schied der Glaubenshaß hartherziger Priester von Neuem. Zu Bergün, im wilden Bergthal zwischen Gletschern, saß die evangelische Geistlichkeit des Landes zu einer Kirchenberathung (im Jahre 1618) beisammen. Da sagten einige derselben: der Statthalter von Mailand habe wieder große Summen ins Land geschickt, um das spanische Bündniß zu Stande zu bringen; und wenn es ihm nicht gelänge, wollt er Veltlin in Aufruhr jagen, dort über alle Evangelische herfallen und ein fürchterliches Blutbad anrichten.

Als diese Rede im ganzen Lande verbreitet ward, erhob sich das erschrockene Volk. Am ersten in Engadin, wo Rudolf Planta in's Tirol flüchten mußte. Gegen ihn war von Samaden ein reformirter Pfarrer, Georg Jenatsch, mit bewaffneten Haufen gezogen. Zu Thusis ward ein Strafgericht versammelt und von reformirten Pfarrern verderbenvoll geleitet. Da wurde Rudolf Planta vogelfrei erklärt, desgleichen sein Bruder Pompejus. Da wurde Johannes Flugi, Bischof von Chur, der entflohen

war, Lebens und Gutes verlustig gesprochen; Augustin Travers auf ewig verbannt; mancher Andere geächtet und bestraft, am härtesten Nikolaus Rusca, Erzpriester von Bedano aus dem Veltlin, und Johann Baptist Prevost, genannt Zambra, Landammann des Pregäll. Rusca, ein frommer katholischer Geistlicher, ob gleich er selbst auf der Folterbank standhaft seine Unschuld an der spanischen Verschwörung betheuerte, starb im Kerker, man sagte, vergiftet. Sein Leib ward vom Henker verscharrt. Und der Landammann Zambra, ein vierundsiebenzigjähriger Herr, kranken Leibes, wurde mit dem Schwert enthauptet, weil er auf der Folter bekannte, von Spaniern, wie von Franzosen, Mieth und Gaben empfangen zu haben.

Das Blut Zambra's und Rusca's schrie zum Himmel. Nun kamen Tage des Entsetzens und Jammers über Rhätien. Wehe, wo das Volk in Waffen sich selber Recht schaffen will!

## 38.

## Entsetzlicher Untergang von Plurs. — Der Veltliner-Mord. — Bürgerkrieg in Bünden.

(Vom Jahre 1618 — 1621.)

Den Gräueln, die da kommen sollten, gingen Gräuel und Schrecken der Natur voran.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob sich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Palästen und Lustgarten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer schönen Stadt. Da sah man viele Gewerbe, und die Kaufleute liessen jährlich zwanzigtausend Pfund Seide zu allerlei Waare verarbeiten.

Es begab sich aber, daß nach vieltägigen Regengüssen, am vierten Herbstmonats 1618, ein Theil des Erdreichs vom

Berge Conto abließ und manchen Rebenhügel verschüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und sprachen: der Berg Conto zeige seit Jahren bedenkliche Risse; oft flöhen die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und sprachen: in benachbarten Dörfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlassen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnungen nicht.

Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesstille. Der Strom der Maira stand zwei Stunden wasserlos. Wie der Morgen erschien, ward der Himmel wunderbar von Staub und Dunst verdunkelt gesehen. Das reiche Plurs und das Dorf Cilano waren verschwunden, vom herabgestürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felsenschutt über den Wohnungen der Menschen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von dritthalbtausend Erschlagenen.

Zwar hörte dies voll Entsetzens das benachbarte Veltlin. Aber man vergaß das Unglück der Nachbarn hier schnell; denn schon ward gerathschlagt über Aufruhr und Rache um den Tod des frommen Priesters Rusca. Es hörte voll Entsetzens ganz Bündnerland den Untergang von Plurs. Aber der Grimm der Parteien vergaß ihn schnell. Denn hier schrien die Verwandten der zu Thusis Bestraften um Rache gegen die Gewaltthaten der französischen Partei; hier schrien die katholischen Gemeinen über die Reformirten, und daß diese den alten Glauben im vaterländischen Gebirge auszurotten gedächten; es schrien die Verbannten nach Hilfe bei den Eidsgenossen, beim Hause Oesterreich und in Mailand bei den Spaniern.

Und viele Gemeinen des grauen Bundes, voran die Lugnetzer, erhoben abermals die Fahnen und zogen nach Chur, Recht zu schaffen; ihnen kriegerisch entgegen Engadiner, Brettigäuer und andere der französischen Partei. Als sie handgemein geworden, und Einige getödtet waren, traten

ernstlich die Leute anderer Hochgerichte dazwischen, setzten zu Chur ein unparteiisches Gericht nieder, und dieses mäßigte (Juni 1619) die harten Sprüche von Thusis und rief die verbannten Planta's zurück.

Solche Milde erbitterte dann wieder das Volk im Engadin, Münsterthal und Davos. Dasselbe zog mit seinen Fahnen ebenfalls gen Chur, und erklärte die Sprüche des Gerichts ungültig. Umsonst ging Thomas von Schauenstein, Freiherr zu Haldenstein, in das Kriegslager, rieth freundlich von aller Gewaltthat ab, und schlug vor: Um Frieden im Lande zu haben, solle man die Häupter sowohl der Partei der Planta, als der Salis, zwanzig bis dreißig Jahre von Aemtern ausschliessen. Keinem gefiel es. Die Bewaffneten beschlossen vielmehr, die Gesandten der fremden Mächte aus dem Lande zu weisen, denn von diesen rühre alles Unheil her. Sie vertrieben die Richter aus Chur und deren Kriegshaufen, die bei Reichenau verschanzt lagen, und setzten ein neues Strafgericht zu Davos nieder. Dort wurden die Urtheile von Thusis nicht nur bestätigt, sondern sogar verschärft, und die begnadigten Verbannten abermals verbannt. Auch hier waren es, wie in Thusis, reformirte Geistliche, welche am wüthendsten zur verderbenvollen Härte ermunterten.

Darauf gingen die verbannten Brüder Rudolf und Pompejus Planta zum Erzherzog von Oesterreich, ihn mit Kriegsvolk in's Land zu rufen. Sie warben im Etschland herrenlose Kriegsknechte, und ihr Vetter Jakob Robustelli wiegelte die Veltliner auf und sammelte viel Gesindel im Mailändischen zu seinen Fahnen.

In der Nacht vom neunzehnten Heumonats 1620 stieg Jakob Robustelli mit seinen Mordbanden herab in das Thal Veltlin. Die Verschwörung daselbst zum blutigen Untergange aller Reformirten des Landes war reif. Der Hauptort des Thales, der Flecken Tirano, ward umzingelt. Vier Schüsse gaben das Zeichen. Das Blutbad begann. Die Sturmglocken heulten. Von Dorf zu Dorf

wurden die Reformirten erschlagen, erschossen, erwürgt, zu Tode geschleift, ihre Leichname in die Wellen des Addastroms gestürzt. Nicht Weiber, nicht Säuglinge, nicht Greise fanden Erbarmen. Einigen hat man Nasen, Backen, Ohren weggeschnitten; andern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, andern Pulver in den Rachen gestoßen und angezündet. Ein Metzger prahlte, achtzehn Menschen umgebracht zu haben. Den aufgespießten Kopf des reformirten Pfarrers von Tirano pflanzte man auf seine Kanzel hin. Da blieb kein Heiligthum heilig.

Nach mehrtägigem Morden übernahm Jakob Robustelli die höchste Gewalt im Veltlin; Worms verband sich mit ihm; nur Cläven blieb den Bündnern treu. Diese, entzweit unter sich, wurden auch nach dieser That nicht eins. Die katholischen Gemeinen das grauen Bundes, von ihren Geistlichen und den Häuptern der spanischen Partei beredet, wollten kein Kriegsvolk gegen die Aufrührer in's Veltlin schicken. Hingegen aus vielen Hochgerichten des Gotteshaus- und Zehngerichten-Bundes gingen bei zweitausend Mann über das Gebirge, angeführt von Ulysses Salis, des Herkules Sohn, und Johannes Guler. Während diese anrückten, führten die Planta's aus dem Tirol österreichische Heerhaufen unter dem Feldobersten Baldiron in's Münsterthal der Bündner, und drohten, es zu behalten, bis man die Planta's heimberufe. Und über Cläven kam mailändisches Kriegsvolk den Veltlinern zu Hilfe. Die Streithaufen der Bündner, nachdem sie schon die Hälfte Veltlins besetzt hatten, mußten vor der Uebermacht weichen und Hilfe von den angerufenen Eidsgenossen erwarten.

Aber, wie die Bündner, so waren auch die Eidsgenossen zwieträchtig. Denn da Bern den Kriegsobersten Nikolaus von Müllinen mit zweitausend Mann nach Rhätien sandte, verlagerten ihm die katholischen Kantone bei Mellingen im Aargau die Straße. Auf Umwegen kam er nach Zürich, wo Oberst Jakob Steiner mit tausend Mann zu ihm stieß. Als sie durch die March ziehen wollten, erging von den

Schwyzern gegen die Landsturm. Auf Umwegen gelangten sie nach Bünden. Von da zogen sie vereint mit den Schlachthaufen der Bündner gen Worms und siegreich bis Tirano; nur die katholischen Fahnen des grauen Bundes wollten nicht mit ihnen. Vor Tirano ward gegen die spanischen Kriegsschaaren und gegen die veltlinischen Empörer blutig gestritten (11 Sept. 1620). Da starb der tapfere Mann Nikolaus von Müllinen den Heldentod, und alle Hauptleute Berns, bis auf einen, starben mit ihm unter den Mauern von Tirano. Auch Fluri Sprecher fiel, einer der Bündner Obersten, und viele Andere sanken mit ihm. Allein Tirano blieb unerobert. Und weil es dem Heere an Pulver, Blei und Lunten zu fehlen anfing, zog es über die Gebirge nach Bünden zurück.

Hier hatte unterdessen Pompejus Planta den grauen Bund bewegt; aus den katholischen Kantonen waren anderthalbtausend Mann, unter Anführung des Obersten Hans Konrad Beroldingen von Uri, zum Schutz desselben gekommen, und bei Reichenau gelagert, zwei Stunden von Chur. Man sprach schon davon, der graue Bund müsse der vierzehnte Ort der Eidsgenossenschaft sein, müsse Veltlin allein behalten und sich von den andern Bünden trennen. Solches Zerreissen aller Freundschaft jammerte die Redlichen im Volk sehr. Sie standen auf, ermahnten zur Versöhnung, und bewirkten eine Zurückberufung der fremden Gesandten, und wollten auch die Eidsgenossen hören. Aber der französische Gesandte, wie er wieder in's Land kam, trieb sein voriges Spiel und machte für Frankreich Parteiung. Der spanische Statthalter zu Mailand hinwieder schickte Abgeordnete mit Gold, die mußten die großen Herren und die Gemeinden gegen Frankreich aufwiegeln. Der päpstliche Nunzius seinerseits ermunterte die katholischen Gemeinden gegen die evangelischen. Die Abgesandten der Eidsgenossen, statt Frieden zu stiften, zankten selbst erbittert wider einander, also, daß sie Alle unverrichteter Sachen zurückreiseten. Ihnen folgten die Kriegsvölker von Bern nach.

Damit war des Zwiespalts und Grolls im Lande noch mehr geworden. Georg Jenatsch, sonst ein reformirter Pfarrer, nun Kriegsmann, überfiel mit einigen Spießgesellen den Pompejus Planta im Schlosse Rietberg und erschlug ihn. Dann sammelte er die Fahnen der Engadiner, Bergüner und Münsterthaler, überwältigte damit im grauen Bund den Heerhaufen der katholischen Kantone und trieb denselben, nach siebenstündigem Gefecht, in die Flucht und über die Berge nach Uri zurück (11 April 1621). Mit dem geschlagenen Konrad Beroldingen floh auch der Abt von Disentis, Sebastian von Castelberg, voll bösen Gewissens wegen des Veltliner-Mordes. Der graue Bund, überrascht und bezwungen, mußte seinen Verträgen mit Mailand entsagen.

Nun ward mit Spanien, nun mit Oesterreich von Neuem wegen Rückgabe des Veltlins unterhandelt. Allein es war weder Spaniern noch Oesterreichern Ernst. Sie wollten Veltlin, Cläven und Worms behalten, und das Unter-Engadin noch dazu, um zwischen Tirol und Mailand, zu gegenseitiger Hilfe wider die Franzosen, jederzeit offene Straße zu haben. Als auf diese Weise endlich dem Volk in vielen Gemeinden die Unterhandlung zu langweilig ging, griff es in wilder Unordnung zu den Waffen und zog selber gen Worms und Veltlin, das Land mit eigener Faust zu erobern. Es verrichtete jedoch wenig, und kam, von den Spaniern geschlagen, mit Schaden und Schanden wieder heim.

Dieser unbesonnene Zug der Landleute, welchen sie thaten, während ihre Gesandten noch mit dem Erzherzog von Oesterreich unterhandelten, brachte diesen Fürsten in großen Zorn. „Wollet Ihr Krieg, so sollet Ihr ihn haben!“ sprach er, und ließ seine Schlachthaufen in Bünden einziehen.

## 39.

# Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht.

(Vom Jahr 1621 — 1630.)

An einem Herbsttage (des Jahres 1621) drang von allen Seiten gewaltige Kriegsmacht ins Land der Bündner. Von Tirol her über die Berge und durch die Thäler kamen viele Tausend Oesterreicher, denen Rudolf Planta gegen sein eigenes Vaterland den Weg wies. Der kaiserliche Feldoberst Baldiron ließ niederhauen, was widerstand; sengend und brennend überwältigte er den ganzen Zehngerichtenbund, entwaffnete er alles Volk, und zwang es, umringt von seinen Bajonetten, dem Hause Oesterreich auf den Knien Gehorsam zu schwören. Mit mehr denn siebentausend Spaniern und Welschen kam der Herzog von Feria aus Italien herüber, vertrieb die tapfere Bündner-Besatzung aus Cläven und bemeisterte sich des Landes. Als das Züricher Kriegsvolk, welches noch bei Maienfeld stand, solches sah, zog es heim.

Nun hausete der Oberst Baldiron im Zehngerichtenbund auf entsetzliche Weise. Man hieß ihn nur den neuen Holofernes. Vor seinen Kriegsknechten blieb weder Leib noch Gut sicher. Der Bauer ward wie Vieh gehalten. Ein kaiserlicher Fähnrich ritt auf dem Rücken eines ehrbaren Landmanns bergan, den ein Soldat von hinten trieb. „So muß man die stolzen Bauern zahm machen!“ sagte der Fähnrich. Viele Kapuziner kamen mit den Kriegsknechten und wollten die Leute katholisch machen. Die reformirten Geistlichen wurden von den Soldaten verjagt. Bald standen fünfundsiebenzig Kirchen ohne Prediger. Der Bischof von Chur war dessen voll großer Freude.

Da sprachen die tapfern Leute im Brettigäu, als man sie zwingen wollte, zu den Kapuzinern in die Kirche zu gehen: „Jetzt ist's genug. Muß Vaterland und Freiheit sterben, soll doch die Seele nicht verderben!“ Und sie gingen in die

Wälder, die wurden ihre Zeughäuser. Da machten sie sich Keulen, schlugen große Nägel durch, und aus den Messern wurden Dolche, und aus den Sicheln Todesspeere. Dann, am Palmsonntage (1622), brachen sie mit großem Geschrei hervor, überfielen Besatzungen und Lager der Oesterreicher, erschlugen bei vierhundert Mann, nahmen viele Gefangene und trieben die andern alle aus dem Lande. Sie zogen mit Macht vor die Stadt Maienfeld und belagerten die hineingeflüchteten Oesterreicher. Auch belagerten sie den Baldiron nebst seinen Spaniern und Oesterreichern in Chur. Muthig durch die Siege der tapfern Brettigäuer standen alle Zehngerichtenbündner auf, der Kriegsheld Rudolf von Salis, Landammann Peter Guler von Davos und Thüring Enderli von Maienfeld an ihrer Spitze. Zu ihnen eilten die Freunde der Freiheit aus den andern Bünden und aus der Schweiz, besonders die herzhaften Appenzeller. Andere Schweizer schickten Geld. Also ward in vielen Siegeskämpfen das Land von den Feinden gereinigt. Baldiron zog mit Schmach ab. Die Bündner riefen den Eidsgenossen auf der Tagsatzung zu: „Steht uns bei, denn die Feinde werden wiederkommen!" — Aber die Eidsgenossen haderten unter einander und brachten keine Hilfe.

Wirklich kehrte der grausame Baldiron (im Juli 1622) mit neuer Macht zurück. Zehntausend Mann führte er über die Berge. Greise, Weiber, Kinder wurden von den wüthenden Feinden ermordet. Man schlug sich in den Thälern, und schlug sich über den Wolken auf den höchsten Alpen. Doch allzugroße Menge des Feindes überwältigte Alles. Am letzten ward (5 September) im Brettigäu selbst gekämpft, bei Raschnals auf der Wiese Aquasana. Und als hier nach schwerer Schlacht das Häuflein der Bündner wankte und wich, blieben noch dreißig Männer des Brettigäu's stehen; die wollten die theure Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, und weiheten sich ruhmvollem Tode. Sie schwangen die Keulen und stürzten mit gesenkten Häuptern wild in die Reihen der Oesterreicher, stritten schrecklich im dich-

ten Getümmel und sanken Mann um Mann wie Helden, von vielen Leichnamen ihrer Feinde umringt, in den Tod. Zu spät eilten die Fahnen der Stadt Chur und des grauen Bundes zur Hilfe. Als dieselben in der Ferne die Flammen so vieler Dörfer und Alles verloren sahen, kehrten sie traurig um.

Weh den Besiegten! Nun erst hob das größte Elend an. Nun erst wurde geraubt, geraset und gemordet. Der Soldat hieb zitternde Greise nieder; schändete Frauen; und als nichts mehr zu rauben war, entführte und verkaufte er selbst die Glocken von den Thürmen. Viele Hundert Unglückliche wanderten aus; viele Hunderte starben am Hunger, oder an der ungarischen Seuche. Dieselbe war ein tödtlicher Schmerz des Hauptes.

Vom Gotteshaus- und Grauenbund reiseten flehend Gesandte zu den Bevollmächtigten des Erzherzogs von Oesterreich nach Lindau (Sept.). Auch die Eidsgenossen voll Erbarmens wandten sich dahin. Allein der Erzherzog beharrte auf seinem Willen: die Zehngerichte müßten Erbunterthanen seines Erzhauses bleiben, und die beiden andern Bünde allezeit den Durchzug der Oesterreicher und Spanier gestatten. — Die katholischen Eidsgenossen, im Herzen wohl zufrieden, zuckten die Achseln, machten den Bündnern nur Vorwurf und sprachen: Wir haben euch oft gewarnt! — Aber der Bürgermeister von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, sagte: „Liebe Bundesverwandte, auf unsere Hilfe schauet jetzt nicht. Wir haben zu Hause genug zu schaffen. Wir sehen wohl, daß ihr werdet viel eingehen müssen. Unser Herr Gott wird mit der Zeit bessere Mittel schicken. Für einmal thut, was ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde."

Als sich die Bündner von den Eidsgenossen verlassen sahen, willigten sie ein, den bittern Kelch zu trinken. Die acht Gerichte und das untere Engadin wurden vom Bunde der Rhätier losgerissen, vollkommene Unterthanen Oesterreichs. Es war großer Jammer. Die Ausschweifungen der Kriegsknechte und die Gewaltthaten der österreichischen Amt-

leute und das Umsichgreifen des Bischofs von Chur nahmen kein Ende.

Da erweckte Gott das Herz des Königs von Frankreich. Dieser schloß (1623) mit dem Papst, mit Venedig und Savoien Bündniß. Denn er konnte nicht gestatten, daß die Oesterreicher zu jeder Stunde freien Paß durch die Bündner-Alpen nach Italien hätten, und in Italien allzumächtig würden. Wie der Kaiser zu Wien und der König von Spanien von den Rüstungen Frankreichs hörten, nahmen sie plötzlich des Papstes Vorschlag an, daß er das Veltlin, Cläven und Worms einsweilen besetzen und in Verwahrung nehmen solle, bis nach Austrag der Sache zwischen den Königen. Und es geschah also.

Der König von Frankreich aber, deß nicht zufrieden, schickte sein Kriegsheer durch die Schweiz nach Bünden (1624). Bern und Zürich öffneten ihm den Durchzug. Alle ausgewanderten Bündner machten den Vortrab des Heeres. Der Held Rudolf von Salis führte sie und der tapfere Oberst Georg Jenatsch und Andere mehr. Auch Zürich sandte Schlachthaufen unter dem Obersten Kaspar Schmid, desgleichen Bern unter dem tapfern Niklaus von Diesbach. Eben so kamen die Heerbanden des Wallis. Als diese alle naheten, erhob sich ganz Bünden freudig in Waffen. Die Besatzungen Oesterreichs und dessen grausame Amtleute wurden mit vereinter Macht (1625) aus dem Zehngerichtenbunde vertrieben, und die Grafschaften Cläven, Worms und Veltlin erobert.

Nachdem also der Zehngerichtenbund wieder mit den übrigen Bünden vereinigt war, erwarteten die Rhätier, daß sie von den hilfreichen Franzosen alle ihre Unterthanenlande wieder empfangen würden. Allein der französische Oberfeldherr, Markgraf von Coeuvres, sprach: „Mit nichten! Veltlin, Cläven und Worms sollen euch jährlich mit 25,000 Kronen zinsbar sein; dafür mögen diese Lande ihre Obrigkeiten selbst wählen, und ihr sollt ihnen weder Amtleute noch Besatzung schicken.“

Solches erzürnte die Bündner, und noch mehr, als die Könige von Frankreich und Spanien zu Monzone in Aragonien Friede machten (5 März 1626) und ungefähr Alles das bestätigten, was der Markgraf von Coeuvres gesagt hatte. Der Monzonische Vertrag wurde vollzogen. Die fremden Kriegsvölker zogen aus Bünden weg, und zur Sicherheit besetzten päpstliche Soldaten das Veltlin (1627). Der Kaiser in Deutschland, wohl einverstanden mit Spanien, schwieg einsweilen zu Allem.

Doch sobald Spanien und Frankreich ihren Frieden wieder brachen und neuen Krieg in Italien anhoben, ließ der Kaiser eine Macht von vierzigtausend Mann in's Bündnerland eindringen, so plötzlich, daß keine Vertheidigung möglich war (1629). Ein Theil des Kriegsvolkes zog den Spaniern zu Hilfe in die Lombardei; der übrige Theil blieb zur Bewachung der Bündner in deren Land zurück. Der Zehngerichtenbund ward abermals Oesterreichs Unterthanenland; das untere Engadin dazu. Allen Bündnern schrieb des Kaisers Schwert das Gesetz.

So groß wurde in dieser Zeit das Elend des Volks, daß es jeden Glauben an bessere Tage verlor. Durchzüge und Einlagerungen fremder Kriegsvölker nahmen überhand; Scheunen und Ställe wurden leer. Die Bauern mußten den Soldaten Schanzen bauen. Pestilenzialische Seuchen breiteten sich aus, daß bei zwölftausend Menschen daran starben. Dann kam der Bischof von Chur und verlangte zu allem Elende: Was je vor uralten Zeiten dem Hochstift unterthan und zinsbar gewesen, müsse nun wieder auf ewige Zeiten unterthan und zinsbar werden. Es war kein Recht, kein Erbarmen mehr.

## 40.

# Die Bündner erretten ihre Freiheit.

(Vom Jahr 1630 — 1640.)

So lange aber ein Volk nicht den Muth zur Freiheit und nicht den Glauben an sich selbst verliert, ist noch nichts verloren. Dann sendet Gott immer einen Tag der Rettung. Das haben die Männer im Bündnerland erfahren.

Nachdem unter schweren Drangsalen Alles niederlag, schloß in Italien der Kaiser zu Cherasco mit den Franzosen Frieden (Juni 1630), wobei er verhieß, seine Besatzungen aus den Bündnerthälern wegzuziehen. Der Kaiser war aber in Deutschland hart mit Krieg bedrängt und der große Schwedenkönig Gustav Adolf zog gegen ihn über das Meer mit seinen Kriegern.

Sobald die Oesterreicher Bünden verlassen und ihre Schanzen gesprengt hatten, beschwor alles Volk freudig wieder den alten Bund der Freiheit, und stellte sechstausend Mann unter Waffen, die Grenzen des Vaterlandes selbst zu schützen. Und da zu derselben Zeit der berühmte Kriegheld Herzog Heinrich von Rohan, des Königs von Frankreich Botschafter bei den Eidsgenossen und Bündnern, gen Chur kam, machten sie ihn zu ihrem Oberfeldherrn (1631) und gaben ihm große Gewalt. Er war ein eben so kluger und rechtschaffener, als tapferer Herr, welcher die freien Bündner liebte. Er befestigte alle Engpässe gegen Deutschland und Tirol, nahm noch französische Schlachthaufen zur Unterstützung in's Land (1632), und setzte Alles in besten Stand. Weil jedoch sein König mit dem Kaiser Frieden hatte, konnte er nicht, was die Bündner wünschten, mit gewaffneter Hand in's Veltlin ziehen. So flossen zwei, drei Jahre hin.

Wie Frankreich endlich zu den Schweden gegen den Kaiser trat und neuer Krieg ausbrach, befahl der französische König dem Herzog von Rohan, er solle nicht länger

säumen, den Bündnern zu willfahren. Rohan unterredete sich heimlich mit den evangelischen Orten Bern, Basel und Zürich. Einverstanden mit ihnen, führte er einen starken Heerhaufen über deren Gebiete, zum großen Aerger der katholischen Kantone, und drang aus Bünden über die Alpen in's Veltlin (1635). Und ganz Bündnerland erklang von Waffen. Sechstausend Tapfere zogen mit zur Eroberung der Unterthanenlande. In französischem Sold errichteten die Obersten Georg Jenatsch, Florin und Peter Guler drei neue Schaaren.

Nun ward blutig und schwer gestritten mit Oesterreichern und Spaniern im Thale von Cläven, im wilden Freelthal, bei Morbegno im Veltlin und bei Mazzo im Lande Worms. Ueberall Rohan und der kühne Kriegsmann Jenatsch voran, überall siegreich.

Nach vollendeter Eroberung hofften die Bündner von einem Tage zum andern ihre alten Unterthanenlande zurück zu empfangen. Allein, siehe, jetzt machte der König von Frankreich Schwierigkeiten, und wollte es in den Hauptsachen gehalten wissen, wie es im Monzonischen Vertrag gestanden war. Solches erregte den Bündnern großen Ingrimm. Frankreich war ihnen allzumächtig, und sie mußten schweigen. Es ward viel und fruchtlos unterhandelt. Das Volk ward der Einlagerung französischer Soldaten müde, und konnte es doch nicht ändern. Was Rohan verheißen, blieb meistens unerfüllt, doch ohne seine Schuld. Denn er konnte nicht wider den Befehl seines Königs, der den Gesandten Lanier nach Chur geschickt hatte. Lanier aber war ein stolzer, jähzorniger Mann. Als er den Bündnerschaaren, die in französischem Sold standen, nicht einmal den Kriegssold richtig zahlte, und der größte Theil dieser Schlachthaufen dem Dienste Frankreichs abzusagen drohte, schrie Lanier heftig: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuterischen Hauptleute setzen.“

Da gingen die Bündner in sich und sprachen: „Oester-

reich hat uns ausgesogen, Frankreich hat uns auch betrogen. Traue Keiner auf fremde Macht!"

Und es traten (6 Hornung 1637) einunddreißig der angesehensten Männer des ganzen Freistaates im Hause des Bürgermeisters Georg Meyer zu Chur zusammen, und schwuren, Leib und Gut daran zu setzen, ihr Vaterland vom fremden Joch zu retten. Dann gingen sie auseinander in alle Thäler und bereiteten das Nöthige in größter Eintracht.

Oberst Jenatsch mußte zu Innsbruck mit Oesterreich wegen Wiederaufrichtung der alten freundschaftlichen Verträge unterhandeln, zugleich aber den Herzog von Rohan, als sei er dieses Herzogs bester Freund, sorglos und sicher machen. Still waffneten die Bündner. Die Franzosen hatten damals weniger Kriegsvolk im Lande. Am Luziensteig stand noch der Züricher Oberst Kaspar Schmid. Aber schon hatten die Bündner nach Zürich gesandt, daß diesem befohlen werde, wenigstens nicht wider sie zu sein.

Der Herzog von Rohan bemerkte Unruhe und geheime Rüstung. Er verstärkte seine Besatzung in der Rheinschanze an der Landquart. Doch Jenatsch kam und redete ihm listig alle Sorge aus. Plötzlich aber brach sämmtliches Volk in den Gebirgen auf. Jenatsch an der Spitze von sechs vaterländischen Heerschaaren umzingelte die Franzosen in der Rheinschanze. Bei Lindau zeigte sich im Einverständniß mit den Bündnern ein deutscher, am Comersee ein spanischer Heerhaufe drohend. Rohan, von allen Seiten übermannt, mußte einwilligen, Bünden und Veltlin sogleich mit seinem Kriegsvolk zu verlassen. Also rief er den Marschall Lecques nebst allen Franzosen zu sich. Fünftausend Mann waren sie stark. So zogen sie über den Rhein, aus dem Bündnerlande fort. Freundlich schied (Mai 1637) Herzog Rohan von den Häuptern des Freistaats; auch Marschall Lecques. Als dieser aber beim Abschied den Obersten Jenatsch erblickte, drückte er, vor Zorn erblassend, ein Pistol auf denselben ab, und schrie: „So scheidet man von einem Verräther!" — Doch das Pulver zündete nicht.

Erst zwei Jahre nach diesem kam Jenatsch um's Leben, da er zu Chur mit andern Obersten und Hauptleuten sich bei Gastmahl und Tanze gütlich that. Gegen Mitternacht (24 Jan. 1639) trat Rudolf Planta, der Sohn des Pompejus, in den Tanzsaal mit andern Verschwornen. Eine Kugel fuhr dem Obersten durch die Wange. Dieser vertheidigte sich mit einem Kerzenstock. Sechs wiederholte Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben. Sein Leichnam ward mit kriegerischen Ehren in der Domkirche beigesetzt. So endete der Mann, welcher das Vaterland geliebt und gerettet, aber dazu nie die schändlichsten Mittel verschmäht hatte. Rudolf Planta, der Bluträcher, starb ein Jahr nachher im Engadin gewaltsames Todes bei einem Volksauflauf.

Nachdem die Bündner also von fremder Gewalt frei und Meister ihrer Unterthanenlande geworden waren, wandten sie sich bittend zu den Königen von Spanien und Frankreich, um ihre Eroberung in Frieden zu behalten. Zu Mailand (3 Herbstm. 1639) ward zwischen Spanien und Bünden ewiger Friede unterhandelt und geschlossen, kraft dessen die bündnische Oberherrschaft in Worms, Veltlin und Cläven vollkommen wiederhergestellt wurde; jedoch unter Vorbehalt, daß in diesen Vogteien die katholische Kirche alleinherrschend bleiben solle. Solches war auch Wille der katholischen Gemeinden des Bündnerlandes.

Mit dem Erzhause Oesterreich stellte man darauf freundliche Nachbarschaft durch Erneuerung der alten Verträge her (zu Feldkirch 9 August 1641). Oesterreich hatte in Deutschland des Krieges vollauf, und war zufrieden, im Engadin und Zehngerichtenbunde die ehemaligen Rechtsame zu behalten. Es vergingen aber nicht zehn Jahre, so kauften die Landschaften des Gerichtenbundes gesammte Rechte des Erzhauses an sich um schweres Geld. So thaten auch die Gemeinden Unter-Engadins; also, daß Oesterreich von der Zeit an nichts, als einige kleine Herrschaftsrechte zu Rhäzüns und Tarasp, behielt.

Auf diese Weise ist der Bund der Zehngerichte frei und unabhängig geworden, gleich den andern beiden im hohen Rhätien. Und des Bundes Hauptort blieb, wie vor Alters, Davos, wiewohl die übrigen Hochgerichte, aufgewiegelt vom Oberst Peter Guler und andern Männern von Ansehn, so heftigen Streit dagegen angefangen hatten, daß Zürich, Bern und Glarus dazwischen treten mußten, um Unglück zu verhüten. Durch den Spruch des Stadtschreibers von Zürich, Johann Heinrich Waser (11 Jan. 1644), behielt Davos den Mehrtheil seiner Ehren: als Ort des Bundestags, Verwahrung der Panner und Urkunden des Bundes, und das Recht, den Pannerherrn allein zu wählen, mit des Bundes Genehmheißen.

---

## 41.

## Von den Unruhen der Eidsgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist.

(Vom Jahr 1618 — 1648.)

Die Händel und Kriegsläufe des Bündnerlandes hatten in Städten und Ländern der Schweiz zwar viel Sorgens, auf Tagleistungen und in Rathsstuben viel Redens, viel Aufwandes für Gesandtschaften und bewaffnete Zuzüge, aber keine eidsgenössische Großthat bewirkt, durch welche der Unabhängigkeit und Freiheit im hohen Rhätien, oder dem alten Ruhm der Schweizer geholfen gewesen wäre. Das kam daher, weil die eidsgenössischen Orte unter sich selbst in nicht geringern Zerwürfnissen lebten, als die Bündner. Wollten die reformirten Kantone helfen, widersetzten sich die katholischen. Wollten die Katholiken thätig sein, standen ihnen die Reformirten entgegen. Jene hielten es mit

Spanien und Oesterreich, diese mit Frankreich und Venedig. Die Einen nahmen von diesen, die Andern von jenen Geld, und schlossen Verträge und gaben Kriegsvolk unter die Fahnen fremder Mächte, denen sie wohlwollten. Das machte einzelne Herren im Lande reich, viele Familien arm und verwaiset.

In den gemeinen Vogteien, wo die Herrschaft zwischen katholischen und reformirten Ständen gemeinschaftlich war, haderten sie, wie sonst. Obschon durch den Religions- und Landfrieden beiderlei Glaubensparteien in den Vogteien gleiche Freiheit genossen, ward sie den Katholiken doch durch die reformirten Vögte und den Reformirten durch die katholischen Vögte verkümmert. Im Thurgau und Rheinthal stritten die oberherrlichen Kantone: ob auch in Religionsangelegenheiten das Stimmenmehr gelten könne, wie in weltlichen Dingen? Die Entzweiung zu vermehren, mischten sich, wie gewöhnlich, die geistlichen Herren ein. Der Bischof von Basel, unterstützt vom Kaiser, so lange dieser im deutschen Kriege siegreich war, verlangte sogar von Mühlhausen und Basel Wiederauslieferung aller Güter seines Stiftes, die er längst verloren hatte. Der Abt von St. Gallen forderte im Thurgau und Rheinthal mehr Rechtsame zurück, als ihm billig gegeben werden mochten; der Abt von Einsiedeln behauptete gegen Schwyz, ihm stehe zu, die Waldleute zu besteuern; der Abt von Fischingen wollte in der reformirten Kirche zu Lustorf einen katholischen Altar bauen. Immer fand jeder dieser geistlichen Herren seine Verfechter wie seine Anfechter. Und mehr denn einmal stand es nahe, daß Schweizer gegen Schweizer das brudermörderische Schwert noch einmal zum Bürgerkrieg zuckten. Nur Furcht vor fremden Mächten hielt Alle zurück.

Denn in Deutschland ward zu dieser Zeit ein langer und gewaltiger Krieg geführt. In Böheim hatte er sich (seit 1618) erhoben, dann über Deutschland zwischen Katholiken und Protestanten verbreitet, zuletzt Schweden und Italien, Spanien und Ungarn und Frankreich in das allgemeine

Verderben verschlungen. Um Glaubenssachen war er begonnen, um Erwerb von Ländern und Kronen ward er fortgesetzt. Darum hatten auch bald Venezianer und Franzosen, bald Spanier und Oesterreicher so emsig um die Gebirgspässe von Bünden geworben, oder um Beistand der Eidsgenossen gebuhlt.

Die Kriegsheere der streitenden Mächte, wenn sie einander auf deutschem Boden von Schlachtfeldern zu Schlachtfeldern trieben, streiften oft nahe an den Grenzen der Eidsgenossenschaft vorüber. Diese aber, im Gefühl ihrer innern Zwietracht und Schwäche, wollten nicht zu allem Unglück, welches sie schon trugen, noch fremdes Schwert in ihren Thälern sehen. Darum behaupteten sie klug gegen die ausländischen Händel Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit des schweizerischen Gebiets. Aber so groß war die Uneinigkeit unter ihnen, daß sie sich oft sogar in der gerechten Vertheidigung ihrer Gebiete oder Bundsverwandten hinderten. Als zum Beispiel Mühlhausen durch Streifzüge schwedischen und kaiserlichen Kriegsvolks in Gefahr gerieth, sandten Zürich und Bern Mannschaft dahin zum Schutz (im Jahre 1632). Den Bernern aber, als sie durch die Solothurner Klause ziehen wollten, versagte die Wacht daselbst den Durchgang und ließ den Landsturm ergehen. Die Landvögte Philipp Roll von Bechburg und Ursus Brunner von Falkenstein und Hauptmann Suri umringten den Berner Haufen, gaben Feuer, säbelten nieder, tödteten Mehrere and entwaffneten Alle. Zwar mußte Solothurn nachher schwere Genugthuung leisten, und Einige der Gewaltthäter wurden zum Tode, Andere zur Verbannung verurtheilt, aber Haß und Mißtrauen nicht versöhnt.

Ein andermal, da der schwedische Feldherr Horn (1633), um die österreichische Stadt Konstanz zu überrumpeln, mit seinem Heer durch die zürcherische Stadt Stein im Hegau gedrungen war, machten die katholischen Eidsgenossen den Reformirten Vorwürfe, daß diese die Schweden zum Nachtheil des Kaisers begünstigten. Uri, Schwyz, Unterwalden

und Zug liessen daher zum Gegenrecht dreitausend Mann aufbrechen gegen den Bodensee. Aber sogleich waffnete auch Zürich und drohte, sich mit den Schweden zu vereinen, wenn die katholischen Eidsgenossen mit den Oesterreichern gemeine Sache gegen die Schweden machen würden. Nicht ohne Mühe ward Frieden vermittelt.

Gleichwie die Schweden bei Stein, so haben bald nachher wieder die Kaiserlichen bei Schafhausen das Gebiet der Schweiz verletzt. Zu spät, zu schwach und vereinzelt traten die Schafhauser unter Waffen und kamen aus dem Thurgau einige Zürcher Schlachthaufen zum Beistand. Die Dörfer Bargen, Altdorf, Beggingen, Barzheim und Schleitheim wurden von den Soldaten theils ausgeraubt, theils verbrannt. Die wackern Landleute schlugen sich gegen die fremden Plünderer mit Wuth und tödteten viele, während die erschrockene Regierung von Schafhausen mit dem kaiserlichen Feldherrn nur Briefe wechselte.

Nicht minder zogen österreichische Heere und Streifrotten mehrmals über das Gebiet der Stadt Basel verwüstend und raubend, und spotteten billig der schwachen Gegenanstalten der Eidsgenossen. Konnten diese nun ihren eigenen Boden nicht beschirmen, waren sie noch weniger im Stande, das Gebiet der zugewandten Orte gegen Verletzung zu bewahren. Die Reichsstadt Rothweil in Schwaben, ihnen bundesverwandt, gaben sie ganz auf, weil diese selbst österreichische Besatzung gegen die Schweden aufgenommen hatte. Und da der Unparteisamkeitsvertrag der Freigrafschaft Hochburgund, also auch der österreichische Erbverein, bald von Franzosen, bald von Schweden verletzt ward: setzten die Eidsgenossen, statt des Schwertes, den feindseligen Waffen höflich bittende Gesandtschaften und Briefe entgegen; eben so, als sich Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden (1638) in's Bisthum Basel einlagerte. Der blieb da, so lang ihm gut dünkte, allen Vorstellungen zum Trotz, und sog das arme Volk aus.

Wohl ward oft auf Tagsatzungen geredet, man müsse

für das heilige Recht des Schweizerbodens ein stehendes Kriegsheer an die Grenzen stellen und die Ehre des Vaterlandes nicht mit Papier, sondern mit Waffen schirmen. Allein im Innern der Schweiz sprachen sie: mögen die Grenzkantone für sich sorgen! Und Andere sprachen: die Kosten für ein Heer sind zu groß. Jeder forderte vom Bundesstaate Opfer, aber keiner wollte ihm Opfer bringen. Der alten, großmüthigen Schweizer Mannesherz schlug nicht mehr. Auch die Gesandten der auswärtigen Mächte mischten sich, wie immer, gebieterisch ein, oder machten Parteien. Selbst in gerechten oder geringen Dingen hatten die Eidsgenossen nicht immer den Muth, dem Uebermuth fremder Botschafter Stirn zu bieten. Als einst der französische Gesandte (im J. 1642) durch Mellingen fuhr, einem Städtlein an der Reuß, und die Leute seines Gefolges mit den Bürgern wegen des Brückenzolls Streit bekamen, also daß die Bürger Waffen nahmen und die Thore schlossen: genügte es dem Stolz des Gesandten nicht, daß die Tagsatzung den Schultheiß, Stadtschreiber und Zöllner nach Solothurn schickte, um fußfällig um Verzeihung zu bitten und dem Botschafter die abgenommenen zwölf Batzen zurückzugeben: nein, die Tagsatzung mußte, weil er es wollte, jene Männer in den Gefängnissen von Baden halten, bis er versöhnt war.

Durch so vielerlei Händel, Verwirrungen und Bewaffnungen geriethen hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth und schrieben Steuern und Auflagen aus. Als aber der Rath von Bern (im J. 1641) ausschrieb, man müßte von tausend Pfund Vermögens ein Pfund steuern, ohne zu sagen, wie lange diese Abgabe dauern solle: gerieth das Landvolk in Furcht, die Auflage werde ewig bleiben. Man redete im Aargau und im Emmenthal laut dagegen, und alle Mühe war eitel, das entstandene Mißtrauen zu tilgen. Darum griff der Rath in Bern zu strengen Maasregeln, und ließ einige der Vornehmsten verhaften, welche gegen die Steuer redeten. Darüber entstand im Emmen-

thal so großer Auflauf des Volkes, daß die Stadt Bern Besatzung nahm, und Kriegsvolk nach Thun, Burgdorf und Lenzburg legte. Die Mißvergnügten hielten offenen Rath zu Langnau. Doch glimpflich wurden die Unruhen mit Hilfe von Abgeordneten der eidsgenössischen Tagleistung beigelegt. Die Steuer ward entrichtet. Bern bewies Großmuth und verhieß Abschaffung jener und aller Beschwerden, welche das Volk zur Sprache gebracht hatte.

Bald nach diesem (im Jahr 1645) entstanden auch im Kanton Zürich wegen ausgeschriebener Gutsteuern Unruhen. Klug und milde, auf allerlei Weise durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu besänftigen, also, daß sie wegen ihres Ungehorsams um Gnade baten. Nur in Knonau und Wädenschwyl blieben sie trotzig, drohten bewaffneten Widerstand und vergingen sich ungestüm gegen die Vorgesetzten und Obrigkeiten. Darum wurden diese Gemeinden mit Kriegsvolk besetzt und entwaffnet. Männer, Weiber und Kinder mußten im Kreise der Soldaten fußfällig um Gnade flehen. Sieben Rädelsführer und Anstifter des Aufruhrs wurden zum Tode durch's Schwert verurtheilt. Wädenschwyl zahlte eine Geldbuße von 26,163 Gulden, Knonau 12,170 Gulden. Das war die Frucht des Aufruhrs.

Es trieb sich aber damals viel fremdes Gesindel in der Schweiz umher. Das kam von Welsch- und Deutschland, wo der Krieg hausete. Landstreicher und Ausreisser wiegelten das Volk gegen die Obrigkeit auf, um sich den Bauern beliebt zu machen oder Nutzen zu haben aus den Verwirrungen. Der unnützen Menschen und Strolchen waren so viel, daß man (im Jahr 1639) zu Schwyz an einem Tage ihrer hundert, und in der Grafschaft Baden sechstausend dreihundert und siebenzig zählte. Das Land ward vor ihnen ganz unsicher, bis man mit großer Schärfe gegen sie verfuhr. Zu Bremgarten wurden in einem einzigen Jahre zweihundert sechsunddreißig Verbrecher zum Tode verurtheilt. Solches brachte Schrecken unter die Zugvögel, daß sie alle davonflogen.

Jedoch mehr, als das Schwert der Gerechtigkeit, hat dem Schweizerlande endlich der Friede geholfen, welchen nach einem **dreißigjährigen Kriege** die großen Mächte von Europa schlossen. Als sie denselben, im Lande Westphalen, zu Münster und Osnabrück verhandelten, schickten auch die Eidsgenossen ihren Gesandten dahin, den Bürgermeister von Basel, **Johann Rudolf Wettstein**. Dieser führte die Sache der Eidsgenossen als ein kluger und entschlossener Mann. Und weil man in Deutschland die Schweizer immer noch wie Angehörige des Reichs halten wollte, und das kaiserliche Kammergericht sogar Urtheilssprüche erlassen hatte gegen Eidsgenossen, statt diese vor ihren vaterländischen Gerichten zu suchen: erklärte der Bürgermeister **Wettstein** den festen Entschluß gesammter Eidsgenossenschaft zur Behauptung **gänzlicher Unabhängigkeit vom deutschen Reich**.

Darauf ist von Kaiser, Königen und Fürsten insgesammt im westphälischen Friedensschlusse (14 Oktober 1648) die Unabhängigkeit und Selbherrlichkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft feierlich anerkannt und ausgesprochen worden.

---

## 42.

## Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel Aufruhr beginnen und darin verderben.

(Vom Jahr 1648 — 1655.)

Es gefiel den Obrigkeiten in Städten und Ländern gar wohl, wenn der Kaiser sie in seinen Briefen nicht mehr „Unsere und des Reichs Liebe und Getreue" hieß, sondern sie „Gestrenge, Feste, Ehrsame und besonders Liebe" nannte. Und die Schweizer hätten wohl ein glückseliges Volk heißen können, wenn sie unter einander in Eintracht gewesen wären. Aber Glaubenshaß zwischen Katholiken und Refor-

mirten wollte kein Ende nehmen, und zu dieser alten Noth trat eine neue.

Es waltete in mehrern Kantonen großes Mißvergnügen beim Landvolk, das in manchen Thälern noch leibeigen war, oder doch die alten Lasten der Leibeigenschaft trug. Wenn nun diese Leute sahen, wie das Volk in Schwyz, Uri, Unterwalden so freiherrlich lebte, daß es keine Obrigkeiten und Gesetze hatte, als solche, die es sich selbst gegeben, und keine Steuern und Auflagen zahlte, als solche, die es sich selbst aufgelegt: that es ihnen weh, daß sie leibeigene Leute und Unterthanen von den Stadtbürgern ohne Hoffnung des Loskaufs wären; daß man von ihrem Gut Steuern und Abgaben nahm, ohne sie zu befragen; und daß man ihnen Pflichten und Gesetze auflegte, ohne auf ihre Wünsche zu achten. Noch mehr aber schmerzte es sie, wenn sie geldgierigen Amtleuten und stolzen Landvögten in Allem knechtisch gehorchen mußten; wenn sie wegen Kleinigkeiten geschlagen, mißhandelt und eingethürmt, oder durch Schuldenboten und willkührliche Bußengelder zu armen Leuten wurden. Klagen gegen Amtleute und Junker halfen wenig, hatten oft noch böse Folgen; denn die Verwandten der Landvögte saßen gewöhnlich in der Regierung. Ja selbst Schreiber, Untervögte und Weibel meinten, weil sie alle aus der Stadt wären, sie könnten ungestraft den Bauer plagen, wenn er ihnen nicht zu Willen lebe. Doch weil das Uebel nicht überall gleich groß war, auch viele gerechte und gute Amtleute im Lande lebten, blieb Alles lange noch still.

Als aber die Regierung von Bern (August 1652), um bessere Ordnung im Münzwesen zu treffen, die Scheidemünze anderer Kantone verrief und den Werth ihrer eigenen Batzen um die Hälfte herabsetzte, wurde das Volk unzufrieden. Denn wer zehn Batzen gehabt zu haben glaubte, besaß nun nur noch fünf; und der Arme litt am meisten, der Reiche am wenigsten. Darum liefen die Leute in den Dörfern zusammen, und Jeder brachte zur allgemeinen Klage seine

besondere; der Eine über den Landvogt, der Andere über den Weibel; der Eine über den Salzhandel der Regierung, der Andere über den Pulverhandel derselben; der Eine über Trattengeld und Innungszwang, der Andere über Leibeigenschaftslasten und über Schmälerung alter Gerechtsame. Je mehr die Leute redeten, je mehr erhitzten sich ihre Köpfe.

Nun geschah, daß die Regierung von Luzern ebenfalls den Werth ihrer Batzen herabsetzte. Da schickten die Gemeinen des Entlibuchs Abgeordnete zur Stadt, und baten, man solle entweder das Geld im alten Werth lassen, oder statt des Geldes solle man Landeserzeugnisse zur Bezahlung nehmen. Aber sie wurden so hart angefahren, daß sie mit großer Traurigkeit heimgingen. Darüber gerieth das Landvolk in Wuth, und trieb die Schuldenboten, wenn sie kamen, mit Schimpf und Schande fort. Auf dieses ging der Schultheis Dulliker, mit weltlichen und geistlichen Herren, in's Entlibuch (Hornung 1653), die Aeltesten der Gemeinden des Bessern zu belehren. Da zog aus allen Dörfern die Mannschaft mit Spießen und Keulen her; voran eine weiße Fahne; dann drei Jünglinge, die bliesen Alphörner; dann die Hauptleute und hinter ihnen drei Andere in alter Schweizertracht, die Männer des Grütli vorstellend; dann das ganze Heer, ein tausend vierhundert Mann stark. So trat der Zug in's Dorf, wo die Abgesandten der Stadt saßen. Und es erhob sich Toben und Schreien gegen die Abrufung des Geldes, gegen den Zoll bei Wollhausen, gegen den hohen Geldzins, gegen die Bußgelder der Landvögte, gegen die Willkühr der Ohmgeldner u. dgl., und man stieß gröbliche Worte und Drohungen aus, also daß die Abgesandten bei dem wilden Haufen nichts ausrichteten und zur Stadt heimkehrten. Die Landleute hielten Zusammenkünfte; stellten Wachten aus; durchsuchten die Reisenden; munterten die benachbarten Berner Unterthanen auf, mit ihnen zu halten, und die zehn Aemter der Landschaft errichteten zu Wollhausen einen Bund unter sich, den sie beschworen.

Als die Sache so ernsthaft geworden, schickten die sechs

katholischen Kantone Gesandte, als Vermittler. Wie diese aber zu Willisau mit den Abgeordneten der zehn Aemter zusammentraten, welche siebenundzwanzig Klagepunkte in Schrift verfaßt hatten, fingen die versammelten Bauern an zu toben, nahmen sogar die Abgesandten gefangen, bewachten sie, besetzten die Hauptpässe gegen die Stadt und droheten Luzern zu überfallen. Doch eilfertig zogen aus den kleinen Kantonen vierhundert Mann zur Besatzung und Vertheidigung in die Stadt. Zürich und Bern rüsteten kriegerisch. Wie die Landleute der zehn Aemter solches hörten, entfiel ihnen der Muth; sie liessen die gefangenen Gesandten wieder frei und baten dieselben, sie sollten vermitteln. Solches thaten die Gesandten in einem Spruchbrief (19 März) auf billige Weise: es solle der Obrigkeit die Landeshoheit, aber den Unterthanen ihre Rechtsame verbleiben, das Ohmgeld im ganzen Lande gleichmäßig gezahlt, der Schultheiß zu Willisau nur aus dasigen Bürgern gewählt, vom Entlibuch nur in Sachen, die über hundert Gulden steigen, nach Luzern appellirt, der Bund der zehn Aemter von Wollhausen dagegen vernichtet, auch keine solche Verbindung mehr bei schwerer Strafe gestiftet, jedoch auch dem Lande keine Bezahlung der wegen dieser Streithändel entstandenen Unkosten abgefordert werden.

Wie man nun glaubte, es sei Alles beigelegt, erhob sich der Sturm im Kanton Bern, von Thun bis zur Stadt Brugg. Wie die Regierung hier das Landvolk gegen die Landleute im Kanton Luzern hatte aufbieten wollen, sprach man: „Nein, wir ziehen nicht gegen unsere Brüder; wir haben wohl des Rechts zur Klage so viel, als sie!" In allen Dörfern war Lärmen und Geschrei und Unordnung übermaßen. Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen. Nur in den Städten Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg blieb es ruhig, auch die Geistlichkeit auf dem Lande der Obrigkeit treu.

Alsbald rief Bern eidsgenössischen Beistand, die Empörung zu dämpfen. Schafhauser, Basler und Mühlhauser

sandten sogleich Kriegsvolk ab. Aber Zürich und Luzern ermahnten zu freundlicher Vermittelung. Dazu ward endlich die Regierung von Bern willig. Ehe man sich jedoch darüber verständigt hatte, rückten die Schafhauser schon bei Brugg und die Basler und Mühlhauser bei Aarau mit ihrem Kriegsvolk in's Land. Solches erbitterte die Leute im Aargau, und der Landsturm erging (18 März 1653) durch die ganze Grafschaft Lenzburg. Auf dieses begaben sich die Schafhauser wieder zurück, und die Basler und Mühlhauser zogen von Aarau weg an's linke Aarufer in in die Aemter Biberstein und Schenkenberg. Nun erging aber auch hier bis tief in's Solothurner Gebiet der Landsturm, also, daß die Basler und Mühlhauser ebenfalls heimgehen mußten. Zu Aerlisbach standen Solothurner und Aargauer Landleute in Waffen; zwischen ihnen durch zogen die Basler und Mühlhauser, wie durch eine Gasse, in ihr Land zurück.

Jetzt ward der Lärmen erst groß. Die Bauern hielten Landsgemeinde zu Langenthal, belagerten die Schlösser der Landvögte, sandten Ausschüsse an die Regierung nach Bern, und wandten sich sogar um auswärtigen Beistand heimlich an den französischen Gesandten La Barde. Damit thaten sie sich selber schweres Unrecht. Denn der französische Gesandte verrieth sie, und viele rechtschaffene Leute wandten nun ihr Herz ganz von ihnen, darum, daß sie Ausländer in Vaterlandssachen angerufen hatten.

Inzwischen erschienen Abgeordnete von sechs reformirten Kantonen in Bern, um den Streit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen gütlich auszutragen. Die Ausschüsse der Gemeinden traten hinzu und es ward entschieden: der Salzhandel bleibt der Obrigkeit; dem Unterthan das Recht, für eigenen Gebrauch das Salz frei zu kaufen, wo er wolle; Trattengeld und Zwang der Innungen fällt hinweg; die Batzen bleiben im erniedrigten Werth, aber Kapitalien und Zinse werden in Geldsorten bezahlt, nicht höher als sie 1613 im Werth waren; auch können gut versicherte und gut

verzinsete Kapitalien nicht vor sechs Jahren abgelöset werden; der Lohn der Gerichtsboten wird erniedrigt. Als dies und Anderes noch auf billige Weise geschlichtet war, thaten die Ausschüsse der Gemeinden einen Fußfall vor dem Rath der Stadt Bern, um Verzeihung zu bitten, und Alles schien wohl beendet zu sein.

Allein nun erhoben die Landleute im Kanton Luzern neues Geschrei und klagten ihrerseits gegen den empfangenen Spruchbrief und sagten: sie könnten ihren Bund von Wollhausen nicht für strafbar erkennen, wie ihn der Spruchbriefe heiße. Und sie schickten Leute aus zu den Unterthanen in andere Kantone und sprachen: „Jetzt wollen wir nicht länger Knechte der Städte sein, sondern freie Leute werden, wie die in den kleinen Kantonen!" Im Aargau, im Emmenthal stimmte ihnen das Volk bei. Es schalt auf die Ausschüsse, welche zu Bern vor gesessenem Rath Fußfall gethan und den Vergleich angenommen hatten. Auch in den Kantonen Solothurn und Basel machten sich viele Landleute auf und hielten zu den Luzernern, Emmenthalern und Aargauern. Zu Sumiswald hielten sie (13 April 1653) Landsgemeinde und erwählten den Niklaus Leuenberger, einen Landmann von Schönholz, zu ihrem Haupt und zum Obmann der Bundesgenossen aus den vier Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel. Sie gaben Gesetze: es solle das Volk die Rechte der Obrigkeit, und die Obrigkeit das Recht des Volkes ehren; kein Unterthan sich gegen die Obrigkeit waffnen, aber wenn diese irgend Kriegsvolk schicke, solle man es mit Gewalt abtreiben. Sie luden die Unterthanen aller Eidsgenossen schriftlich zu einem Tag nach Hutwyl ein, denn es werde über Recht und Freiheit Aller gehandelt, und darüber, daß alle Schweizer freie Schweizer werden sollten. Solches gefiel den Herren in den Städten übel. Es war ein großer und entscheidender Augenblick nahe.

Gleichwie sich in alten Zeiten Grafen und Freiherren von den Kaisern losgemacht und in ihren Gauen erbliche

Herrschaft erworben hatten, wie dann wieder die größern Städte des Schweizerlandes, durch Glück und Umstände begünstigt, sich von der Macht der Grafen und Freiherren losgekauft oder mit Waffengewalt befreit hatten: so wollten jetzt die unterthänigen Landleute die Gewalt der Städte brechen und zur Freiheit eingehen. — Aber ihr Treiben war schlecht berechnet.

Denn diese stürmischen Volkshaufen gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und strengen Eintracht zu Werke, wie vorzeiten die Männer in den Waldstätten, noch mit der Klugheit und besonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte. Sie waren rohe, unwissende Leute, unerfahren in Staatsgeschäften, in Schulen schlecht gebildet, mißtrauisch unter einander, jeder mehr auf seinen Vortheil, als auf allgemeinen Nutzen bedacht. Sie horchten lieber auf tobende Schreier, als auf Rath der Verständigen; wollten Alle gebieten, Keinem gehorchen. Daher sah man sie uneinig unter sich und zu allen Ausschweifungen bereit. Wer nicht ihres Sinnes war, den mißhandelten sie. Einigen drohten sie Mordbrand, Andern schlitzten sie die Ohren.

Unterdessen rüsteten die Städte, um die Empörer zu zähmen; pflogen aber mit denselben Unterhandlung, um Zeit zu gewinnen. Aufrichtiger meinte es noch Bern, auch die Tagsatzung zu Baden, mit den Leuten. Viele Zusammenkünfte mit den Ausschüssen der Aufrührer wurden beredet oder gehalten; allein bei den vielen tobenden Haufen, deren einer dem andern widersprach, und die jeden Tag ihren Sinn änderten, war keine Sache zum Ziel zu bringen.

Nachdem nun alle Mühe eitel geblieben, mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenossenschaft zum Aufbruch (11 Mai 1653). Bern sammelte die Schaaren des Waadtlandes, welche durch ihre Sprache von der Sache der deutschen Unterthanen getrennt geblieben waren, und ernannte den Siegmund von Erlach zum Feldherrn. Er führte bei zehntausend Mann. Es kamen bei fünftausend Mann aus den katholischen Kantonen, geführt vom Oberst Zweyer;

die übrigen Eidsgenossen, achttausend an der Zahl, befehligte der Züricher Feldherr **Wertmüller**. Die freien Landleute in den kleinen Kantonen hielten treu mit den Städten und vertheidigten deren Sache gegen das empörte Volk, theils aus Liebe der Gerechtigkeit und nachbarlicher Freundschaft, theils auch weil sie ebenfalls unterthänige Vogteien besaßen. Ihre Besatzung schirmte Luzern.

Schnell griffen aber auch die Empörten zu den Waffen. Sie besetzten den Engpaß bei **Gümminen** gegen das Waadtlandt, bei **Windisch** und **Mellingen** gegen Zürich. Sie berannten Aarburg und Aarau, Zofingen und Lenzburg; doch vergeblich. Denn sie hatten weder schweres Geschütz, oder andere Waffenvorräthe genug, noch Kriegszucht unter sich, oder erfahrene Hauptleute, weil bisher die Hauptmannsstellen ausschließlich von Stadtbürgern bekleidet worden waren.

Sobald **Leuenberger**, der Obmann der verbündeten Landleute, und **Schybi** und **Ulli Galli** und andere Häupter der Empörung sahen, daß es Ernst gelten werde: suchten sie theils durch Trotz, theils durch neue Unterhandlung ihre gefahrvolle Unternehmung zu sichern. **Leuenberger**, eine Stunde von Bern, zu **Ostermundigen**, gelagert, wo sein Volk rings umher raubte und plünderte, schrieb noch einmal an Bern, zu gütlicher Beilegung des Streits. Der Rath der Stadt, das Blutvergiessen zu meiden, schickte wirklich Gesandte zu den Empörern; willigte in Vieles, sogar in Bezahlung von fünfzigtausend Pfunden an das Landvolk, doch nicht als Entschädigung von deren Kriegskosten, sondern als Unterstützung der Armuth. Die Abgeordneten der Empörten unterschrieben endlich den schon einmal von ihnen verworfenen Vertrag und verhießen Huldigung und Treue. Allein kaum in ihr Lager zurückgekommen, ward Alles wieder vernichtet. Denn weil die Eidsgenossen im Anzug waren, wollten die Empörten nicht auseinander gehen, bis die Schaaren von jenen in ihre Heimathen zurückgegangen sein würden.

**Wertmüller** und **Zweyer** stiegen indessen mit vereinigten Heeren über den Heitersberg herab nach **Mellingen**. Sie bewilligten dem Leuenberger noch einmal Unterredung, wie er selbst verlangt hatte. Leuenberger jedoch, der erst noch in einem Schreiben über das Anrücken der eidsgenössischen Hilfsvölker dem Rathe zu Bern geklagt hatte, während seine eigenen Bauern die Städte im Aargau belagerten, sah sein Heer plötzlich, sobald der Landsturm ergangen war, auf zwanzigtausend Mann erwachsen. Da fürchtete er sich nicht mehr und meinte: das Schwert müsse entscheiden.

Inzwischen waren die Angriffe der Empörten sowohl gegen Mellingen als Zofingen fruchtlos gewesen. Das machte sie muthloser. Sie sandten wiederum Abgeordnete an den eidsgenössischen Kriegsrath in Mellingen, um gute Bedingungen zu erhalten. Doch nun antwortete der Kriegsrath: „Es kommt nicht den Bauern zu, Bedingungen vorzuschreiben. Liefert euern Bundesbrief aus. Zieht nach Hause. Eure Rädelsführer haben den Spruch ihrer Obrigkeiten zu erwarten. So wollen wir euch in Frieden lassen.“

Die Abgeordneten des Landvolks von Bern, Basel und Solothurn beschworen zwar erschrocken die vorgelegten Punkte. Nicht aber also die Luzerner. Sie entschuldigten sich, ohne Vollmacht zu sein. Also waren die Bande der Empörten unter sich gelöset. **Wertmüller** rückte vor. Von Bern und Wangen her zog anderseits Feldherr **Erlach** gegen **Langenthal**. Unterwegs trieb er einen Haufen von zweitausend Bauern aus einander. Auf dem Felde vor **Herzogenbuchsee** (28 Mai) fand er eine Wacht von sechs mit Hellebarden bewaffneten Landleuten. Diese versicherten, die Aufrührer seien alle zerstreuet. Wie er aber mit seinem Gefolge gegen das Dorf ritt, fiel Schuß auf Schuß gegen ihn. Alsbald ließ er von drei Seiten zugleich angreifen, da er die Schaaren der Empörten plötzlich erblickte, die sich des benachbarten Waldes bemächtigt hatten.

Hier begann ein verzweifelungvolles Streiten. Die Em-

pörten, übermannt, vertheidigten Schritt um Schritt ihren Rückzug gegen das Dorf. Während ein Theil desselben in Flammen aufging, fochten sie in den Häusern, dann noch hinter den Mauern der Kirche. Endlich flohen sie zerstreut in die Wälder.

Bei Langenthal stießen Erlach und Wertmüller mit ihren Heeren zusammen. Aller Aufruhr weit umher schwieg. Wertmüller, welcher den Frieden gehandhabt sehen wollte, der den Empörten schon vom Kriegsrath im Mellingen zugesichert worden war, machte dem Berner Obersten Vorwürfe wegen des Gemetzels von Herzogenbuchsee. Als dieser ihm jedoch erzählte, wie es gekommen sei, ward beredet, der Mellinger Vertrag solle nur für das untere Aargau gelten; aber in den Landschaften oberhalb Aarburg behalte sich Bern volle Gewalt nach Kriegsrecht vor.

In gesammten Dörfern herrschte plötzlich, statt des Trotzes und aufrührerischen Gebrülles, Todtenstille, Reue und Schrecken. Man entwaffnete die Landschaften, warf die Rädelsführer in Gefängnisse. Zu Zofingen saß der eidsgenössische Kriegsrath und hielt Gericht. Dahin ward aus dem Entlibuch Schybi geführt und mit dem Schwert enthauptet. Leuenberger, der in seinem eigenen Hause von einem seiner Nachbarn und Mithelfer verrathen ward, kam in den Kerker nach Bern. Hier wurde er hingerichtet, und sein blutiges Haupt nebst dem Bundesbrief der Empörten an den Galgen geschlagen. Eben so starb sein Schreiber Brösmer. Ulli Galli ward an den Galgen gehenkt. Zu Basel wurden sieben Greise, als Theilnehmer am Aufruhr, zum Tode verurtheilt; alle hatten schneeweiße Bärte. So sind noch viele Andere theils zum Tode verdammt, theils zur Landesverweisung, noch Mehrere zu Geldbußen. Es mußten die Freiämtler zehntausend Gulden, die Leute der Grafschaft Lenzburg zwanzigtausend, die Solothurnischen dreißigtausend Gulden, Andere andere Summen zahlen. Und die geflüchteten Aufrührer ließ Kaiser Ferdinand III durch das ganze römische Reich in die Acht erklären.

Im Kanton Luzern aber hatten sich die Empörten, welche bei Mellingen ihre Sache von der Sache der übrigen getrennt sahen, zu einem Vergleich mit ihrer Regierung entschlossen. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vermittelten schiedsrichterlich zu Stanz zwischen Obrigkeit und Unterthanen (7 Brachmonds). Nur die Entlibucher widersetzten sich dem Spruch; denn in Luzern selbst lebten mehrere Bürger, die heimlich mit ihnen hielten, und eine Regierungsänderung in der Stadt durchzusetzen hofften. Allein diese Bürger wurden verrathen und verhaftet, und die Entlibucher durch Uebermacht des einrückenden Kriegsvolks zum Gehorsam getrieben.

Das war der Ausgang des Aufruhrs. Was gesetzlos aufgeht, muß gesetzlos verderben. Noch lange haderten darauf die Kantone selbst wieder unter einander wegen Zahlung der Kriegskosten; Bern besonders mit Zürich, Solothurn mit Bern, bis man sich auch darüber (1654) auf der eidsgenössischen Tagleistung verglich und für die Zukunft festsetzte: die hilfeleistenden Kantone sollten in eigenen Kosten den nothleidenden helfen und zuziehen.

## 43.

## Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Aufstand in Basel. Die Pestilenz.

(Vom Jahre 1656 — 1699.)

Kaum war der Hader über die Unkosten glücklich beigelegt, siehe, da gab es zwischen den Kantonen andern Streit, bösern, als den ersten.

Er ging noch einmal aus dem unchristlichen Haß zwischen Reformirten und Katholischen hervor. Die Geistlichen beider Kirchparteien, statt das Höllenfeuer der Zwietracht zu löschen, fachten es mit ihren Reden geschäftig an. Schon fehlte es unter den Regierungen ohnedem nie an Ursache

des Zanks, besonders in den gemeinschaftlichen Vogteien, wo Jeder Recht haben, Jeder Meister sein wollte. Keiner traute dem Andern, weil Jeder vom Andern Schlechtes glaubte. Die Katholischen sagten: „Seht, die Berner und Züricher befestigen ihre Städte nicht umsonst und halten zu Holland und England! Das Alles ist nur gegen uns!" — Die Reformirten sprachen: „Seht, die Katholischen bestätigen den Borromeischen Bund, erneuern sogar ihre Bünde mit Savoien und dem Bischof von Basel, und thun mit dem König von Spanien nicht vergebens so freundlich. Das gilt gegen unsere Religion!"

Dann begab es sich, daß eines Tages (im Jahre 1655) sechs Familien von Arth, im Kanton Schwyz, weil sie evangelisches Glaubens waren, flüchtig werden mußten. Sie konnten in Arth nicht des Lebens sicher sein. Weinend und flehend traten sie vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigstens freien Wegzug ihres Vermögens in der Heimath auswirken möchte. Es schrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieser Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone dagegen das eidsgenössische Recht anriefen, sprachen die zu Schwyz: „Wir sind in unserm Lande Niemandem Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!" Und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelisches Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode.

Da griff Zürich zu den Waffen, sobald Ermahnen und Vermitteln der unparteiischen Kantone auf den Tagleistungen vergeblich gewesen war. Eben so schnell hoben Schwyz und die katholischen Orte ihre Panner. Zürich, unterstützt von Mühlhausen und Schafhausen, trat mit Zehntausend in Feld, bemeisterte sich des ganzen Thurgaues, und belagerte Rapperswyl. Aber die katholischen Kantone hiel-

ten Rappersweyl und den Albis schon, auch Bremgarten, Mellingen und Baden und gegen Bern den Brünigberg besetzt. Die Berner stellten Kriegsvolk gegen Freiburg, Solothurn und Unterwalden zum Schutz, und zogen mit vierzig Fahnen gen Lenzburg, den Zürichern zum Beistand.

Es war jedoch bei den reformirten Kriegsschaaren keine Zucht. Die raubten und brannten, wohin sie kamen; verwüsteten das Kloster Rheinau; plünderten Dörfer und Kirchen und trieben das Vieh weg. Und bei den Bernern sah man so wenig Ordnung, daß sie in der Gegend von Villmergen lagerten, ohne sich um den Feind zu bekümmern, keine Kundschafter aussandten und nicht einmal für das grobe Geschütz genug Schießbedarf hatten. Und obschon ein paar Aargauer den Feind beim Dorfe Wohlen erkannt hatten und zurückgingen und Lärmen machten, ward deß doch nicht geachtet, weil einige junge Herren von Bern hinausgeritten waren und versichert hatten, es sei nirgends Gefahr.

Doch auf der Höhe von Wohlen, hinterm Walde, standen wirklich mehr denn viertausend Luzerner verborgen. Die führte stracks der Luzerner Oberst Pfyffer hervor. Und von der Höhe im Hohlweg, wo sie mit halbem Leib verdeckt standen, richteten sie plötzlich ihr Feuer gegen die Berner. Es war zwei Stunden nach Mittag, am vierzehnten Jänner des Jahrs 1656. Die Berner geriethen in so große Verwirrung und Schrecken, daß sie kaum in Ordnung zu stellen waren. Weil Pulver und Kugeln fehlten, schossen sie ihre Feldstücke nur zweimal ab. Alles floh. Es kamen zwar zehn frische Fahnen zur Hilfe, aber die kehrten auch mit um. Der Oberst Pfyffer erhielt während des Treffens ein Schreiben von Luzern, mit Befehl, nicht anzugreifen, weil man sich gütlicherweise vergleichen werde. Allein er steckte den Brief unerbrochen ein, weil er vermuthen konnte, was derselbe enthielte, und verfolgte die fliehenden Berner, deren eine große Zahl niedergemetzelt ward. Bei achthundert derselben kamen ums Leben; eilf Stück groben Ge-

schützes verloren sie. Und seitwärts in den Weinbergen standen viele Berner Schlachthaufen: die sahen die Flucht ihrer Leute nach Lenzburg und sahen deren Untergang, aber regten sich nicht, weil sie keinen Befehl hatten.

Nur die Schlachthaufen der Aargauer, als sie die Niederlage der Berner erblickten, wurden wüthend, und wollten vorwärts und die Schlacht erneuen. Doch der Berner Kriegsrath verbot es und hatte große Mühe, den Ungestüm der Aargauer zurückzuhalten. Das ist das Treffen bei Villmergen gewesen. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde. Dann zogen sie mit großer Beute heim und wenige Wochen darauf ward Waffenstillstand und Friede (26 Hornung 1656) geschlossen. Denn weil man den kleinen Kantonen die Lebensmittel sperrte; weil die Luzerner so wenig, als die Berner, ihrem eigenen, unzufriedenen Landvolk vertrauen konnten, war Allen gelegen, den Krieg bald zu enden, der nur neun Wochen gedauert und doch den Zürichern allein schon über vierhundert- und vierzehntausend Gulden gekostet hatte. Der Friedensschluß stellte Alles wieder her, wie es etwa vorher gewesen. In Religionssachen und wegen freien Zuges aus einem Kanton in den andern ließ man jedem Kantone Gewalt, in seinem Gebiet zu thun, wie er wollte.

Bei der übeln Kriegsordnung der reformirten Orte hätten die katholischen vielleicht noch Größeres gewinnen können, wenn bei ihnen selbst das Heerwesen besser bestellt gewesen wäre. Sie warfen alle Schuld, daß sie nicht mehr ausgerichtet hätten, auf Oberst Zweyer von Evenbach, Landeshauptmann von Uri, und sagten, er wäre mit den Zürichern und Bernern im Einverständniß gewesen, habe am Etzel die Verfolgung der fliehenden Feinde und die Vertreibung der Belagerer vor Rapperswyl gehindert. Ja, ein Mönch zu Einsiedeln sagte: die Züricher hätten demselben tausend und vierhundert Dukaten in einem Kapaun geschickt. Das gab wieder langen Streit und Rechtshandel vor Tagleistungen, der nie beendigt wurde.

Nun war Frieden im Lande ohne Friedlichkeit. Das ward überall verspürt, und am meisten in den gemeinen Vogteien. Was da dem Einen leid war, das war dem Andern lieb; und der gemeine Mann trieb es mit seinem unchristlichen Glaubenseifer, wie er es von seinem Herrn sah. Wenig fehlte, der Krieg wäre vielmals von Neuem begonnen.

Ein Luzerner, der für spanischen Kriegsdienst Soldaten geworben hatte, zog am Pfingstfest (1664) mit dreiundvierzig derselben auf Abwegen durchs Thurgau, und im Dorfe Lipperswyl in die reformirte Kirche, mit bloßem Säbel darin Unfug und Lärmen treibend. Ein Weib flüchtete mit großem Geschrei und Schrecken ins Dorf Wigoldingen und rief Hilfe. Rasch waren die Wigoldinger auf, über die spanischen Söldner her, und fünf derselben wurden erschlagen, andere verwundet, andere gefangen genommen. Diese Begebenheit brachte die reformirten und katholischen Kantone in Harnisch wider einander. Man rief Kriegsvolk zusammen. Die fünf katholischen Orte besetzten alsobald Kaiserstuhl, Mellingen und Bremgarten. Viel ward getaget und unterhandelt. Die katholischen Orte konnten nur durch Blut versöhnt werden. Zween Männer von Wigoldingen wurden durch das Stimmenmehr der über Thurgau regierenden Kantone zum Tode verurtheilt (am fünften Herbstmonat 1665), wie rührend auch Zürich für die Unglücklichen um Gnade bat. Und als die Gemeinde Wigoldingen alle Kosten des langen Streithandels zahlen sollte, sammelte man in allen Kirchen des Kantons Zürich dafür Steuern.

Bald nach diesem ward geredet, daß der König in Frankreich, hart vor Basel, den Ort Hüningen zur starken Veste bauen wolle, sich zum Schutz, den Schweizern zum Trutz. Das machte den Eidsgenossen Sorge, und sie sandten gen Paris (1679) an den König. Als aber ihre Mühe eitel war, den Bau zu hindern, stieg die Unruhe, am meisten zu Basel. Hier murrten die Bürger gegen den kleinen Rath, als habe Manchen aus ihm französisches Gold ge-

blendet; denn er habe überhaupt zuviel Gewalt an sich genommen in Wahlen und Gebung der Gesetze, zum Nachtheil des Landes. Es traten die Zünfte zusammen. Mancherlei Unfug kam ans Licht. Rathsherren und Weiber, die sich in Rathswahlen gemischt, wurden der Ehren entsetzt, oder in Gefangenschaft gethan und mit schwerem Gelde bestraft. Der Rath gehorchte, denn die Bürger trotzten in Waffen. Die Eidsgenossen sandten Boten, den Streit zu vermitteln (1691). Es ward viel Parteiung, Auflauf und Gewaltthat, weitläuftig zu erzählen. Und als endlich die Vermittler, nebst Ausschüssen des Rathes und der Bürger, die Rechte des großen und kleinen Raths geordnet, in Landeszucht, Verwaltung, Pflege der Gerechtigkeit und Besetzung der Aemter das Bessere bestimmt, und die mehrern Bürger begnügt geschworen hatten, Frieden zu halten, ward derselbe dann erst am blutigsten gebrochen.

Denn als Johann Fatio, einer von den Fürsprechern der Bürgerschaft, auf das Rheinthor gefangen gesetzt worden, angeklagt, er habe Vieles ohne der Bürger Wollen und Wissen eigenmächtig betrieben, forderte ein Haufen anderer, bewaffnet, durch weiße Binden um den Arm sich kennbar, zur Nachtzeit des Mannes Loslassung. Die Lärmtrommel ging. Die der Obrigkeit Getreuen sprangen auf. Bürger gegen Bürger zogen in Waffen aus; zween von Fatio's Anhang wurden von Kugeln verwundet (23 Sept. 1691); bei fünfzig andere des folgenden Morgens eingekerkert; bewaffnete Landleute in die Stadt gezogen, zum Schirm der Ordnung. Ein schweres Gericht erging über die Urheber des Aufstandes. Johann Fatio, Johann Müller und Konrad Moyses wurden (28 September) auf dem Platz vor dem Rathhause enthauptet, Andere auf die Galeeren verdammt, Andere des Landes verwiesen, Andere an Geld gebüßt.

So verbanden sich mit dem Streit um Glaubens- und Kirchensachen noch vielerlei bürgerliche Parteiungen und Händel, bald dort, bald hie, als sollte das Schweizerland

nimmer zur Ruhe kommen, nun es doch nicht mehr von auswärtigen Mächten bedrängt war. Das brachte Herzeleid und Kummer über viele Haushaltungen. Dann trat zu allem Elend sogar noch eine pestilenzische Seuche, die viel Volks, besonders in der Stadt Basel und im Aargau, wegraffte (im J. 1667). Die Leute bekamen Pestbeulen am Unterleibe. Es war ungesunde Witterung, und der Winter vorher fast immer warm gewesen. Giftige Würmer und Raupen bedeckten Bäume, Gras und Früchte; und es wurden der Wasser- und Feldmäuse so viel, als man nie vorher gesehen. Das dauerte, bis ein Jahr zu Ende ging und ein strenger Winter erschien.

---

## 44.

## Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden.

(Vom Jahr 1700 — 1712.)

Es sind die alten Schweizer unabhängig vom Auslande geworden und sind es geblieben, so lange sie das Ausland weder aus Hoffahrt und Eigennutz geliebt, noch gefürchtet haben. Und sie wurden von den Völkern der Erde hochgeachtet, so lange sie ihr ewiges Recht höher achteten, denn das Leben. Als aber durch Gelddurst und Feigheit die Klugheit höher stehen wollte, denn das Recht; als gemein ward, Fleisch und Blut an die Fremde zum Kriegsdienst zu verkaufen; als sich Vorsteher von goldenen Ketten und Ordensbändern der Fürsten binden liessen: da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein. Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton höher als die Eidsgenossenschaft, und die Familie höher, als den Kanton; man war in großen Dingen

klein und in kleinen Dingen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld, oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Recht, als die Angehörigen der Könige; ja, man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtsame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde.

Solches hatte besonders das Volk im Lande Toggenburg erfahren müssen. Hier genossen ehemals die Gemeinden durch Gunst der alten Grafen von Toggenburg große Vorrechte, Theilnahme an Besetzung der hohen und niedern Gerichte, an Bußengeldern und andern Nutzungen; Recht zu Landesgemeinden und andern Versammlungen, zur Mitverwaltung des öffentlichen Gutes und zur Kriegsgewalt. Ja Niemand konnte ihnen zum Landvogt gesetzt werden, als ein Mann aus ihrer eigenen Mitte.

Wie nun aber (im Jahre 1468) der Abt von St. Gallen um vierzehntausend und fünfhundert rheinische Gulden von einem Freiherrn von Raron die Rechtsame gekauft hatte, welche dieser über das Land aus dem Erbe der alten Grafen von Toggenburg erworben: so trachtete der Abt auch nach den Rechtsamen, die er nicht gekauft, sondern dem Volke feierlich bestätigt hatte. Und gleichwie das Volk von Toggenburg zum Schirm der eigenen Freiheiten mit den Kantonen Glarus und Schwyz ein Landrecht (im Jahre 1436) errichtet hatte, so stiftete nun auch der Abt zum Schutz seiner Rechte (im Jahre 1469) ein besonderes Schirmrecht mit denselben Kantonen. Weil seine Abtei ein zugewandter Ort der Eidsgenossenschaft war, er selbst aber Fürst des heiligen deutschen Reiches hieß, wußt' er beides immer wohl zu seinem Vortheil anzuwenden, um mächtiger zu werden. Er stand gegen den Kaiser, wenn es ihm ersprießlich schien, als Eidsgenoß, und gegen die Eidsgenossen als Reichsfürst und Lehenträger kaiserlicher Majestät. Das half ihm viel.

So fing er an, die Toggenburger Freiheit zweifelhaft zu machen, und die Leute sogar seine Leibeigenen (1510) zu heißen, um sie allmälig daran zu gewöhnen. Dann griff er endlich ihre Freiheiten selbst an, und es gab vor den Schirmorten vielen Rechtsstreit. Die Schirmorte waren ihm aber hold. So gewann er erst, daß von allen Gerichten im Lande die Appellation (1539) vor seinen Stuhl kam; dann (1540) riß er das Recht an sich, das Landgericht allein zu besetzen, und die eingezogenen Güter der Verbrecher zu behalten, desgleichen das Recht, einen Ausländer zum Landvogt zu erwählen, alle Kirchen- und Pfründgüter unbeschränkt zu verwalten, auch Wildfang und Fischerei an sich zu nehmen; darauf (1543) gewann er das Recht, in allen Kirchen des Landes den Pfarrer zu setzen, auch (1555) Schreiber und Weibel zu wählen und das Bürgerrecht zu ertheilen (1596). Endlich wurden dem Volke alle Landsgemeinen untersagt und auch andere Versammlungen, und das Kriegswesen im Lande gerieth (1654) gänzlich in des Abtes Hand. Nun schaltete er, wie ihm wohlgefiel, bewilligte gezwungene Werbungen in fremden Kriegesdienst, besetzte alle Stellen mit seinen Geschöpfen, sah gleichgültig zu, wenn Amtleute und Klöster die besten Grundstücke durch List und Ränke an sich zogen, oder wenn die öffentlichen Bußen zu ungeheuern Summen stiegen.

Zuletzt dünkte sich Abt Leodegar Bürgisser ein unbeschränkter Herr im Lande. Er gebot dem Volke, auf eigene Kosten eine neue Fahrstraße durch den Hummelwald zu bauen und zu unterhalten. Und als die Abgeordneten des Volkes zu ihm sprachen: solches wäre den Toggenburgern eine drückendere Last, als vorzeiten die Frohndienste und Tagwen, von denen sie sich schon zweimal losgekauft hätten, verfällte er diese Leute zu einer Geldbuße von 1540 Reichsthalern, zu Widerruf bei offenen Thüren und machte sie ehr- und wehrlos.

Nun gingen die bedrängten Toggenburger klagend vor Schwyz und Glarus (1701). Glarus nahm sich die Noth

der armen Landleute zu Herzen, auch Schwyz, obwohl die Toggenburger reformirten Glaubens waren. „**Und wenn die Toggenburger Türken und Heiden wären,**“ riefen die Schwyzer an der Landsgemeine, „**so sind sie doch unsere Bundsgenossen und Landsleute, und sollen wir ihnen zum Recht helfen!**“ Solches verdroß den Abt, und er klagte und rief alle Kantone um eidsgenössisches Recht an. — Da gab es wiederum viele Tagleistungen von Jahr zu Jahr. Zürich und Luzern, die auch des Abtes Schirmorte waren, mischten sich in den bösen Handel. Manche waren den Toggenburgern gewogen, ihres reformirten, vielgekränkten Glaubens willen; manche dem Abt widerwärtig, weil er vor Kurzem noch mit dem Hause Oesterreich Schutzbündniß geschlossen hatte und die Grafschaft Toggenburg ansah, als wäre sie ein Lehen vom Kaiser und Reich. — Je länger der Zank währte, je größer ward, wie gewöhnlich, die Verwirrung des Handels. Zuletzt mischte auch der alte Glaubenshaß sein Gift dazu.

Denn weil Schwyz und die katholischen Orte sahen, daß **Zürich** und **Bern** besonders des Glaubens willen die Toggenburger unterstützten, und diese zum Festhalten an den alten Rechten ermunterten, neigte sich Schwyz dem Abt von St. Gallen zu (1703) und sprach: des Abtes neuere Rechte, Briefe und Siegel gehen dem alten Landrecht vor, und ohne Vorwissen von Schwyz und Glarus soll im Toggenburg kein neuer reformirter Gottesdienst eingeführt werden. Das aber schreckte nicht Zürich und Bern zurück; und die Toggenburger handhabten ihre alten Rechtsame. Nun trat der kaiserliche Gesandte auf, und brachte einen Brief seines Herrn, der sagte: der Kaiser werde schlichten, denn die Grafschaft Toggenburg wäre unstreitig uraltes Reichslehen. Aber **Zürich** und **Bern** erwiederten: Toggenburg liegt inner den eidsgenössischen Grenzen, und der St. Galler Abt hat uns schon seit mehrern Jahren als Schiedsrichter erkannt. — Auch machten die Gesandten von Holland und der Könige von Preussen und England den Zürichern und Bernern Muth gegen den Kaiser.

Als nun der Streit immer grenzenloser ward, und im Toggenburg selbst Unruhe, Mord und Todtschlag entstand, weil der Abt von St. Gallen daselbst absichtlich Zwietracht zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern säete, versuchte noch ein weiser Mann aus Zürich, Nabholz genannt, durch seinen Rath Ordnung und Frieden wieder herzustellen. Sein Bemühen blieb eitel. Der Abt hielt steif auf alle Titel seiner bedrohten Gewalt. Die Toggenburger aber verachteten dieselbe, und gehorchten ihm nicht und trieben seine Amtleute, Boten und Soldaten aus den Schlössern fort. Der Abt besetzte darauf alle Brücken, Wege und Stege in den alt-sanktgallischen Landen mit Kriegsvolk. Die Toggenburger bewaffneten sich. Schultheiß Dürler in Luzern, des Abtes eifrigster Freund, rief die katholischen Kantone auf, daß sie die toggenburgischen Aufrührer im Zaume halten müßten. Hinwieder sprach der Schultheiß Willading von Bern den reformirten Kantonen zu, die Sache ohne Zaudern gegen die Katholiken mit dem Schwerte zu entscheiden, denn es gehe die alten Rechte des Toggenburger Volkes und den Schutz der reformirten Kirche an. Zwölf Jahre schon dauere der Streit, und er stehe immer schlimmer.

Sobald die Toggenburger sahen, Zürich und Bern stehen für sie, und der Obmann Bodmer ziehe zu ihrem Schutz mit fast dreitausend Mann von Zürich heran, verkündeten sie ihren Krieg gegen den Abt (12 April 1712) zur Behauptung ihres Rechts. Nabholz, bisher ihr Freund und Rathgeber, wurde ihr Anführer, ließ Landsturm ergehen, und verfocht sie gegen die Leute des Abtes mit dem Schwerte so treu, wie sonst mit der Feder. Die Klöster und des Abtes Schlösser wurden besetzt; aber in die Stadt Wyl warf der Abt sechszehn Heerbanden Fußvolks zur Vertheidigung. Unterdessen wütheten und plünderten die Züricher Kriegshaufen zuchtlos im St. Gallischen Gebiet.

Nun griffen auch Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Gewehr und deckten ihre Grenzen

und brachen gegen Toggenburg auf und bemächtigten sich der Grafschaft Baden. Der Nunzius gab ihnen sechsundzwanzigtausend Thaler aus dem päpstlichen Schatz, und in Rom geschahen Fürbitten für sie zu den Heiligen. Geweihte Kugeln und Amulette theilten die Priester den Soldaten aus.

Darauf hob Bern zehntausend Kronen aus seinem Schatz, um fünfzehntausend Mann in's Feld zu stellen. Es deckte seine Grenzen ringsum, auch in der Grafschaft Lenzburg bei Othmarsingen gegen Baden und die freien Aemter. Ein bernischer Heerhaufen rückte gegen die Stilli; unter dem Schutze von zwölf Feuerschlünden fuhr derselbe dort über die Aar, und stieß bei Würelingen zum Heerhaufen der Züricher. Diese hatten sich in derselben Zeit auch schon des ganzen Thurgaues bemächtigt. So ward Krieg und Kriegsgeschrei aller Orten. Selbst die Walliser waren im vollen Anzuge, den katholischen Ständen beizustehen.

Glarus blieb in diesem Unwesen unparteisam, auch Solothurn, desgleichen der Bischof von Konstanz. Basel und Freiburg wehklagten über diesen Bürgerkrieg der Schweizer gegen Schweizer, und mahnten noch einmal zu freundlicher Ausgleichung; doch zu spät. Der Abt von St. Gallen flüchtete seine Kostbarkeiten nach Lindau; er selbst begab sich nach Rorschach und bat die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell und Glarus um Beistand; doch sie sicherten ihm nichts, als ihre Unparteisamkeit zu. Der Kaiser dagegen bot, von Preßburg in Ungarn aus, den schwäbischen Kreis zur Unterstützung des Abts von St. Gallen auf.

## 45.

## Der Toggenburger Krieg. — Die zweite Schlacht bei Villmergen. — Der Aarauer Friede.

(Vom Jahr 1712 — 1718.)

Züricher und Berner waren schon mit zehntausend Mann vor das Städtlein Wyl gezogen, um die Kriegsrotten des Abtes darin zu belagern. Auch kam mit zweitausend Toggenburgern Nabholz dazu, und ein Heerhaufe vom Thurgau. Bomben und Feuerkugeln wurden in das Städtlein geworfen und Felder und Dörfer verwüstet. Jedoch vertheidigte sich die Mannschaft des Abtes in der Stadt unter ihrem Oberstwachtmeister Felber sehr tapfer und that manchen blutigen Ausfall. Als aber die Thurgauer sich wieder von den Belagerern trennten, von denen sie geringgeschätzt waren, streifte Felber plündernd bis Braunau und Summeri. So grausam wütheten seine Leute, daß sie zwei wehrlose Männer erschlugen, und einer Frau Hände und Füße verstümmelten. Da ging wegen solchen Gräuels das Geschrei der Rache durch den ganzen Thurgau; von Weinfelden her kam der wüthende Landsturm abermals. Man sah dabei Weiber und zwölfjährige Knaben. Und sie verfuhren gegen die Katholiken so grausam, wie jene gegen Reformirte gewesen.

Da sprach Nabholz zu den Feldherren von Bern und Zürich: „Lasset uns einfallen in die alten Lande des Abtes, von wannen viele Männer sind, die die Stadt Wyl vertheidigen. Wenn dieselben ihre Hütten und Dörfer in der Ferne rauchen sehen, werden sie sich von den Uebrigen trennen, und die Stadt wird schwach werden!“ Also fiel er bei Oberglatt mit tausend Mann in die alten Lande des Abtes ein. Und als die in der Stadt ihre Wohnungen von fern brennen sahen, zogen ihre Haufen eilig hinaus, für ihre Hütten zu kämpfen. Es ward darauf die Stadt voll

Zwietracht und Schreckens, und ergab sich (22 Mai) ihren Feinden. Das äbtische Kriegsvolk lief aus einander, und fluchte auf seinen gewesenen Befehlshaber Felber, der des Lebens nicht sicher war, und sogar Schutz von den Siegern erbitten mußte, um nach Bernhardszell zu entkommen. Aber der rasende Pöbel suchte ihn auch hier, schleppte ihn aus dem Pfarrhof, setzte ihn auf ein schlechtes Roß, trieb ihn mit großem Geheul und Hohn bis zur Sitterbrücke und tödtete ihn da mit vier Flintenkugeln durch den Leib. Dann zerschnitten sie seinen Leichnam mit Messern und warfen ihn in die Wellen der Sitter (24 Mai).

Mittlerweile war der rüstige Mann Nabholz in das alte Land des Abtes von St. Gallen eingedrungen. Da ergaben sich ihm die Goßauer, welche voller Wuth ihren eigenen Landeshauptmann ermordeten. Zwei Tage zuvor hatten sie tausend Toggenburger vertrieben, die zum Sengen und Brennen wider sie gesandt waren, und die auf der Flucht noch den wehrlosen katholischen Pfarrer zu Niederglatt in einem Stall erwürgt hatten. Die Fahnen von Zürich und Bern gingen siegreich durch den ganzen Thurgau bis zur Stadt St. Gallen. Da legten sie Besatzung in die Abtei und nach Rorschach. Der Abt hatte sich mit seinen Kostbarkeiten schon voller Schrecken nach Augsburg vorher geflüchtet.

Weil nun die Toggenburger sahen, daß ihre Sache obsiege, verurtheilten sie diejenigen von des Abtes Leuten zum Tode, die an ihnen Verräther geworden waren; sie verwarfen gänzlich des Abtes Herrschaft, auch das Landrecht mit Schwyz und Glarus, und sprachen zu dem Volk von Gaster, Uznach, Gams und andern: „Lasset uns einen eigenen Freistaat gründen, der da gleich sei den freien Orten der Eidsgenossen!“ Und sie entwarfen eine neue Landesverfassung, die trugen sie nach Aarau, wo die Kantone Tagleistung hielten. Allein solche Rede mißfiel den Herren von Zürich und Bern, weil sie lieber an den Toggenburgern Unterthanen, als freie Miteidsgenossen gehabt hätten. Sogar

Nabholz, der toggenburgischen Sachen eifriger Verfechter, weigerte sich, das Begehren der Leute zu unterstützen, obwohl sie ihm viel Geld boten.

Unterdessen waren auch bei Stilli zweitausend Berner über die Aar gegangen und zu dreitausend Zürichern gestoßen, welche deren Kriegsoberster, Hans Caspar Wertmüller, anführte. Die stiegen nun zur gänzlichen Eroberung der Grafschaft Baden über den Hasenberg, verjagten die einzelnen Heerbanden der katholischen Orte und rückten vor die Stadt Mellingen. Von der entgegengesetzten Seite her kamen siebentausend Berner aus der Grafschaft Lenzburg über die Bünz. Da flohen die katholischen Besatzungen nach Baden zurück. Mellingen wurde ohne Schwertstreich eingenommen. Den Siegern mußten alle Oerter der Grafschaft Baden Huldigung leisten, auch die Einwohner der Stadt Bremgarten. Dann ging der Zug nach Baden, zur Belagerung der Veste. Wertmüller lagerte sich bei den Rebhügeln am Lägerberg, und erwartete die Ankunft der Berner, welche bei Mellingen der Reuß nach bis Fahrwindisch einen Umweg genommen hatten, um Baden von der entgegengesetzten Seite anzugreifen. Die Belagerten machten ein heftiges Feuer aus der Stadt, vom Kapuzinerkirchhof und vom hohen Schlosse herab gegen Wertmüllers Lager. Die Züricher aber antworteten aus vierzig Feuerschlünden und Mörsern. Die Kirche, der Thurm, viele Häuser wurden hart beschädigt. Die Brustwehr des Schlosses stürzte prasselnd über die Felsen herab. Da erschienen von der andern Seite der großen Bäder gegen das Schloß auch die Berner mit zwanzig Feldstücken, Haubitzen und Mörsern. Dessen erschracken die in der Stadt so sehr, daß sie sich auf harte Bedingungen (31 Mai) ergaben. Der Befehliger der Festung, Crivelli von Uri, zog mit der Besatzung ab, doch ohne Geschütz.

Diese Fortschritte, und daß auch das Rheinthal gezwungen ward, Bern und Zürich zu huldigen, brachte große Wuth, Zwietracht und Verwirrung unter die katho-

lischen Orte. Einige wollten Frieden, andere Krieg. Die Gesandten von Oesterreich und Frankreich verhießen Hilfe, der Pabst sandte ihnen Geld. Freiburg und Solothurn machten sich auf in Waffen für sie, auch Wallis, und Alles, was in den eidsgenössischen Vogteien katholisch war. Aber dagegen dräueten diejenigen reformirten Orte, welche bisher still gewesen waren, die Waffen zu ergreifen; und was in den gemeinen Vogteien reformirt war, rüstete sich zum Beistand für Zürich und Bern. Also standen in dieser Zeit bei hundert- und fünfzigtausend Schweizer zum blutigen Kampf gewaffnet wider einander; zu keiner Zeit vorher waren so viele Streiter aus der Eidsgenossenschaft gegen fremde Feinde ins Feld getreten. Und also hielt ein Schwert das andere in die Scheide zurück. Frankreich und Oesterreich liessen von ihren Heerschaaren wohl gegen die Grenzen rücken; allein Engländer, Holländer und Preussen hielten von andern Seiten auch diese im Zaum.

Während die Gesandten der Eidsgenossen zu Aarau saßen und um Frieden handelten, zog der Landvogt und Ritter Ackermann von Unterwalden mit fünftausend Mann gegen die Sinserbrücke, wo die Berner mit ihrem Kriegsvolk lagen. Der Pfarrer zu Sins, einverstanden mit dem Ritter Jakob Ackermann, hatte den Kriegshauptleuten der Berner ein Gastmahl gegeben, daß sie nichts merkten. Also wurden diese überfallen, daß sie sich mit großer Noth retten konnten. Viele Berner wurden erschlagen. Oberst Meunier von Bern, der mit zweihundert Mann erst auf dem Kirchhof, dann in der Kirche tapfer wehrte, mußte sich gefangen geben. Sie wären von den Kriegsleuten aus Unterwalden, Schwyz und Zug ohne Barmherzigkeit ermordet worden, hätte Ackermann diese blutdürstigen Menschen nicht mit edler Kühnheit zurückgehalten (20 Juli). Auch auf der andern Seite gegen den Zürichsee, bei Hütten und Bellenschanz, waren die Schwyzer (22 Juli) vorgedrungen. Da aber stießen sie auf den wachsamen Züricher Hauptmann Hans Caspar Wertmüller. Sieben Stunden lang

fochten die Schwyzer; zweihundert Mann verloren sie; aber sie mußten den Zürichern weichen. Bei ihren Erschlagenen fand man geweihte Zettel mit Zahlen und Kreuzen und Versicherungen des gewissen Sieges.

Ritter Ackermann zog von allen Seiten die katholischen Hilfsvölker an sich. Das Heer ward über zwölftausend Mann stark. Es schritt gewaltig durchs Land über Muri nach Wohlen und Villmergen, wo die Berner mit achttausend Mann standen. Hier, in derselben Gegend, wo schon einmal die Berner von den katholischen Orten (14 Jänner 1656) blutige Niederlage erfahren hatten, sollte wiederum das Feld durch Schweizer mit dem Blute der Schweizer gefärbt werden. Es war der fünfundzwanzigste Tag des Heumonds 1712. Die Berner hatten Stellung bei Meiengrün genommen. Der Donner der Feuerschlünde eröffnete den Kampf. Sechs lange Stunden ward gestritten. Da brachten die Berner Verwirrung und Entsetzen über die Völker der katholischen Orte. Sie durchbrachen deren Schlachtreihen und schlugen sie in die Flucht. Zweitausend der Katholischen und mehr bedeckten mit ihren Leichnamen das Feld.

Als nun darauf die Toggenburger Uznach und Gaster eroberten, die Stadt Rapperswyl sich den Zürichern ergab, und die Sieger von allen Seiten in das Gebiet der Katholischen vordrangen: ward diesen bange, und sie baten um Frieden.

Schon hatten bei der Tagleistung in Aarau die Kantone Luzern und Uri (18 Juli) den Frieden untersiegelt gehabt; aber die Luzerner Bauern, aufgewiegelt im Namen Gottes und der heiligen Religion vom päpstlichen Nunzius und von ihren Pfarrern und Mönchen, hatten den Frieden nicht gewollt, und waren gegen die Stadt gezogen, um ihre Obrigkeit zum Kriege zu zwingen, dann hinaus gegen die Berner bei Villmergen. Hier hatten sie ihren Untergang gefunden. Auch noch nach der Villmerger Schlacht hatten sich bei zweitausend Willisauer gegen die Regierung

empört; aber auch sie wurden vom Berner Kriegsvolk bald zu Paaren getrieben und mußten schwere Brandschatzung zahlen. Denn die Berner Mannschaft war damals die vortrefflichste an Waffe, Kleidung, Kriegszucht und Uebung geworden.

Endlich (am 9 und 11) ward zu Aarau der allgemeine Landesfriede geschlossen, zum großen Vortheil der Sieger. Die fünf katholischen Orte mußte nicht nur ihre Rechte auf Baden, Rapperswyl und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten, sondern auch Bern in die Herrschaft über den Thurgau und das Rheinthal aufnehmen, wo beide Religionsparteien von da an gleiche Rechte empfingen. Glarus blieb neben Bern und Zürich überall im Mitbesitz.

Der gebeugte Abt Leodegar von St. Gallen aber wollte den Frieden nicht annehmen, blieb ausser Landes und hartnäckig, bis er starb. Die Züricher und Berner hielten unterdessen sein Land besetzt. Als nachher der neue Abt Joseph (1718) den Frieden in Rorschach annahm und schloß, empfing er seine Lande wieder; auch wurden ihm die Toggenburger, jedoch mit größern Freiheiten und Rechten, unter Zürichs und Berns Schutz, abermals untergeben. Nur der Papst und der Nunzius verwarfen den Aarauer Frieden und erklärten ihn ganz ungültig. Doch darum kümmerten sich die nun versöhnten Eidsgenossen wenig: und als das Volk in einigen Aemtern des Kantons Luzern abermals von Geistlichen gegen die Regierung aufgewiegelt wurde, nahm diese eine Besatzung aus dem Entlibuch in die Stadt, verlangte vom Papst Besteuerung der Klöster zur Deckung ihrer Kriegskosten, und zugleich Zurückberufung des Nunzius Caraccioli, den sie den Urheber alles Uebels hieß. Die katholischen Orte empfanden lange noch die bittern Nachwehen dieses Krieges; denn sie hatten große Unkosten gehabt. Schwyz schrieb eine Auflage von fünf Thalern auf jede Haushaltung aus. Luzern brauchte Gewalt, die Kosten einzutreiben. Uri besänftigte die Unter-

thanen im Livinerthal nur durch stattliche Befreiungen (1713), und nannte sie fortan „liebe und getreue Mitlandleute."

## 46.

## Zustand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Thomas Maßners Streithandel.

(Vom Jahr 1701 — 1714.)

Seit dem brudermörderischen Schlachttag bei Villmergen haben zwar die Eidsgenossen sechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander selbst. Doch sind darum die Zeiten weder glückseliger, noch ruhiger, noch ruhmreicher geworden; sondern dieselben sind unter ewigen Staatshändeln und Streitigkeiten, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehend hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verschwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morschgewordene Gebäude der alten Eidsgenossenschaft beim ersten Stoß zusammenbrechen mußte, den es nachher von der feindseligen Hand Frankreichs erlitt.

Die ersten Kriege der alten Eidsgenossen sind von ihnen nur für eigene Sicherheit angehoben worden gegen die Unterdrücker ihres Rechts und ihrer Freiheit. Dadurch haben sie sich unsterbliche Ehre bei den Völkern der Erde erworben. — Darauf unternahmen die freigewordenen Landschaften und Städte mancherlei Kriege, um Herrschaften und dienstbare Unterthanen zu erobern und ihre kleinen Gebiete zu erweitern. Dadurch haben sie innern Unfrieden und zweideutigen Ruhm erworben. Denn die Thaten selbst größerer Eroberer werden zuletzt der Vergessenheit oder der Verachtung übergeben, weil sie gemein oder für die Sache der Menschheit ohne Gewinn sind. — Dann zuckten die Schweizer endlich das Schwert nicht mehr gegen das Ausland, sondern aus

Glaubenshaß, oder Neid, oder Ehrgeiz und Parteisucht nur wider einander selbst. Dadurch haben sie mehr denn einmal den Ruhm ihrer Altvordern entweiht und einander dem allgemeinen Untergange nahe geführt. — Zuletzt vermietheten sie ihr Kriegsvolk um Lohn in fremde Länder und fremde Kriege, und erkauften für das Blut ihrer Tapfern den Söhnen der vornehmen Geschlechter guten Sold, Jahrgehalte, goldene Ketten, Ordensbänder und Titel, wie die Könige den eigenen Dienern zu geben pflegen. Dadurch kam Uebermuth und Ueberpracht und schädliches Ansehen zu einzelnen Geschlechtern, und fremde Sitte, fremdes Laster in die Hütte des Volks; ungebührendes Schalten fremder Gesandten auf Schweizerboden, und Begierde einheimischer Obrigkeiten nach unbeschränkter Gewalt über die Unterthanen. Da ward erlebt, daß die Eidsgenossen treuere Freundschaft mit ausländischen Königen, als unter sich selbst hielten; daß sie einander freie Niederlassung, sogar Kauf und Verkauf der unentbehrlichsten Dinge abschlugen. Und ihre Tagsatzungen wurden herzloses Gepränge, und ihre dunkeln Thaten widersprachen ihren glänzenden Worten.

Wohl mahnten weise Vaterlandsmänner daran, den eidsgenössischen Bund zu verbessern und zu stärken, ehe er sich gänzlich auflöse. Sogar ward auf der Tagsatzung, jedoch nur von evangelischen Kantonen, eine neue Bundesverfassung zur Sprache gebracht, aber durch die Selbstsucht der meisten wieder seitwärts geworfen. Und als Sarasin, ein Genfer, vorschlug, man solle eine oberste, vollmächtige Bundesbehörde erschaffen, damit der zerfallenden Eidsgenossenschaft mehr Zusammenhang und Einheit gegeben werde, ward er verspottet.

Hingegen traten Uri, Schwyz und Unterwalden mit vielem Gepränge (24 Brachm. 1713) auf dem Rütli zusammen, wo ihre Väter vor vierhundert Jahren den ersten Schwur der Freiheit zusammengeschworen hatten. Da erneuerten sie mit festlichem Eide ihre ältesten Bündnisse; doch nur im Gefühl des erlittenen Unglücks bei Villmergen und

mit unfreundlichem Hinblick auf die stärkern Kantone. Und zwei Jahre hernach (9 Mai 1715) schlossen die katholischen Stände zu Solothurn einen Bund mit Frankreich, dessen König damals der grimmigste Feind der Evangelischen war. Solcher einseitige Bund erschreckte die evangelischen Stände und machte sie mißtrauisch. Man argwohnte sogar gefahrvolle, heimliche Sätze, als sollten feindliche Mächte in's Land gerufen, die kleinern Kantone auf Kosten der größern stark gemacht, Genf und Waadtland dem Herzog von Savoien, der Thurgau und die Grafschaft Kyburg dem Kaiser wiedergegeben werden. Zwar zur Ehre der Eidsgenossen ist die Wahrheit dieser Gerüchte nie bestätigt, aber durch die Gerüchte selbst bezeugt worden, welcher Untreue und Feindschaft sich die Eidsgenossen gegen einander fähig hielten.

Immerdar sah man sie parteiet, nicht für gesammter Eidsgenossenschaft Ruhm und Wohlfahrt gegen die Fremden, sondern für den Vortheil des eigenen kleinen Gebietes, oder für den Vortheil der Fremden gegen die Miteidsgenossen. Da waren die Einen kaiserisch gesinnt, die Andern französisch gesinnt, man kannte nur wenig Schweizerischgesinnte. Dadurch erhielten die schlauen Gesandten der fremden Fürsten immer mächtigere Hand im Lande, die Eidsgenossen immer mehr Schmach als Ehre, und manche Familie gerieth damit in großes Verderben, wie folgendes Beispiel lehrt:

Ein bündnischer Jüngling, welcher zu Genf den Wissenschaften oblag, that einst eine Lustreise in's benachbarte Savoierland. Da ließ ihn der französische Gesandte heimtückisch (1710) wegfangen und in eine Festung sperren, darum, weil dessen Vater, Thomas Maßner, ein Rathsherr zu Chur, österreichisch gesinnt war. Als der Vater die Gefangenschaft seines unschuldigen Sohnes vernahm und vergeblich geklagt und Hilfe gesucht hatte, gerieth er in schweren Zorn, ergriff mit bewaffneten Leuten den Bruder des französischen Geschäftsträgers Merveilleux zu Chur und hielt ihn mit Gegenrecht gefangen. Zwar ward Vergleich gestiftet, und der Rathsherr gab seinen Gefangenen

wieder los und bat den französischen Botschafter in Solothurn um Verzeihung. Als er aber damit doch nicht die Freilassung seines Kindes erhielt, sann er auf neue Rache. Und der alte Maßner lauerte eines Tages dem Herzog von Vendome, Großprior von Frankreich, auf, als derselbe durch das Land Sargans reisete, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Feldkirch zu den Oesterreichern. Die Regierung des Freistaats Bünden wendete sich flehend sowohl an Frankreich als an Oesterreich, zu gegenseitiger Freigebung der unschuldigen Gefangenen; jedoch ohne Erfolg. Vielmehr die auswärtigen Gesandten vermehrten die Erbitterung. Daher geschah es, daß selbst der englische Gesandte, der es mit den Oesterreichern hielt, im Bade Pfäfers meuchelmörderisch überfallen wurde; daß der Zehngerichtenbund Partei für Thomas Maßner nahm und die Mehrheit der Zünfte von Chur ihn zum Landvogt von Maienfeld ernannte; daß die eidsgenössischen Kantone hingegen denselben Mann, als Verletzer des Völkerrechts, ächteten und zweihundert Thaler auf seinen Kopf boten; daß endlich die Bündner selbst wieder in einem Strafgericht zu Ilanz (17 Aug. 1711) ihn ehr- und wehrlos erklärten, seine Güter einzogen, ihn zum schmählichsten Tode verurtheilten und tausend Dukaten aussetzten, dem zum Lohne, der ihn einliefern könnte.

Aber Thomas Maßner hatte schon vorher, um größerm Unglück vorzubeugen, dem Herzog von Vendome die Freiheit wieder bewirkt und sich selbst nach Wien unter kaiserlichen Schutz geflüchtet. Hier wohnte er dann geraume Zeit als Verbannter; sein unglücklicher Sohn als Gefangener in einer französischen Festung; seine verlassene Frau, gleich einer Wittwe, im rhätischen Gebirg. Und als ihm die Zeit lang ward nach der Heimath, machte er sich wieder auf dahin. Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Kaiser täglich weniger gelte. Denn Volks- und großer Herren Gunst ist Aprillenwetter und loser Dunst.

Doch im Vaterlande lag auf ihm noch der Fluch des

Strafgerichtes von Flanz und die Acht der Eidsgenossenschaft. Er zog in den Alpen der Glarner umher. Aber auch dort ward er verrathen und der französische Gesandte stellte ihm nach. Wie er sich eines Tages vor Verfolgern retten wollte und schon wieder, rechts dem Rhein, auf österreichischem Boden angekommen war, stürzte sein Wagen um. Maßner starb vom Sturz.

Als nachher zu Baden über den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich (1714) verhandelt wurde, saß unter des Kaisers Bevollmächtigten auch ein Neffe Thomas Maßners. Durch dessen Verwendung ward endlich der junge Maßner nach langen Unterhandlungen von den Franzosen aus der Gefangenschaft entlassen. Und als derselbe nach so vielen Jahren heimkam, ward er, wie ein siegender Märtirer, von seinem Volke mit Freuden empfangen, und belohnend mit Ehre und Würden geschmückt.

So spielten damals die Gesandten der Fremden auf dem Schweizerboden mit den Schweizern, welche man durch höfische Kunststücke vorher entzweit hatte.

---

## 47.

## Unruhen in Zürich, Schafhausen und dem Bisthum Basel.

(Vom Jahr 1714 — 1740.)

Man hat zwar gesagt: es sei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgesagt. Aber also haben die alten Heldeneidsgenossen nicht gesprochen, welche zuerst den Schweizernamen vor Gott und Menschen verherrlichten. Die gingen in den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Besseres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel ist Knechtschaft unter dem Eisenzepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch ist dem Schweizerlande seit der letzten Villmerger Schlacht bis zur zerstörenden Ankunft der Franzosen mitten im Frieden grösseres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oesterreich und Burgund. Denn in der sechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verrosteten, zerfraß schnöder Selbstsucht und Ueppigkeit Gift immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenossenschaft zerlösete sich wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten den Leichnam mit Wappenschilden der Väter prunkvoll, daß man nicht sähe, wie der Geist aus ihm gewichen sei.

Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeste dünkte Allen oder den Meisten, Reichthümer zu sammeln, nicht Tugenden; Herren und Unterthanen, nicht freie Bürger zu sein. Die Einen ersteigerten Landvogteien und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit, wie gemeine Waare. Die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, statt nach Verdiensten ums Vaterland, nach der Hand der Rathsherrentöchter, damit sie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, Wenige auf rühmliche Weise. Das Volk in den unterthänigen Landschaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebst seinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwissend, denn so unverständig waren die Obrigkeiten, daß sie fürchteten, der Landmann könne zu verständig werden. Die herrschenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen, und die vornehmen Geschlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten sich zwar zuweilen die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht oder schreckten doch von neuer Willkühr ab. Aber nicht alle diese kleinen Händel verdienen das Andenken der Nachwelt; sie erregten kaum zu ihrer Zeit die Neugier anderer Eidsgenossen.

In Zürich, wo die Stadtbürgerschaft allezeit einen

freiern Geist bewahrt hatte, diente ein geringer Handwerkerzank unerwartet zur Einstellung mancherlei Mißbrauchs im Gemeinwesen. Zwei Pergamentmacher klagten gegen einen Weißgerber, er thue Eingriff in ihr Innungsrecht (Weinmond 1712). Der Hader dieser Leute ward bald zum Streit der Zünfte, der Streit der Zünfte zum Handel der ganzen Bürgerschaft. Da wurden die Ordnungen und Rechtsame der Zünfte von Neuem geprüft und berichtigt, die gesetzgebenden Befugnisse der Bürgergemeinde schärfer bestimmt, die Satzungen des alten geschwornen Briefes der Zeit gemäß gebessert, und nützliche Veränderungen in ein neues Grundgesetz, Libell genannt, zusammengetragen und beschworen (17 Dez. 1713).

Früher hatte schon die Bürgerschaft der Stadt Schafhausen Aehnliches für ihre Rechtsame, nach langem Streit, durch Aufrichtung ihres Hauptgrundgesetzes bewirkt, Reformations-Instrument geheißen (1689). Denn zu Schafhausen war der kleine Rath allmälig zu großer Eigenmacht erwachsen, erst durch schlaue List und Güte bei Sorglosigkeit der Zünfte, dann durch Gewalt über Alle. Das Recht der Bürgerschaft war niedergedrückt und das Gemeingut des Staates mit Willkühr und Eigennutz verwaltet worden. Das geschieht allezeit, wenn diejenigen, welche das Gesetz handhaben sollen, sich über das Gesetz erheben und glauben, ihre eigenen Befehle seien Gesetzes genug.

Aber mit Abschaffung des Mißbrauchs der willkührlichen Gewalt inner den Ringmauern der Stadt Schafhausen war sie nicht ausser denselben, gegen die Rechtsame des Landvolks, ganz abgethan. Daher, als die Regierung einst im Flecken Wilchingen eine neue Pintenschenke errichtete (1717), versagte der Flecken den Gehorsam. Und als die Regierung ihr Unrecht erkannte und die Pintenschenke aufhob, traten die Wilchinger mit noch ganz andern Beschwerden, die nicht minder triftig waren, hervor. Alsbald mengten sich, wie immer gern, ausländische Herren und Mächte in den Hausstreit; an Vorwand fehlte es nie. Darum ver-

weigerten die Wilchinger die Huldigung, obgleich Schafhausen Kriegsvolk schickte und die willige Anhörung aller Beschwerden verhieß. Denn die Abgeordneten des Fleckens wurden am Kaiserhofe zu Wien mit freudigen Hoffnungen getröstet. Aber als Oesterreich späterhin, wegen wichtigerer Dinge, Krieg mit Frankreich fürchtete, und sich die Geneigtheit der Eidsgenossen versichern wollte, wurden die Wilchinger wieder von Wien fortgewiesen (1726). Viele der Widerspenstigen verloren darauf Haus und Hof, Andere wurden verbannt. Ermüdet von vieljährigen Klagen, leistete der Flecken die lange verweigerte Huldigung (1729).

Willkühr bringt immer Verderben, und der Krieg einer Obrigkeit gegen die eigenen Unterthanen erwirbt, wenn auch Sieg, doch schlechten Ruhm. Das erfuhr zu derselben Zeit der Bischof von Basel.

Er war Herr eines schönen Gebietes, das streckte sich vom Bielersee bis an die Stadt Basel durch die Thäler des Jura mit zierlichen Städten, Schlössern und Dörfern; darin die Städte Biel und Neustadt, Pruntrut, Delsperg, St. Ursitz und Lauffen, auch Erguel oder St. Immersthal, der Freiberg, und die Herrschaft Esch, Birseck und Zwingen.

Als Hans Konrad von Reinach Fürst-Bischof geworden (1705) und er die Huldigung des Landes einnahm, behielt der Landleute Pannerherr Wisard, im Namen des Volkes, dessen Freiheitsbriefe und das Schirmrecht mit der Stadt Bern vor. Solches verschmähte der Bischof, begehrte unbedingte Eidesleistung und entsetzte den Pannerherrn seiner Ehren und Aemter, und meinte, wer die Macht besitze, habe das Recht. Also dachten die Münsterthaler nicht. Der Pannerherr wandte sich gen Bern und erinnerte die Stadt an das vor alter Zeit errichtete Burgrecht, bat um Schutz, und Bern gewährte. Und als der Bischof in seiner Willkühr beharrte, und fortfuhr mit Neuerungen und Drangsalen gegen die Widerspenstigen, sandte Bern zum Schutz derselben einige Tausend Mann an deren Grenze,

setzte den Pannerherrn wieder in sein Amt und das Land in die vorigen Rechte ein. Dessen ward der Bischof sehr entrüstet. Er rief die katholischen Kantone an, und diese gedachten mit Hilfe Frankreichs zu vermitteln. Aber Bern hoffte auf den Beistand der evangelischen Kantone und auf England. Da sah der Fürstbischof, daß er nicht obsiegen könne, und verglich sich zu Nidau mit Bern in Güte (30 März 1706) und ließ den Münsterthalern ihr Recht. Doch that er es mit unwilligem Herzen und machte neue Schwierigkeiten, eine um die andere, zumal wegen des Gottesdienstes der Reformirten im Lande. Da erhob Bern abermals die Waffen (1711). Und schon die ernste Dräuung genügte.

Der Bischof bestätigte also zu Aarberg die Rechte der Münsterthaler, und ließ sich den bittern Zusatz gefallen, daß, wenn er in Zukunft nicht auf Berns zwei- und dreimaliges Erinnern den Beschwerden binnen drei Monaten begegne, solle er die Summe von zwanzigtausend Thalern verwirkt haben und die Propstei Münster Unterpfand dafür sein. Obschon Papst Klemens XI in Rom gewaltig wider diesen Vertrag zürnte, durch welchen vermeinte Ketzer großes Recht gegen Katholiken erhielten, mußte die Uebereinkunft dennoch in Ehren bleiben.

Noch mehrmals haben die Bischöfe von Basel nachher durch Machtsprüche und Gewaltstreiche ihr Hoheitsrecht zu vergrößern getrachtet, doch nicht mit glücklicherm Erfolg. Als der Rath der Stadt Neustadt am Bielersee (1711) einen Bürger der Stadt Landes verwiesen, und dessen Verwandtschaft deswegen beim Bischof gegen den Rath geklagt hatte, wollte der Fürst ohne Recht den Rath zwingen, das Urtheil zu widerrufen, und die Kosten des Rechtsstreites zu zahlen. Diejenigen im Rathe, welche ihm nicht gehorchten, den Bürgermeister und fünf Mitglieder, entsetzte er eigenmächtig, strafte sie mit Geldbußen, that sie in Acht und Bann, sprach über den entflohenen Bürgermeister Celier das Todesurtheil (1714) und setzte endlich sogar den ganzen

Stadtrath ab. Bern vermittelte endlich abermals Ruhe im Verein mit dem Bischof, und sicherte der Stadt wohlhergebrachte Freiheit.

Mit derselben Härte verfuhr auch der Bischof gegen die Stadt Pruntrut. Diese besaß von alten Kaisern und Herren schöne Freiheitsbriefe, die allezeit von den Bischöfen bestätigt worden waren. Als aber Herr Jakob Sigmund von Reinach den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, that er den städtischen Rechtsamen auf mancherlei Weise Abbruch. Er, übelgeleitet durch den Rath seines Staatsdieners Freiherrn von Ramschwag, hörte keine Klage und nannte die Landesstände und Abgeordneten nur Aufwiegler. Da lehnte sich Pruntrut im Gefühl des eigenen Rechtes muthig auf. Der Bischof rief wider sie den Beistand der katholischen Kantone an. Die Gesandten derselben aber, nachdem sie Alles wohl geprüft hatten, sprachen (1734) wie Biedermänner zum Fürsten: Sollen die fürstlichen Vorrechte bestehen, müssen auch die Freiheiten der Unterthanen geehrt werden. — Sieben Jahre lang blieb der Zwist unentschieden. Die Herzen des Volkes fielen vom Landesherrn ab. Und als dieser endlich, weggewandt von den Eidsgenossen, französisches Kriegsvolk (1741) in sein Gebiet einrücken ließ, und die Unterthanen nach Willkühr an Gut, Ehre und Leben strafte: da schwiegen freilich die Unterjochten. Aber sie erwarteten eine Stunde der Rache, und sie schlug endlich.

---

## 48.

## Aufstand der Werdenberger gegen Glarus.

(Vom Jahr 1714 — 1740.)

Ungefähr zu denselben Zeiten ward auch das Ländlein Werdenberg voller Kummer und Noth. Seit Glarus diese Grafschaft im J. 1517 aus der Hand der Freiherren

von Heuwen an sich gekauft hatte, wurde sie friedlich von Landvögten verwaltet, die sich jedes dritte Jahr erneuerten. Wohl hatten die Werdenberger ihren Uebergang an die Eidsgenossenschaft anfangs mit Unliebe gesehen, weil sie dadurch alle Hoffnung verloren, ihre Freiheit je zu erkaufen und zu gewinnen. Schon im Jahre 1525 war es zum vollen Aufstand gegen die neuen Herren gekommen; doch seitdem Ruhe geblieben. Die viertausend Einwohner der drei Kirchspiele hatten einträgliche Alpen an den Toggenburger Bergen, gute Aecker und Obstgärten im Thale und rühmten sich mancher Rechtsame. Ihren Freiheitsbrief, kraft dessen der gebietende Landvogt sich nicht in Gemeindesachen mengen, und keinen Nutzen von gemeinen Waiden und Waldungen ziehen dürfte, bewahrten sie, wie ein rechtes Heiligthum. Nicht jederzeit ehrten die Landvögte dasselbe, sondern verfügten endlich auch über Gemeingüter, Wälder und Alpen; steigerten den in Geld verwandelten Zehnten der Berggegenden; übten mancherlei Willkühr in Bezug des Todtenfalls, in der Aemterbesetzung und andern Dingen. Solches machte den Leuten böses Blut und sie riefen ihr Recht in Brief und Siegel an.

Es begab sich aber, daß eines Tages, als die fünfzehn Tagwen des Freilandes Glarus zur Landsgemeinde vor den Staatshäuptern versammelt standen (1705), Einige schrien: der Brief wäre ohne Vorwissen der Tagwen nur vom Landrath ausgestellt, also ungültig und den oberherrlichen Rechten zur Gefährde. Alsbald verlangte das versammelte Volk: man müsse den Brief abfordern zur Untersuchung.

Werdenberg gab sein Kleinod ungern an den Landvogt Kaspar Trümpi zur Einsicht heraus, und erhielt es dann nicht wieder zurück. Da die Grafschaft nun über den entrissenen Brief bittere, doch demuthvolle Klagen führte, verhieß endlich ein dreifacher Landrath zu Glarus, was seit ältesten Zeiten Werdenberg an Rechtsamen genossen, solle in einer Haupturkunde gesammelt und den Grafschaftleuten

zugestellt werden. Allein diese wurden mißtrauisch und verlangten nur die Urbriefe, als ihr Eigenthum, und da sie fünfzehn Jahre lang kein Gehör fanden, versagten sie dem neuen Landvogt die gewohnte Huldigung (1719). Zwar ward ihnen der Brief verheißen, wenn sie huldigen würden, und der Landammann von Glarus sprach zum versammelten Volk in der Kirche zu Grabs: „Ich alter Mann bin mit dem einen Fuß schon im Grabe, und der zweite soll nachfolgen, wenn euch nicht Wort gehalten wird!“ Doch des Volkes Glauben, schon oft getäuscht, erwachte nicht wieder.

Darüber betroffen, wandte sich Glarus an den Vorort Zürich und an die Eidsgenossen, welche zu Frauenfeld tagleisteten. Dasselbe that aber auch Werdenberg. Doch die Abgeordneten der Grafschaft wurden unangehört zurückgewiesen, mit Befehl, ihrer Obrigkeit zu gehorchen und die Huldigung zu leisten. Sie thaten es nun zwar (Heumond 1720), ohne von ihrem Rechte abzustehen. Also forderte Glarus die Ausschüsse von Werdenberg auf, bei Ehr' und Eid und Zusicherung von Fried' und Geleit zu kommen, und die Schriften zu untersuchen und die Briefe zu behandeln. Als die Ausgeschossenen kamen, wurden sie hart bedräut, weil sie von ihren Forderungen nicht lassen wollten, und in den Kerker geworfen, und einer der Standhaftesten starb jählings im Gefängniß. Das schmerzte die Werdenberger sehr, zumal sie sahen, daß bei den Eidsgenossen Unterthanenrecht und Obrigkeitenrecht nicht von einerlei Heiligkeit sei. Und vierzig Männer aus den drei Kirchspielen schworen zusammen, lieber Gut und Blut, als die Rechtsame ihrer Heimath aufzuopfern. Das Land blieb in Unruhe. Das Volk ward trotzig. Der Vogt von Glarus in seinem Schlosse glich mehr einem Gefangenen, als einem Gebieter. Er zog fünfundsiebenzig bewaffnete Männer von Glarus, als Besatzung, in die Burg bei finsterer Nacht.

Wie dies die Leute hörten, gingen die Sturmglocken, und die Rotten zogen aus den Gemeinden lärmend umher und wollten gegen das Schloß; doch waren sie ohne Ordnung

und ohne verständige Anführer. Und wie der Donner des schweren Geschützes von den Mauern der Burg gegen sie rollte, nahmen sie Alle erschrocken die Flucht (21 Okt. 1721). Dann fünf Tage darauf erschien der Glarner Feldherr, Bartholomäus Paravicini, mit zweitausend Mann. Auch kamen Gesandte des Vororts Zürich.

Da sahen die Werdenberger wohl ein, ihre Sache sei verloren, und mehr durch den Anblick der Uebermacht, als durch Beredsamkeit der Züricher Gesandten bewogen, trugen sie beschämt ihre Waffen auf das Schloß und gaben sie ab. Glarus jedoch, von Bern und Zürich zum Glimpf ermahnt, der Armuth des verirrten Volkes zu schonen, ließ an demselben Tage, da die Gewehre abgegeben waren, sein Kriegsvolk wieder umkehren, bei Sturm und Regen noch bis Azmoos denselbigen Tag.

Es ist aber die Art des unwissenden Volks, daß es weder an das Vergangene noch Künftige denkt, und, wenn die Gefahr vorbei ist, eben so stolz sich geberdet, als es beim Anblick derselben feig war. Nun erschien keiner von den Verklagten, wie es verheißen war, auf dem Schlosse zur Verantwortung. Nun wollte jeglicher wieder der tapferste Held sein; nun hielten sie offene Landsgemeinde und schworen, zusammenzuhalten für ihre Rechtsame, und schlugen für den Fall der äussersten Noth über den Rhein eine Brücke, um freien Weg zur Flucht zu haben.

Sobald das Kriegsvolk der Glarner zum andernmal in das empörte Gebiet einrückte, flüchteten die waffenlosen Haufen der Einwohner über den Rhein, und überredeten sich, Armuth und Verbannung sei köstlicher, als die Heimath mit zertretenen Rechtsamen. Allein es war Winter, und das Winseln der Kinder, vom Frost erstarrt, und der Weiber jämmerliches Klaggeschrei, brach den Muth der Männer. Sie sandten also Boten auf das Schloß Werdenberg und flehten demüthig um Gnade, und wanderten, jedes Schicksals gewärtig, nach wenigen Tagen zu ihren verlassenen Hütten heim. Nur Einige zogen freiwillige Verbannung

dem Schwur der Unterwerfung, als leibeigene Leute (31 Dezbr. 1721), vor.

Glarus richtete nun das Verbrechen des verletzten Gehorsams. Die Namen des Lienhard Beusch von Rafis, des Hans Beusch, Jakob Vorbürger, Hans Rauw und Hans Senn, als der Sprecher des Volks, wurden an den Galgen geschlagen. Geldstrafen und Gütereinziehungen, über 70,000 Gulden, Entehrungen und Verbannungen büßten die Theilnahme am Aufruhr ab. Keinem aber ging das Schwert an's Leben. Das Blut, welches in freien Ländern wegen bürgerlicher Unruhen von der Richtbühne herabfließt, fällt oft als eine Saat des Fluchs und der Rache zur Erde, die erst den Enkeln verderbenvoll aufschießt.

Es ist wahr, Glarus vernichtete alle Freiheitsbriefe der Werdenberger. Doch einige Jahre später half das Hirtenvolk an der Linth aus freiem Entschluß mancher alten Beschwerde der Unterthanen, durch kluge Beschränkung der Landvögte, ab; gab endlich auch den Leuten in Werdenberg Ehren und Wehren wieder, und hatte nie Ursache, solche Mäßigung zu bereuen.

---

## 49.

## Parteiwuth und Unruhe im Zugerland. — Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück.

(Vom Jahre 1714 — 1740.)

Als in Glarus wieder der Hausfriede eingekehrt war, floh er vor den Lastern der Parteien aus dem Zugerland.

Am Rande eines schönen See's im Gebirge liegt das Städtlein Zug, nicht gefahrlos auf dem mürben Ufer, das schon zweimal unter großem Krachen riß (im Jahr 1435 und 1594) und sammt Gärten und Häusern im Wasser verschwand. Das kleine Gebiet, welches zur Stadt gehörte, war vor Zeiten (vom Jahr 1350 bis 1484) aus dem er-

sparten Bürgerschatz, von Rittern und Klöstern zusammengekauft und durch Landvögte verwaltet. Nur die Vogtei Hünenberg, die sich von ihrem Herrn (1414) selbst losgekauft, hatte freiwillig, doch mit Vorbehalt ihrer Rechte, die Hoheit von Zug angenommen. In der Stadt galt allen Bürgern gleiches Recht. Doch einige Adelsgeschlechter, die da saßen von alter Zeit her, wußten als Erben ansehnlichen Vermögens oder Namens, oder durch Verdienst oder Parteigunst sich meistens der ersten Aemter zu versichern. Deswegen stifteten sie oft große Zwietracht, bald unter den Bürgern, bald verfolgten sie einander selber, bald boten sie sich und des Landes Nutzen fremden Mächten um Geld und Titel feil.

Die freien Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar, unter eigenen Verfassungen und Gesetzen, unabhängig von der Stadt, bildeten mit ihr den Kanton. Abwechselnd ward aus diesen vier Landtheilen der Ammann, als Haupt des ganzen Freistaates, gewählt. Die kleinen Vorzüge, deren die Stadt genoß, oder welche sie zuweilen übel gebrauchte, dienten nur, Eifersucht und Haß des Landes gegen die Stadt zu nähren. Es verging kein Jahrhundert ohne stürmische, oft blutige Händel zwischen beiden. Ja, es war einmal (im Jahr 1702) nahe daran, daß Aegeri, Menzingen und Baar die Stadt verstoßen und einen eigenen Kanton gestiftet hätten, wäre nicht von den Eidsgenossen gewehrt worden.

Die Zurlauben, Baronen zum Thurn und Gestellenburg, gehörten zu den reichsten Geschlechtern des Landes. Seit zweihundert Jahren sah man sie fast immer in dem Besitze der ersten Staatswürden, und in der Gunst und Abhängigkeit von den französischen Königen, die ihnen die Vertheilung der französischen Jahrgelder, sowohl der vertragsmäßigen als der freiwilligen, überliessen, um Anhänger und Stimmen für Frankreich zu kaufen. Auch hatten sie sich vom Stadt- und Amtrathe mit der einträglichen Verwaltung des obrigkeitlichen Salzverkaufs belehnen lassen,

wozu sie alljährlich sechshundert Faß Salz aus Hochburgund bezogen. Die Gegner der Zurlauben galten als Frankreichs Gegner, und darum als Anhänger Oesterreichs.

Unter den Letztern war auch Anton Schumacher, Mitglied des Rathes, ein kluger, aber heftiger Mann, der Handelsgeschäfte mit Haller-Salz machte. Er und die übrigen Widersacher des Ammanns Fidelis Zurlauben tadelten nicht ohne gerechten Grund die Schlechtheit des burgundischen Salzes, dann die Treue der Salzverwaltung; endlich klagten sie über seine parteiische Vertheilung der französischen Jahr- und Gnadengelder. Denn zu Ausspendern von Gnadengaben machten die Könige oft Schweizer, deren feile Ergebenheit sie erprobt hatten, und die mit solchen Geschenken neue Anhänger und Lohndiener fremder Kronen werben und erkaufen mußten. Die Gemeinden Baar und Menzingen erhoben sich, diesen Worten Beifall bietend, und sprachen: „Das Geld soll allen Bürgern in gleichen Theilen gegeben werden. Ist nicht Jeglicher von uns, der Geringste wie der Größte, ein Bundesgenosse des Königs?“ — Als dies der Ammann Fidelis hörte, ließ er vielen Leuten Mieth und Gaben reichen und in Wirthshäusern freien Tisch halten, auf daß er Freunde und Anhänger gegen die Harten bekäme, wie man seine Gegner hieß.

Wie aber Josias Schicker von Baar, Zurlaubens Feind und einer der Harten, Ammann des Kantons ward (1728), beschloß man alsbald gleiche Vertheilung der französischen Bundesgelder und Gnadengehalte. Und weil Frankreich nicht darein willigte, schritt der Zorn der Harten zur Verfolgung aller Günstlinge der französischen Krone, die man die Linden nannte. Sie wurden mißhandelt; ihre Stellen mit Anhängern Oesterreichs besetzt. Ammann Fidelis, wegen großgetriebener Gewalt in Vergabung geistlicher und weltlicher Aemter und wegen unmäßigen Gewinns und Wuchers angeklagt, ward zur Erstattung des ungerechten Nutzens verdammt, und, als er nach Luzern floh, seiner

Güter beraubt und auf hundert und ein Jahr verbannt. Er sah seine Heimath nicht wieder. Andere von den Linden flohen wie er, und wurden verurtheilt, wie er. Auch die Ammänner Weber und Christoph Andermatt hatten dies Loos, weil sie für Zug einst den französischen Bund zu Solothurn (1715) besiegelt hatten, von welchem die Sage ging, es sei darin geheim die Zerstückelung der Schweiz für fremde Mächte bedungen worden.

Als die Landsgemeinde nach zwei Jahren dem Anton Schumacher die Würde eines Ammanns (1731) verliehen hatte, wurde dem Könige von Frankreich, nun dieser weder Jahr- noch Gnadengelder sandte, der Bund aufgekündet. Nur ein Mann war muthig genug gewesen, der Rathsherr Beat Kaspar Utiger, dem Volke das Verderbliche solches Beginnens zu erklären: aber dem Tode zu entweichen, mußte er eilig das Land verlassen.

Nun stellte Ammann Schumacher einen Ausschuß auf, der, vom oberherrlichen Volk mit der höchsten Gewalt ausgerüstet, aus neun Anhängern seines Willens bestand. Neue Verfolgung erging über die Französisch-Gesinnten. Die Gefängnisse wurden mit ihnen angefüllt. Wer dem Kerker entfloh, dessen Name und Bild prangte am Galgen. Wer die Verbannten beklagte, oder die Harten schalt, mußte am Halseisen stehen, oder, zum öffentlichen Spott, das Jahr lang eine gestrickte rothe Kappe tragen. Schumacher suchte selbst Uri, Schwyz und Unterwalden vom französischen Bündnisse abtrünnig zu machen. Das Alles that er, vielleicht in redlicher Meinung, das Vaterland vom Einfluß fremden Geldes und fremder Umtriebe zu reinigen, vielleicht in Hoffnung, Frankreich werde in die Austheilung der Bundes- und Gnadengelder auf jeden Kopf willigen und damit der Zurlauben Sturz sichern.

Zwei Jahre lang hatte des Ammanns wohlgemeintes, doch heftiges Treiben gedauert. Weil aber Viele von den Harten ihre Erwartungen verfehlt sahen, wurden sie lind und sehnten sich nach Ruhe und nach den alten Freunden.

Solches Wankelmuthes im Volk nicht gewärtig, traf Schumacher ungewöhnliche Anstalten, die Verbindung von Einheimischen und Verbannten und die Empörung gegen seine Hoheit zu hindern. Es mußten die Gemeinden waffnen; Hauptleute in alle Vogteien; Baar und Menzingen ausserordentliche Wachen ausstellen. Die Thore der Stadt Zug wurden ausgebessert, und früh geschlossen, spät geöffnet. — Das erregte Verwunderung, weil man keinen Feind sah, aber unzufriedenes Gemurmel wegen der großen Unkosten.

Nachdem Schumachers Amtszeit verflossen, Johann Peter Staub, an seiner Statt, Ammann geworden und von Schumachers Verheißungen dem Volke keine eingetroffen war, stieg das Ansehen der Linden. Selbst der neue Ammann that sich zu ihnen und folgte dem wachsenden Strom. Bald wurden sie die Stärkern. Daher, als Schumacher von den ausstehenden Staatsgeldern erst nach mehrern Monaten Rechnung stellte, und überwiesen ward, beträchtliche Summen ohne Beschluß und Vorwissen des Rathes in Händen zu haben, stießen sie ihn, mit seinen Gehilfen und Gehilfen und Getreuen, aus dem Rath in das Gefängniß.

Sobald dieß im Lande ruchbar ward, wurden überall durch den Zorn der bisher Unterdrückten die Harten von den Stühlen geworfen, Klagen auf Klagen gegen die Schreckenherrschaft derselben erhoben, die Verbannten aus dem Elend heimgerufen und unter allen Hütten mit Freudenthränen begrüßt. Und den Anton Schumacher führte, weniger die Gerechtigkeit, als der rachlustige Parteimuth, schadenfroh (9 März 1735) zum Galgen, wo die Namen und Bilder der Verbannten hingen. Der Henker riß sie los. Der gedemüthigte Ammann mußte sie auf seinen Achseln zum Rathhause tragen. Er flehte nur um sein Leben. In Folge von zehn schweren Anklagen ward er von den Richtern zu ewiger Verbannung aus der Eidsgenossenschaft und dreijähriger Galeerenarbeit verdammt. Der Pöbel aber, der ihn zuvor hoch gepriesen hatte, forderte sein Blut. Aus Furcht vor Aufstand brachte man ihn eines Morgens (18

Mai 1735), ehe denn der Tag grauete, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, zum See. Hier weinte seine Tochter die Thränen des ewigen Abschiedes an seinem Halse. Schweigend stand die Menge der Menschen, und sah ihn, von starker Bedeckung umgeben, in's Schiff steigen, das ihn auf immer von dem Boden entfernte, der in jenen Stunden für ihn nur Thränen oder Flüche hatte. Volksgunst ist eine feile Dirne; sie zahlt ihren Buhlen Treue mit Reue. In der Festung Turin, sieben Wochen nach seiner Abführung, befreite ihn der Tod vom Elende der sardinischen Galeeren.

Aber mit ihm waren nicht die alten Uebel aus dem Lande gebannt; darum dauerten Mißmuth und Unruhe noch lange Jahre. Weil Zug wieder in den Bund mit Frankreich trat, theilte Frankreich alsbald im Geheimen an seine Getreuen Gnadengelder aus. Sobald dies das Volk entdeckte (1764), erhob sich neuer Sturm; und die, welche Gelder empfangen, wurden abermals mit Auszahlung derselben an den Staat, mit schweren Geldbußen und Verbannungen gestraft. Mühsam ward durch die Eidsgenossen neuer Aufstand durch die Vermittelung verhütet (1768), daß Frankreich bewilligte, es könne das Volk künftig Burgunder-Salz oder Ersatz an Geld beziehen, und letzteres, gleich den Bundesgeldern, an alle Bürger zu Stadt und Land vertheilen.

---

## 50.

## Der Harten und Linden Streit in Appenzell Ausser-Rhoden.

(Vom Jahre 1714 — 1740.)

Es ist schlimm bestellt, wo die Vorgesetzten vergessen, daß sie Diener des Gemeinwesens sind, und statt dessen sich vom gemeinen Wesen dienen lassen, wenn sie Eigennutz,

Rache oder Hoffahrt sättigen wollen. Das hatte dem Kanton Zug viel Noth und zu derselben Zeit auch dem Kanton Appenzell beinahe Bürgerkrieg gebracht.

Seit die zwölf alten Rhoden oder Bezirke des Appenzellerlandes sich ihres Glaubens willen getrennt hatten, also, daß die innern Rhoden am Fuße des Hochgebirges katholisch, die äussern aber an beiden Ufern des Sitter-Stromes reformirt geblieben waren, galten sie zwar in der Eidsgenossenschaft noch als ein einziger Kanton, allein unter sich selbst standen sie als zweierlei Gemeinwesen da, unabhängig von einander in Glauben, Gesetz und Sitte.

Der alte Flecken Appenzell war der innern Rhoden Hauptort geblieben. Aber die äussern Rhoden, welche durch den Sitterstrom in zwei ungleiche Hälften geschieden waren, stritten lange unter einander, bald um Bestimmung des Hauptortes, bald um Bestellung der Obrigkeiten. Denn das Volk vor der Sitter war zahlreicher, als das hinter der Sitter, und dieses eifersüchtig auf seine Rechte gegen jenes. Zuletzt besetzte jeder Theil selbst seine obrigkeitlichen Aemter, und Trogen ward Hauptort des Landes vor der Sitter, Herisau Hauptflecken hinter der Sitter. Doch die Eifersucht zwischen beiden ward damit nicht zerstört, sondern genährt.

Zu Trogen saß das Geschlecht der Zellweger, durch Handel und Gewerbfleiß reich und ansehnlich. In Herisau blühte das Geschlecht der Wetter. Einer der Letztern hatte die Würde des Landammanns in demselben Jahre, da die Stadt St. Gallen neuen Zollstreit mit den Appenzellern bekam (1732). Nun sprachen die St. Galler: „So lasset uns zwei eidsgenössische Orte zu Schiedsrichtern erwählen, wie es der dreiundachtzigste Satz im Rorschacher Frieden vorschreibt, der nach dem Toggenburger-Kriege geschlossen war.“

Aber solches verschmähte der Landammann Wetter, und sprach: „Der Rorschacher Friede ist unserm Volke kein Gesetz, denn er ist in keiner Landsgemeinde bestätigt, son-

dern demselben verschwiegen und nur von einzelnen Landeshäuptern eigenmächtig unterschrieben worden. Wenn diese noch lebten, sollte man sie strafen, dieweil sie Recht und Freiheit verrathen und der Stadt St. Gallen Gewalt gegeben haben, ihren Zoll nach Belieben zu mehren."

Von allen Beamten Appenzells, welche zu Rorschach Zeugen des Vertrags gewesen, lebten keine mehr, als die Verwandten aus dem Zellweger-Geschlecht zu Trogen. Diese aber liebte Landammann Wetter nicht; denn sie hatten durch ihren Reichthum fast zuviel Ansehn im Lande. Und er sprach: „Das haben sie gethan aus Eigennutz, und mit St. Gallen geheime Verhandlungen gepflogen zu des Landes Schaden."

Dagegen redeten die Zellweger: „Sind nicht beim Spruch zu Rorschach die Landeshäupter vom Lande vor und hinter der Sitter gegenwärtig gewesen? Haben nicht Vorsteher und Häupter aller Rhoden den Spruch genehmigt? Hat man den Spruch nicht schon beim Zollstreit mit den St. Gallern im Jahr 1720 angewendet und vollzogen? Warum eifert ihr so hart wider denselben, wenn nicht aus Bosheit?"

Allein die Leute hinter der Sitter hörten darauf nicht, sondern glaubten dem Landammann Wetter und schalten auf die Zellweger und deren Freunde im Landtheil vor der Sitter. Und als eines Tages die Häupter aller Rhoden in Herisau beisammen saßen, stürmten die aufgewiegelten Landleute, welche man hieß die Harten, gegen das Rathhaus, und in den Rathssaal. Da, voll Rohheit, mißhandelten sie diejenigen des Raths, welche den Rorschacher Frieden ehrten und deswegen die Linden hießen, und stießen die Zellweger zum Fenster, um sie hinauszustürzen in die Gewalt und Wuth des Pöbels. Und es ward nicht Ruhe, bis jeder von den Rathsherren mit lauter Stimme zum Fenster hinabgeschrien: „Die Obrigkeit hat gefehlt, daß sie den Rorschacher Frieden an keine Landsgemeinde gebracht!"

Als die Kirchhörinen vor der Sitter von solcher Mißhandlung ihrer Vorgesetzten hörten, wollten sie aufstehen und Rache nehmen. Aber die Zellweger und andere rechtschaffene Männer mahnten ab und vertrösteten auf die nahe Landsgemeinde.

Wie nachdem die Leute aus den Rhoden vor der Sitter zur Landsgemeinde nach Teufen kamen (20 Wintermonat 1732), standen schon die Männer aus den Rhoden hinter der Sitter ungewöhnlich zahlreich versammelt um den mit alten Schlachtschwertern geschmückten Sitz des Landammanns. Und durch Mehrheit ihrer Stimmen überschrien diese Alles; entsetzten auch die Landeshäupter, welche zur Partei der Linden gehörten, von Aemtern und Würden, und erklärten Jeden, der, wegen seines Eifers wider den Rorschacher Frieden, gebüßt worden war, unschuldig.

Nun war Erbitterung und Haß im ganzen Lande, Rauferei und Verfolgung zwischen den Harten und Linden, den Anhängern Wetters und der Zellweger. Beide Parteien klagten zu den reformirten Eidsgenossen. Während diese unentschlossen zu Frauenfeld (Jänner 1733) tagleisteten, stieg die Wuth des Volkes in den Rhoden also, daß man sich waffnete, und Weiber und Kinder aus Trogen ins angrenzende Rheinthal flüchteten. Darum eilte eine Gesandtschaft der Tagleistung gen Herisau, Frieden zu vermitteln. Als Escher, der Statthalter von Zürich, an der Spitze der Gesandten, durch weise Rede den Landrath beruhigt, und erklärt hatte, daß es nie im Sinne der Eidsgenossen gelegen sei, Bundesgliedern mißfällige Verträge aufzudringen: kündeten sich Ausgeschossene aus zehn Kirchhörinen des Landes an, um mit den Gesandten zu reden. Dieser Boten waren so viel, daß ihnen der Marktplatz von Herisau zu eng ward, vier- bis fünftausend Männer an der Zahl. Und sie lärmten und dräueten und sprachen: „Kommet ihr, den rebellischen Linden zu helfen und einem freien Volke Gehorsam aufzudringen gegen einen Vertrag, den es nie bestätigt hat? Sind wir Unterthanen, oder sind wir noch Freie?“

Bis in die finstere Nacht ward gehandelt. Beim Schein der Fackeln und Laternen mußten die eidsgenössischen Abgeordneten am rauhen Winterabend (19 Hornung 1733) hinaus auf eine Wiese am Flecken Herisau ziehen und dem Volke schriftlich bezeugen, daß der Rorschacher Vertrag ihm niemals aufgenöthigt werden solle. — Am folgenden Tage strömten abermals Volkshaufen gegen Herisau und forderten von den Vermittlern, daß sie die widerspenstigen Linden ermahnten, dem Spruch der Landsgemeinde unterwürfig zu sein. Von Zürich und Bern die Gesandten sprachen: „Unsere Kantone sind Urheber und Gewährleister des angefochtenen Hauptstücks im Rorschacher Frieden; sollen wir nun wider diejenigen thun, welche solchem Frieden treu verbleiben wollen? Nimmermehr kann uns dies Volk zwingen, zu sprechen, was wir nicht dürfen.“ Aber die andern Gesandten, voll großer Furcht und Bangigkeit, stimmten: man müsse doch die stürmische Menge besänftigen. Und die Gesandtschaft bezeugte dem Volke schriftlich, daß die Linden dem Beschlusse der Landsgemeinde gehorchen müßten.

Mehr hatten die Harten selber nicht begehrt; darum zogen sie zufrieden aus einander. Dies Verfahren der Appenzeller, diese unwürdige Behandlung eidsgenössischer Gesandten erregte aber den vermittelnden Kantonen bittern Verdruß, zumal denen von Zürich und Bern. Doch wagte man nicht, mit bewaffneter Hand zu zürnen, denn noch waren die Wunden vom Toggenburger-Krieg zu frisch. Deshalb unterhandelte man in Tagleistungen zu Frauenfeld und zu Aarau; und weil ohne Kraft, darum ohne Erfolg. Vielmehr wurde damit nur der Muth der Linden zur Widersetzlichkeit gegen die Harten erneut.

Der Ingrimm beider Parteien gerieth im Flecken Gaiß endlich also zum Ausbruch, daß die Leute, im Handgemenge, Hilfe aus benachbarten Orten riefen. Mit Keulen und Prügeln schlugen sie gegen einander. Die Harten siegten auch diesmal und plünderten Scheunen und Keller der Linden. Diese hinwieder, Rache athmend, versammelten sich

folgendes Tages zu Trogen und Speicher unterm Gewehr; das Heer der Harten stand zu Teufen mit grobem Geschütz unter den Fahnen. Schon sollte Bürgerblut fließen. Doch gelang der Regierung Appenzells, durch Ernst und Klugheit, und unterstützt von einem Zuruf der eidsgenössischen Vermittler, die in St. Gallen waren, auch diesmal die Erbitterten zu trennen und Frieden zu erhalten.

Inzwischen hatten sich die Linden bei diesem Anlasse überzeugt, daß sie weitaus im Lande die Schwächern waren. Darum gaben sie ihre Sache hoffnungslos auf. Die Landsgemeinde zu Hundwyl bestätigte, was zu Teufen die Landsgemeinde vorigen Jahres beschlossen hatte. Die Vornehmsten von der Partei der Linden wurden von Ehren und Aemtern gestoßen und büßten mit großen Geldsummen die Hoffnung ab, welche sie auf den Beistand der Kantone und Tagleistungen gebaut hatten.

---

## 51.

## Henzi's Verschwörung in Bern.

(Vom Jahr 1740 — 1749.)

Ob in den Händeln an der Sitter wohl oder übel gerichtet und geschlichtet worden, dazu schwiegen die Eidsgenossen gern still, sintemal ihnen über Alles ging, den Hausfrieden zu hüten. Denn jeder Ort hatte, mehr oder minder, eigene Plage, und Bern gar bald die gefährlichste von allen.

Vor Alters war die höchste Gewalt der Stadt Bern bei allen Bürgern gewesen, kraft der Handveste, die ihnen vom Kaiser Friedrich II (1218) verliehen worden war. Und die Gemeinde hatte von da an ihre Obrigkeit selbst alljährlich besetzt, meistens aus Männern des in die Stadt gezogenen Adels, weil derselbe Reichthum, Kenntniß und Zeit mehr hatte, als der gemeine Mann, um einem Stadtwesen mit

Würde vorzustehen. Dieweil aber im Lauf der Zeit der Adel übermüthig und nach Alleinherrschaft begierig geworden war, hatte die Bürgerschaft, in der Predigerkirche (1384), für ihre Freiheit einen Schirmbrief errichtet, durch solches Gesetz allen Mißbräuchen einen Riegel vorzustoßen. Es sollten fortan sechszehn Männer des Volks und vier Venner jährlich die Zweihundert des großen Raths (wie schon seit 1294) aus den Handwerkern wählen; denn man dachte, es sei leichter, zwanzig unbestechliche Männer gegen die Herrschgier reicher Geschlechter zu finden, als aus einem großen Haufen den Einfluß der Umtriebe und des Goldes zu verbannen. Doch wichtige Gesetze und Entscheidung über Krieg und Frieden behielt sich die Gemeinde vor; auch die Landschaft wurde in wichtigen Dingen, wie bisher, so später noch, zu Rath gezogen.

Aber nach und nach wählten die mächtigen Venner nur Freunde und Vettern in den großen Rath; nach und nach verewigten sich diese Geschlechter auf den Stühlen der Regierung; der große Rath, verbunden mit den Vennern und Sechszehnern, ergänzte sich selbst; nach und nach wurde die Bürgergemeinde seltener versammelt, endlich gar nicht mehr. Im Jahre 1531 erschien das erste Gesetz ohne Zustimmung der Bürgerschaft, und im Jahre 1536, als man gegen Savoien Krieg anheben wollte, wurde die Gemeinde zum letztenmal angefragt. Dann nicht wieder. Es vererbte sich die höchste Gewalt ausschließlich in den Geschlechtern des großen Rathes. Zwar regimentsfähig blieben alle Bürger; aber der regierenden Geschlechter war nur eine mäßige Zahl, welche die Stellen und Aemter unter sich theilten.

Eine unrechtmäßig erworbene Herrschaft, wie löblich und weise sie auch verwaltet werden möge, löscht durch alle Tugenden nie ganz den Flecken der ersten Ungerechtigkeit aus, und zittert immerdar für sich selbst. Noch lagen die alte Handveste Berchtolds und der bürgerliche Schirmbrief in ihren goldenen Schalen da; aber die regierenden Geschlechter im großen Rath wagten nicht, sie zu widerrufen, damit

die Gemeinde nicht an verlorene Freiheiten erinnert werde, an welche doch noch die Inschrift des Stadtsiegels mahnte.

Mehrmals murrten die Bürger gegen erbliche Hoheit Einzelner aus ihnen. Die noch unvernichteten Briefe und Siegel gaben den Mißvergnügten Vorwand und Anschein des Rechts. Die obrigkeitliche Gewalt aber gebot den freien Stimmen Schweigen. Als im Jahre 1710 mehrere Bürger in einer Denkschrift an den großen Rath Herstellung alter Verfassung forderten, und sich schon eine Verschwörung bereitete: traf Kerker und Verbannung die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 mit ehrfurchtvoller Bitte vierundzwanzig Bürger der Stadt begehrten, daß künftig bei Besetzungen des Rathes nicht mehr Willkühr und Gunst, sondern das Loos unter allen wahlfähigen Bürgern entscheiden möge, wurden die Einen, als Meuter, mit Einbannung in ihren Häusern gestraft, die Andern Landes verwiesen.

Unter diesen war auch der Hauptmann Samuel Henzi gewesen, ein Mann von nicht unedelm Sinn und nicht gemeinen Kenntnissen. Durch Begnadigung wurde ihm endlich die Zeit der Verbannung abgekürzt, welche er in Neuenburg zugebracht hatte. Als er nun nach Bern wieder zurückgekehrt war, aber sein Hauswesen zerrüttet und sich bei Bewerbung um bessere Anstellung zurückgesetzt sah, ward sein Herz voll großer Bitterkeit, und er konnte den Verdruß nicht verhehlen.

In der Stadt lebten zu derselben Zeit mehrere wohlhabende und redliche Männer von achtbaren Bürgergeschlechtern, wie die Fueter, Wernier, Küpfer, Bondely, Lerber, Knecht, Herbort, Wyß und andere mehr. Diese trauerten noch immerdar im Stillen über die niedergetretenen Rechte der Gemeinde und daß sich die wohlverbriefeten Freiheiten gemeiner Bürgerschaft nicht vor der Gewalt derer offenbaren dürften, die nun gleich Erbherren auf den Rathsstühlen saßen. Mit ihnen vereinigte sich Henzi, desgleichen der Meßkünstler Michel Ducrest,

welcher zu Bern verhaftsweis wegen Theilnahme an den Unruhen seiner Vaterstadt Genf lebte. In gegenseitigen Klagen über Gewaltsamkeit der Regierung oder über stolze Härte einzelner Glieder derselben, erhitzten sich die Gemüther dieser Männer, und unter Gesprächen, in welchen die Mißbräuche des Gemeinwesens vor Aller Seelen lebendiger wurden, erwachten verwegene Entschlüsse. Niemand weiß zu sagen, durch wen zuerst der Gedanke einer neuen Verschwörung gegeben ward. Doch Hauptmann Henzi, dem frischer Mißmuth wieder den ehemaligen Wunsch eines großen Wagstücks lieb gemacht hatte, wurde durch überlegene Kenntniß und Beredsamkeit bald die Seele des Ganzen.

Sie besuchten sich nächtlicher Weile; beredeten Entwürfe zur Herstellung der uralten Ordnung der Stadtgemeinde laut Handveste und Schirmbrief, und verbanden sich insgesammt durch furchtbaren Eid zur Verschwiegenheit und Treue. Zwar Henzi forderte nur, wenn auch zu kräftigen, doch gemäßigten Maasregeln auf. Eben dazu rieth auch Daniel Fueter, der Goldschmied. Dazu stimmten alle Einsichtsvollen und Bessern, denen bloß Abstellung vorhandener Mißbräuche löblich schien. Gewalt sollte einzig im äussersten Nothfalle gegen Gewalt gebraucht werden. Als sich aber der Kreis der Verschwornen vergrößerte, und Leute hinzutraten von zügellosen Sitten, oder verwildertem Ehrgeiz, oder zerrütteten Vermögensumständen, ward die ursprüngliche Mäßigung schwer zu handhaben. Das verkündete die heimliche Schrift, welche sie zur Rechtfertigung ihrer Entwürfe verfaßt hatten, und worin ein tödtlicher Haß mit schwarzen Farben alle Vergehen der regierenden Geschlechter malte. „Man muß, sagten sie, den Degen in der Faust und nicht die Feder in der Hand haben, wenn man das verlorne Kränzlein der Freiheit wieder erobern will.“

Darauf setzten sie fest, am dreizehnten Tage des Heumonds 1749 solle das Zeughaus mit Sturm genommen, Freiheit ausgerufen, die Gemeinde versammelt, eine neue

Obrigkeit erwählt und der große Rath der regierenden Geschlechter gesprengt werden.

Die Regierung, unbewußt der Gefahr, die ihr bereitet ward, waltete mit Würde und Weisheit fort. Alle Eidsgenossen ehrten dieselbe ihrer Großsinnigkeit und vortrefflichen Anordnungen willen. Selbst das Ausland bewunderte die Güte ihrer Verwaltung. Ueber ihre Tugenden hatte der Mehrtheil der Stadtbürger gern die alten Ansprüche der Gemeinde vergessen, und die Unterthanen erfreuten sich der Milde und Gerechtigkeit ihrer Herren und Obern. Aber der Tag, der Alle verderben sollte, kam heran.

Schon war die Zahl der Verschwornen auf sechszig erwachsen. Doch Henzi, der ihnen gehörte, ehe sie zu ihm gesprochen hatten, verabscheute sie, da er der Ihrige geworden, als er, und mit ihm Viele der Bessern unter ihnen, erkannten, daß eine große Zahl der Genossen ruchlosen Sinn unter Vaterlandsliebe verkappten. Da wandte Henzi sein Angesicht von ihnen, deren Menge, Unklugheit und Zwietracht nahe Entdeckung drohte. Er rüstete Flucht. Doch eh er entkam, sah sich Alles schon durch einen Geistlichen verrathen, der selber Mitverschworner gewesen. Henzi wurde auf einer Lustfahrt ergriffen und in den Kerker geschleppt; auch der Lieutenant Emanuel Fueter und der Kaufmann Samuel Nikolaus Wernier. Die Andern entflohen in großem Entsetzen, und vernahmen mit noch größerm Entsetzen in der Ferne, was die Zurückgebliebenen, unter den Schrecken der Kerker und Foltern, von blutigen Anschlägen gegen die Vornehmsten der Stadt, von mordbrennerischen Entwürfen und von Vorsätzen zur Plünderung des öffentlichen Schatzes entweder ausgesagt hatten, oder was ihnen von ausgesprengten Gerüchten nachgesagt ward. Solcher Greuel wußten sich die Wenigsten fähig.

Wie nun die verbrecherischen Anschläge an das Sonnenlicht kamen, erschien Henzi als der Sträflichste von Allen. Denn er hatte seiner Obrigkeit, die ihn kaum begnadigt und aus der Verbannung heimgerufen, mit Undank vergolten.

Das Todesurtheil ging über die Drei. Sie flehten um Gnade; nur Henzi nicht, der sein schmachvolles Leben verschmähte.

Am sechszehnten Heumonds 1749 schied Henzi gebrochenes Herzens, doch furchtlos, von Weib und Kind; sah Werniers und Fueters, seiner Mitverschwornen, Häupter unter dem Schwert des Nachrichters fallen, und empfing selbst ohne Zagen den Todesstreich. Er wußte mit größerer Würde zu sterben, als zu leben.

Die Uebrigen wurden des Landes verwiesen. Als Henzi's Gattin am Rheinstrom mit ihren zwei jungen Söhnen stand, richtete sie verzweifelungsvoll das Antlitz noch einmal zum Vaterland zurück und schrie zum versammelten Volk: „Wüßt' ich, daß diese Kinder nicht das Blut ihres enthaupteten Vaters rächen würden, möchte ich sie lieber in diesen Wellen verderben sehen, wie theuer sie mir auch sind!"

Edler aber, als die Mutter, dachten die Söhne in männlichen Jahren. Einer derselben, Hofmeister der Edelknaben im Dienste des Erbstatthalters der Niederlande, vergalt nachmals an Bürgern seiner Vaterstadt das eigene, unverschuldete Unglück mit Wohlthun.

Diese Begebenheiten blieben nicht ohne gute Wirkung auf Bern. Die Gebrechen des Staates wurden lauter besprochen. Viele Glieder im Rathe, werth des Ruhmes ihrer Altvordern, drangen auf Austilgung eingeschlichener Mißbräuche. Späterhin (1780) wurde sogar das ganze Strafurtheil über alle Schuldige aufgehoben und den Verbannten die Rückkehr gestattet. So sehr verwandelte sich die öffentliche Stimmung, daß Mitleiden oder Achtung diejenigen umringte, welche in ehrlicher Absicht für das Recht der Gemeinde zuviel gewagt hatten, und daß Verachtung diejenigen traf, welche, statt Unzufriedene von gefährlichen Schritten abzumahnen, in deren Verschwörung getreten und feigerweise ihre Verräther geworden waren.

## 52.

# Von dem Aufruhr im Livinerthal.

(Vom Jahr 1750 — 1755.)

Nach diesen Trauergeschichten von Bern vernahm man bald größere aus dem Livinerthal. Hier, von den beschneiten Firsten des Gotthardsberges eilf Stunden weit abwärts, bis zum Bergstrom der Abiasca, wohnete an beiden Tessin-Ufern und in wilden Seitenthälern das Volk, mit dem Wenigen vergnügt, was die Heerden auf den Alpen, die Wälder am Gebirg und die Saumrosse beim Waarenzug über den Gotthard ertrugen. Die stattlichen Rechtsame, mit denen es vorzeiten vom Hause Visconti an Uri gekommen war, galten ungeschmälert. Uri erhob aus dem Zoll und einer kleinen Steuer nur mäßige Einkünfte.

Daher meinten die Urner auch nicht, Sold und Bezahlung schuldig zu sein, als die Mannschaft des Thales den Fahnen von Uri hatte in den Toggenburger-Krieg folgen müssen. „Denn“ sprach Uri, „ich habe seit drittehalbhundert Jahren euere Rechte, fast ohne Lohn, geschirmt, wie fordert ihr nun Lohn von euerm Oberherrn?“ Das Volk der Leventina antwortete darauf und sprach: „Daß du uns schützest bei hergebrachten Rechten, hast du dich in alten Verträgen verpflichtet; aber kein Vertrag gebeut uns, auf eigene Kosten für dich in den Krieg zu gehen.“ Und als Uri fortfuhr, die Löhnung für getreuen Dienst zu verweigern, und als darauf das Volk aus Livinen den Urner Landvogt verjagte und sich des Zolls bemächtigte, kamen die Boten der fünf katholischen Orte nach Altorf (1713) und sprachen: „Uri ist den Sold schuldig.“

Also ward Ruhe gestiftet und kein Theil trug dem Andern einen Groll nach. Uri hatte seinen Irrthum erkannt und liebte Gerechtigkeit.

Aber in den Thälern der Leventina wohnten einzelne Männer, die waren ungerecht gegen ihre eigenen Mitbürger,

besonders gegen Wittwen und Waisen, deren Gut sie verwalteten. Es klagten Wittwen und Waisen vor Uri, und der Landesherr befahl, laut altem Recht, daß von dem Waisengut Rechnung abgelegt werde. Solches erschreckte viele von den reichen Männern des Thals. Die sprachen: „Das ist eine Neuerung! Uri will abermals unsere Freiheit antasten.“ Sie gingen in den Dörfern umher, wo ihnen Viele schuldig waren, und wiegelten die Leute auf, und sprachen: „Lasset uns wacker zusammenhalten. Wir mögen es wohl gegen Uri aufnehmen. Und so ihr rechte Männer seid, schütteln wir die Steuer ab und ziehen den Zoll selbst ein.“ Also redeten sie und wollten ihre eigene Schuld mit der Schuld des gesammten Volkes decken. Es war im Anfang des Jahres 1755, da noch Alles im Schnee lag und der unbeschäftigte Landmann zu mancherlei Dingen gute Weile hatte. Es wurden in den Dörfern Versammlungen gehalten und allerlei Beschlüsse gefaßt. Einer wollte es nun an Muth dem Andern zuvorthun. Man nahm den Urner Landvogt Gamma gefangen, desgleichen den Einnehmer des hoheitlichen Zolls, und übertrug dem Thalgericht, über schwere Verbrechen zu richten.

Die Genossamen von Uri, als sie die Unfugen hörten, forderten das Thalvolk ernstlich zum Gehorsam auf. Antwortend erschienen vor der Landesgemeinde zwei Männer der Leventina, Wela und Bull, die sprachen trotzig, nicht als Unterthanen, sondern als Gebieter; denn zu ihrem Schutze waren jenseits des Gotthards schon zweitausend Männer unter den Waffen.

Alsbald ließ sich das Urihorn an der Reuß hören. Bei Sturm und Regen zogen schier tausend Urner mit sechs Stücken schweren Geschützes den Felsenweg des Gotthard hinan und erschienen droben an den Quellen des Tessin. Erschrocken flohen die Wachten der Empörer und verbreiteten Furcht im ganzen Thale.

Die Häupter des Aufruhrs, Landeshauptmann Urs, Furno, der Pannerherr des Thals, Sartori, Rathsherr,

und andere ihrer Vertrauten, traten zusammen und hielten Kriegsrath. Sie beschlossen: Uri in's Thal zu locken bis an den Fuß des hohen Platifer, wo der Tessin mit fürchterlichem Sturz durch den Bergschlund bricht und eine Handvoll Streiter einem ganzen Heere den in Felsen gehauenen Weg verrammeln kann. Wenn dort der Feind aufgehalten werde, solle der Liviner mächtiger Hinterhalt aus allen Schluchten der Nebenthäler hervoreilen, die Urnermacht umzingeln und vernichten.

Böses Wetter vergrub zu dieser Zeit, da schon die untern Thäler alle blüheten, den Gotthard noch in tiefen Schnee. Darum verzögerten die Urner im Urserenthal. Unterdessen eilten aber auch die angerufenen Eidsgenossen von Zürich, Luzern, Schwyz, Zug und Unterwalden mit Hilfsvölkern über den See der Waldstätte. Wallis, Bern und Glarus besetzten die Grenzen gegen Livinen.

Endlich gingen die Urner Schlachthaufen, vereint mit achthundert streitfertigen Unterwaldnern, über die Gotthardshöhen (21 Mai 1755). Als die Empörer aber, statt des schwachen Heeres von Uri, die Fahnen der Eidsgenossen sahen, und rings das Land umschlossen und die Luzerner im Roncathal, entsank Allen der Muth. Sie flohen mit weggeworfenen Waffen in die Dörfer zurück; viele in die Wälder. Vergebens brannten auf den Höhen die Hochwachten zum Zeichen der Gefahr und des Aufgebotes.

Vorsichtig rückten Urner und Unterwaldner von Ort zu Ort, mit Besetzung aller Engpässe im Rücken, bis zur letzten Dorfschaft an der Abiasca. Alles ward bezwungen und entwaffnet; den andern Eidsgenossen Botschaft, mit ihrer Hilfe nicht nachzurücken; gute Mannszucht gehalten; der Rädelsführer einer um den andern eingefangen, und Urs, der Landeshauptmann selbst, aus dem Kapuzinerkloster fortgeschleppt, wo er eine Freistätte zu finden gehofft hatte.

Dann begann das Gericht über die ganze Völkerschaft; ein Schauspiel, so groß und furchtbar, wie das Schweizerland lange nicht gesehen.

Bei Faido, wo die Gotthardsstraße in ein kleines, von Waldbergen umringtes Thal tritt, ist ein freier, ebener Platz, auf welchem sich sonst das Volk zu Berathschlagungen zu vereinigen pflegte. Hier wurde es nun aus allen Orten versammelt. Bei dreitausend Männer erschienen am Tage des Gerichts (zweiten Brachmonds), des Urtheils harrend. Die Eidsgenossen in Waffen umringten die Fehlbaren. Todesstille herrschte in der Menge, nur vom einförmigen Donner des Wasserfalles an benachbarter Felswand erhöht.

Als Alles bereitet war, geschah dem Volk das Urtheil. Es wurden ihm die verwirkten Rechtsame seiner Vorfahren, Ehren und Wehren, genommen. Dann ward es verdammt, baarhäuptig, auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung seiner Häupter zu sein, und den Eid des Gehorsams an Uri zu schwören.

Im Kreise der Bajonete schworen die Tausende den schweren Eid, welcher die von den Vätern ererbten Freiheiten zerriß, und in den jetztlebenden Schuldigen noch die schuldlosen Nachkommen strafte. Dann, auf einen Wink, sank schaudernd die Menge der Büßenden auf die Knie, und mit entblößten Häuptern sah sie unter dem Richtschwert die Strafbarsten fallen, den Pannerherrn Furno, den Landeshauptmann Urs, deren blutige Köpfe an den Galgen geschlagen wurden, und den Rathsherrn Sartori.

Nach dieser grauenvollen Feierlichkeit zog gesammtes Volk mit tiefer Furcht im Herzen zu seinen Hütten heim, und andern Tags das Rächerheer des Eidsgenossen über den Gotthardsberg zurück. Acht Männer des bestraften Thals gingen gefesselt, weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung schwer lag, vor den Fahnen her, und empfingen erst in Uri den Todesstreich.

---

## 53.

## Warum die alte Eidsgenossenschaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetische Gesellschaft.

(Vom Jahr 1755 — 1761.)

Zu derselben Zeit lebten im Eidsgenossenlande viele redliche und einsichtvolle Männer; denen ward das Herz schwer, wenn sie von den mancherlei Unruhen und Unfugen hörten. Sie sahen darin Vorboten des allgemeinen Verderbens und Unterganges, der sich näherte. Aber Niemand achtete ihrer ihrer Warnungen. Noch war freilich des Guten viel; aber das Böse fing an zu überwiegen.

Rechte Liebe zum Vaterlande wohnt, wo rechte Freiheit wohnt. Daher lebte in den Haupstädten mehr Vaterlandsliebe, als auf dem Lande; und in den Hirten-Kantonen mehr, als in den Vogteien. Die Bürger in den oberherrlichen Städten, eifersüchtig auf ihre Vorzüge, erlaubten ungern, daß ein Unterthan durch Kenntniß oder Reichthum neben ihnen groß ward. Dem Landmann waren absichtlich alle Wege verschlossen, auf denen er sich als Staatsmann, Gelehrter, Kriegsheld oder Geistlicher hätte hervorthun können. An manchen Orten wurden ihm sogar Handel und Kunstfleiß untersagt. Zum Pflug und zur Dienstbarkeit erschaffen, sah er im Stadtbürger den gebornen Herrscher, Heerführer, Richter und Priester. Unterthanen der Könige waren reicher an Rechten, als Unterthanen der Schweizer. Sogar das Aufblühen der kleinen Landstädte, durch Gewerbigkeit und Schulbildung, wurde mit heimlicher Unzufriedenheit von den Hauptorten gesehen.

Darum verschwand aus dem Volk die heilige Liebe, welche dem Vaterland willig das Liebste bringt; eigennützige Selbstsucht füllte den leeren Platz aus. Darum sah man Gehorsam, aber nicht Gehorsam des Freien, sondern des Knechtes, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht, voll Argwohn gegen Herren und Städte, voll Starrsinn

gegen Einführung des Bessern. Denn der gemeine Mann war in Blindheit des Geistes auferzogen; die Jugend oft ohne Unterrichtsanstalten, oft in Schulen, dem Verstande verderblicher, als wildes Aufwachsen unter Leitung der Natur. Man dachte: ein blindes Volk ist leichter zu führen. Aber der Blinde erschlägt auch leichter den eigenen Meister, wenn ihn der Verführer gegen denselben mit dem Schwert stellt. Daran dachte man nicht.

Die Obrigkeiten begnügten sich, treue Haushälter zu sein. Die obersten wie die untersten Beamten waren mäßig, oft gering besoldet; in fremden Kriegsdiensten oder auf Landvogteien pflegten sie Vermögen zu erwerben. Ordnung herrschte in der öffentlichen Verwaltung; bei mangelhafter Gesetzgebung dennoch Liebe zur Gerechtigkeit; und die Rechtsame auch des Geringsten wurden meistens mit großer Vorsicht geehrt. Auflagen waren bei der mäßigen Staatshaushaltung selten und dann nie drückend. In den Hauptstädten blühte, neben Wohlstand, Wissenschaft und Kunst, besonders bei Reformirten. Unter allen wurden Zürich und Genf durch große Gelehrte und Künstler hervorragend. In Basel aber verfiel die altberühmte Hochschule durch Orts- und Handelsgeist; sie hatte fast mehr Lehrer als Schüler, und war mehr Versorgungsanstalt für jene, als Bildungsanstalt für diese.

In den Hauptstädten der katholischen Schweiz, wo die Geistlichkeit dem freien Forschen widerstrebte, stieg die Wissenschaft nie zu bedeutender Würde. Mönchischer Geist verwandelte das gemütherhebende Wissen in Sammeln unfruchtbarer Kenntniß.

Die Hirtenländer sorgten gar nicht um höhere Bildung und Kenntniß. Freiheit daselbst genügte zu Allem. Der Landmann in seiner Hütte, ernährt von seinen Heerden, seine Obrigkeit selbst wählend, keinem Gesetze gehorsam, als dem, wozu er mitgestimmt, war der freiste Sohn der Erde. Zwar roh und aberglaubig, ließ er sich von Priestern

und reichen Geschlechtern im Lande leiten. Aber er ward nur geleitet, nie beherrscht.

In vielen Kantonen thaten einzeln die Regierungen gar löbliche Dinge. Bern baute für das gemeine Wesen Paläste, Hochstraßen, und sammelte Schätze durch Sparsamkeit. Zürich belebte Handel, Wissenschaft und Landbau. Luzern bestand rühmlichen Kampf gegen den Nunzius und den päpstlichen Hof zu Rom (in den Jahren 1725 bis 1748), als dieser sich anmaßte, geistliche Gewalt über weltliche Rechte der Regierung auszudehnen.

Das ganze Schweizerland schien wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glückseligen und harmlosen Menschen bewohnt. Aber man sah nur den grünen Teppich der Wiesen, nicht die unwirthbaren Felsen; die Majestät der Eisgebirge, nicht die zermalmenden Lawinen derselben. Man sah das Gepränge der Tagsatzungen, nicht ihre Zerwürfnisse; die Bilder vom Wilhelm Tell, nicht die Knechtschaft der Hütten; die Gelehrsamkeit der Städte, nicht die Geistesverwilderung der Dörfer. Ueberall große Namen und Worte, kleine Gesinnungen und Thaten.

Das Bewußtsein eigener Schwäche, welche vor mannhaften Unternehmungen erschrickt, ward Genügsamkeit, und die Feigheit Friedensliebe geheißen. Man buhlte um Jahrgelder, Titel, goldene Halsketten und Ordensbänder fremder Könige, und rühmte die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Man pries der Schweizer stilles Friedensglück, während nach den Jahrhunderten der vielen Glaubens- und Bürgerkriege das Jahrhundert der Meutereien, Verschwörungen und Aufruhre gekommen war.

Eine kleinstädtische Staatskunst, ohne Glanz durch Tugend, wollte von geheimnißvollem Dunkel, worin sie sich verbarg, Würde erborgen. Die Freiheit der Presse war Verbrechen, die Oeffentlichkeit des Urtheils Hochverrath. Stumm waren die Zeitungen von den Begebenheiten des Inlandes. Was Großtürk und Großmogul trieben, ward leichter erfahren, als was Zürich, Bern oder Schafhausen.

Das vertilgte, weil man es zu wollen schien, den Sinn der Eidsgenossen für eine Eidsgenossenschaft.

Diesen heiligen, mächtigen Sinn ganz zu tödten, unterhielt man den von alten Kriegen und Fehden hergestammten Haß der kleinen Völkerschaften wider einander. Freiburg feierte sogar noch den brudermörderischen Tag bei Villmergen, wie ein heiliges Fest. Kalt und mißtrauisch wohnten inner ihren Bergen die Thalschaften einander gegenüber. Man bekriegte sich nicht mehr, aus Furcht vor dem Ausland, mit dem Schwert; desto heftiger mit Zunge und Feder. Man untersagte einander auch wohl Zufuhr der nöthigen Lebensmittel; stellte auch wohl Soldaten und Harschiere an Grenzen und Landstraßen, die mit empörender Härte das Einbringen von Gartenfrüchten, Eiern, Geflügel und Fischen von einem eidsgenössischen Ländlein in's andere hinderten.

„Ohne der andern Rath und Erlaub soll kein Ort mit auswärtigen Mächten Bündniß eingehen.“ So sprach der alte, ewige Bund. Aber, wider Rath und Erlaub der andern, schlossen ohne Scheu die Kantone theilweise mit Frankreich oder Oesterreich, mit Spanien oder Venedig besondere Bündnisse. „Es soll kein Richter angenommen werden, der das Amt kauft.“ So gebot der ewige Bund. Aber der Aemterverkauf ward, in Hirtenkantonen und sonst, öffentlich getrieben.

So war die Eidsgenossenschaft geworden; Alles mehr oder weniger stille Verwesung. Hier prangten einzelne Dörfer und Städtlein mit unbedeutenden Gerechtsamen und boten mit unverstandenen Urkunden bessern Ordnungen Trotz; — dort strebten Städte nach höherer Gewalt über das Land; — dann forderten die alten Geschlechter der Städte Rang über die jüngern; dann begehrten die Geschlechter, welche auf den Stühlen der Regierung saßen, gesetzlich-bleibendes Recht zu denselben. Ueberall kleinliche Quälerei, überall Selbstvereinzelung und Wichtigthun mit Tand und Schaum. Man sah die Schweizer befreundeter mit fremden Nationen, als unter sich selbst, und es war ihnen leichter, sich in aller

Welt niederzulassen, als im Vaterlande nur ihren Wohnsitz von einem Dorf in das andere, oder wohl gar von einem Kanton in den andern zu verlegen. Ein Schweizer, sobald er die engen Grenzen seines heimathlichen Ländleins überschritten hatte, war mitten in der Eidsgenossenschaft nicht minder ein Fremdling, wie Inder oder Perser oder Russe es war.

Während die Reiche der Fürsten ihre Landesordnungen veredelten, ihre Kräfte mehrten, geschah im Schweizerlande nichts, weder zur Verbesserung der Verfassungen, noch zur Stärkung des Bundes. Während Frankreich und Oesterreich zu unmäßiger Macht erwuchsen und ihr Kriegswesen ausbildeten, rosteten die Waffen der sorglosen Schweizer. Man prahlte mit Siegen der Altvordern, und dachte nie daran, in Tagen der Gefahr Siege zu erfechten. Was zur Vertheidigung vorhanden war, stammte noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; die letzten Abänderungen waren seit beinahe hundert Jahren geschehen. Man vergaß die Kriegsvorräthe, ein Heer zu bewaffnen; und in den Waffen, wie bei Gebrauch derselben, fehlte Gleichförmigkeit. Einzelne zwar, wie Bern, Zürich und Luzern, hatten auf unvollkommene Weise, mehr denn die übrigen, zur Einrichtung des Kriegswesens geleistet, — aber was diese Städte besaßen, schien mehr zur Dämpfung von Aufrühren der eigenen Unterthanen berechnet, als zur Vertheidigung gegen auswärtige Gewalt.

Darum ward vielen rechtschaffenen und einsichtvollen Männern im Eidsgenossenlande das Herz schwer, wenn sie solchen Zustand der Dinge sahen. Einige der Edelsten traten an der Aar im Bad Schinznach zusammen, wie Iselin der Menschenfreund von Basel, Hirzel der Weise von Zürich, der freimüthige Urs Balthasar von Luzern, der wackere Zellweger von Appenzell und andere Männer. Sie stifteten aus gemeinnützig denkenden Schweizern einen freundschaftlichen Bund, eine helvetische Gesellschaft (1761) zur Beförderung der Aufklärung, des Gemeinsinnes,

der eidsgenössischen Bruderliebe. Alljährlich versammelten sie sich; alljährlich ward ihre Anzahl aus allen Kantonen und zugewandten Orten größer. Hier lernten sich die Würdigsten des Vaterlandes lieben. Hier schlossen sie Freundschaften, die dem allgemeinen Wohle galten. In diesem heiligen Verein brannte die Flamme der alten Eidsgenossenschaft noch einmal hell und rein auf. — Aber argwöhnisch blickten die Regierungen der Kantone auf diese Zusammenkünfte, und ungern duldeten sie dieselben.

## 54.

## Wie König Friedrich der Große, als Fürst von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig ist.

(Vom Jahr 1762 — 1770.)

Denn die Häupter und Räthe in den Kantonen hatten Besorgniß: es könnte in solchen Gesellschaften das Thun der Obrigkeiten ungünstig beurtheilt, das Ansehen derselben geschwächt, Aufklärung beim Volke verbreitet, und der Unterthan nach größerer Freiheit lüstern werden.

Weit furchtloser betrachtete der König von Preussen, welcher zu Neuenburg und Vallendis Herr und Fürst war, die Entwickelung seines Volks. Ja, er befestigte und vermehrte die Rechte desselben großmüthig, statt sie zu schwächen und zu schmälern.

Neuenburg und Vallendis, mit fruchtbaren Thälern am See und im Gebirge des Jura, hatten vor uralten Zeiten dem Königreich Burgund gehört, und waren dann zum deutschen Reich gekommen. Im Schlosse am See saßen die Freiherren von Neuenburg. Die gaben allen denen, welche sich im rauhen Gebirge niederliessen, und die undurchdringlichen Waldungen ausstockten, große Freiheiten. So bevölkerte sich das Land, und um das Schloß legte sich die

Stadt an, welche (im Jahr 1214) die Rechte von Besançon bekam, der vornehmsten Stadt von Hochburgund.

Als nachmals Herr Rolin von Neuenburg Herrschaft und Güter dem Kaiser Rudolf von Habsburg (1288) übergab, ging das Land nach und nach in verschiedene Hände. Erst trat Rudolf von Habsburg dasselbe an das mächtige burgundische Haus Chalons ab; dann nach fast vierhundert Jahren kam es das Haus Longueville (1505), und als die letzte Tochter dieses Hauses, Maria Herzogin von Nemours, starb (1707), meldeten sich der Erben wohl zwanzig zu dem schönen Fürstenthum. Aber die Stände des Landes, bestehend aus den zwölf Richtern vom Fürstenthum Neuenburg und eben so vielen von der Grafschaft Vallendis, traten zusammen, prüften die Ansprüche der Erblustigen und erkannten den König Friedrich I von Preussen als nächsten Erben des Hauses von Chalons.

So ward der König von Preussen Fürst von Neuenburg und Vallendis, und unterschrieb die Verfassung und Freiheiten des Landes, und übte seine Rechte daselbst durch seinen königlichen Statthalter und durch einen Staatsrath, den er aus den Eingebornen wählte. Er wurde fortan auch als Bundesgenoß der Eidsgenossenschaft betrachtet, weil das Fürstenthum zu den zugewandten Orten der Schweiz gezählt ward. Denn sowohl die alten Herren von Neuenburg, als die Städte und viele der freien Gemeinen hatten abwechselnd und in verschiedenen Jahrhunderten ein ewiges Burgrecht mit den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern und Freiburg errichtet und dadurch den Schutz des ganzen Schweizerbundes erworben.

Die Neuenburger waren auf ihre Rechte gar eifersüchtig und duldeten selbst vom Könige von Preussen keine Beeinträchtigung. Als er die Gefälle, welche er sonst vom Lande bezog, verpachtete (1748), wurde das Volk wegen solcher Neuerung unwillig; und als er im Jahr 1766 die Verpachtung wiederholen wollte, geschah großer Auflauf. Der König übergab durch seinen abgeordneten Sachwalter

Gaudot dem Kanton Bern, als bundesmäßigem Richter, seine Klage; Bern aber entschied in den meisten Dingen zu Gunsten des Königs. Darüber wurde das Volk zu Neuenburg so ergrimmt, daß es den Gaudot, als er von Bern nach Hause zurückkehrte, verfolgte, und sein Haus bestürmte (25 April 1768). Umsonst wehrte die Obrigkeit, umsonst schickte sie Kriegsvolk. Gaudot und sein Neffe, als sie ihre Gefahr sahen, wollten den Pöbel schrecken und schossen aus dem Fenster auf die Menschenmenge. Daran thaten sie übel. Ein Zimmermann wurde getödtet. Nun stürzten die Leute wüthend in's Haus, und Gaudot ward durch drei Flintenschüsse ermordet.

Angerufen von den Abgeordneten des Königs und von dem Rath der Stadt Neuenburg, legten Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, doch erst nach langen Berathungen, zum Schutz öffentlicher Sicherheit, Besatzung in die bewegte Stadt. Nun geschahen lange Untersuchungen, weitläufige Unterhandlungen. Die Vollmächtigen des Königs trachteten dabei nach willkührlicher Gewalt, das Land künftig besser zu halten und zu schrecken. Aber die Eidsgenossen wollten nicht Werkzeuge fremder Willkühr heißen; auch gar stark und muthig redete der Venner Osterwald für Gesetz und Recht seines Vaterlandes gegen die ausländischen Fürstendiener. Endlich wurde geschlichtet und gerichtet: die Stadt Neuenburg mußte ihre Waffen abgeben, alle Kosten tragen, die Familie des unglücklichen Gaudot entschädigen, und durch den Stadtrath Abbitte vor den Vollmächtigen des Königs auf dem Schlosse thun. Die schuldigsten Aufrührer, meistens entflohen, wurden verbannt, oder mit Gefangenschaft bestraft, oder in Bildnissen gehangen. Darauf zog die Besatzung der Eidsgenossen wieder von dannen.

Der König von Preussen aber, nach diesem Allen, statt die Freiheiten der Neuenburger zu beschränken oder zu mindern, wie einst Uri in Livinen gethan, stärkte und erweiterte vielmehr dieselben mit neuen Rechten. Das gewann

dem Hause Preussen die Herzen alles Volks zurück. Denn nicht nur gab der Fürst seinen Neuenburgern bald die Waffen wieder, sondern er verzichtete auch darauf, seine Einkünfte zu verpachten, oder nach Willkühr zu verwalten, und Beamte willkührlich von ihren Stellen abzusetzen. Er gab sämmtlichen Gemeinen sogar das Recht zu einer unabhängigen allgemeinen Rathsversammlung, ohne deren Beistimmung der Fürst nichts in der Staatshaushaltung abändern solle. Vieles, was in alten Gesetzen verworren und dunkel geworden, ward verbessert, immerdar zu des Volkes Gunst und Vortheil. Das that der König, was keine Obrigkeit eines Schweizerstaates je gethan haben würde. Aber er war einer der vortrefflichsten und weisesten Fürsten des ganzen Jahrhunderts. Er war Friedrich der Große.

## 55.

## Parteihändel in der Stadt Luzern. — Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell-Innerrhoden.

(Vom Jahre 1770 — 1784.)

Zu derselben Zeit ward auch die Stadt Luzern der Schauplatz trauriger Zerwürfnisse und Verwirrungen. Hier, wie in einigen andern Städten des Schweizerlandes, hatten sich schon längst die vornehmen und adelichen Geschlechter der Herrschaft bemeistert, wie ein Erbgut, und den alten Einfluß der übrigen Bürger auf das gemeine Wesen fast gänzlich vernichtet. Nicht immer durch Einsicht oder Tugend, oft nur durch Gunst einflußreicher Verwandten an die Spitze der Verwaltungen gestellt, glaubte sich mehr denn Einer berechtigt, vom Staat zu leben, nicht für den Staat. Bald allzumilde Nachsicht, bald allzuheftige Eifersucht der Regierenden unter sich, brachte dem Vaterlande, und oft ihnen selber, gleich großes Unheil. Schon waren Veruntreunungen des öffentlichen Gutes, bei wachsendem Sitten-

verderbniß, nicht unerhört. Standesweibel entwichen mit obrigkeitlichen Geldern; Korn- und Zeughaus wurden beeinträchtigt; selbst der Staatsschatz erbrochen und bestohlen.

Schon früher hatte Amtmann Leodegar Meyer durch Landesverweisung den ungemessenen Aufwand büßen müssen, in welchem er einen großen Theil der Staatsgelder verpraßte. Bald nach ihm schaltete der Staatsseckelmeister Jost Niklaus Joachim Schumacher für sein Haus so verschwenderisch mit dem Gut des Landes, daß er diesem 32,000 Gulden vergeudete und auf ewig aus dem Gebiet gesammter Eidsgenossenschaft verwiesen wurde (1762). Den Sohn desselben, Namens Plazidus Schumacher, schreckte des Vaters warnendes Beispiel nicht vom wüsten Leben zurück. Erst verschwelgte er all das Seine; versank in Schulden; veruntreute dann, als Amtmann, die Herrschaft Heidegg; ging in österreichischen Kriegsdienst; lief wieder davon; strich im Gebiet seiner Vaterstadt und in der Nachbarschaft umher; hielt zu den Unzufriedenen, und machte sich ihnen durch unbesonnene Reden wichtig oder beliebt. Obwohl keine Spur des Aufruhrs zu erkennen war, erschrack doch der Argwohn der Regierung, weil sie sich ihrer Willkühren und Schwächen zu sehr bewußt war, um ihrem eigenen Volke zu vertrauen. Schumacher nebst einigen seiner losen Gesellen wurde eingefangen und aufrührerischer Anschläge angeklagt, obwohl er die Beschwerden der Mißvergnügten nur auf althergebrachtem, gesetzlichem Wege hatte bittweise vorbringen wollen. Er wurde des Hochverraths angeklagt, und, obschon dessen nicht überwiesen, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht (im J. 1764), zum Schrecken der Bürgerschaft und des Landvolks. Andere, die mit ihm gewesen, sandte der Richterspruch ins Elend.

Als nach einigen Jahren selbst die, welche den Tod Schumachers beschlossen gehabt hatten, ihrer voreiligen Furcht und Ungerechtigkeit inne wurden, wollte jeder den Vorwurf der Schuld von sich wälzen. Der Rathsherr Valentin Meyer, welcher das Verhör geführt, sollte, so

sagte man nun, das strenge Urtheil am meisten herbeigeführt haben. Erst leise, dann lauter machten sich die Verwandten des Hingerichteten wider ihn auf. Jetzt erinnerte man daran, daß er der Sohn des weiland verbannten Leodegar Meyer sei, und wahrscheinlich in blutdürstiger Rache das Geschäft geleitet habe. Sogar diejenigen sagten sich feig von ihm los, welche mit ihm Verhör und Gericht und Urtheil gehalten und unterzeichnet hatten. Nun erhob sich wider ihn General Pfyffer siegreich, der damals Haupt der französischen Partei und Meyers Feind war, weil Meyer oft gegen Frankreichs verderbenvollen Einfluß geeifert hatte; nun Jeder wider ihn, der bisher seine Geistesgaben und Kenntnisse gefürchtet oder beneidet haben mochte. Ihm, als helldenkendem Manne, eignete man die Abfassung einer Druckschrift zu, welche damals mit der Aufschrift zu Zürich erschienen war: „Ob es der katholischen Eidsgenossenschaft nicht zuträglich sein würde, die regulären Mönchsorden gänzlich aufzuheben oder einzuschränken?" Das warb Klöster, Geistlichkeit und Nuntius zu den Haufen seiner Gegner. Eine scherzhafte Widerlegung jener Schrift, die er im Kreise vertrauter Freunde, nicht ohne Spott auf Klostergeistliche, vorgelesen hatte, wurde, als sie im Drucke erschien, mit lächerlicher Feierlichkeit zu Luzern durch Henkershand verbrannt, weil einer der Vertrauten ihn als deren Urheber treulos verrathen hatte.

Das Alles war genug, ihn zu verdammen. Er sollte als Opfer fallen. Um ihn schuldig zu finden, entbrach man sich sogar nicht, das öffentliche Vertrauen des Staats zu verletzen, die Heiligkeit des Postgeheimnisses zu entweihen, sein Haus zu überfallen und seine Papiere zu durchsuchen. Nachdem alle Gewaltthat eitel gewesen, Verbrechen zu entdecken, ward er auf seinem Landgut gefangen genommen, wo er, seiner Unschuld bewußt, frei und furchtlos wohnte. Dreiundvierzig Tage lang saß er verhaftet und wurde nicht verhört. Vergebens sprach für ihn im Rathe der biedere und muthige Schultheiß Keller, der weise Vaterlands-

freund Felix Balthasar und mancher andere Unbefangene. Vergebens sandte Meyer selbst seine Vertheidigung schriftlich an den Rath; dieser beschloß, sie nicht einmal zu eröffnen. Vergebens mahnte der redliche Kasimir Kruß zum Vermitteln und zum Frieden. Meyer wurde zu fünfzehnjähriger Verbannung verurtheilt; hingegen jeder der ehemals wegen Plazidus Schumacher Verwiesenen, oder mit den Galeeren Bestraften in Gnaden zurückgerufen (1770). Dann erst schlossen die Geschlechter-Parteien Friedensvertrag unter sich, indem man dafür hielt, alles Unheil in Luzern sei, nicht aus der Ungerechtigkeit, sondern daher entstanden, daß man gegen Genossen der Regierung und gegen Herrschergeschlechter nach dem strengsten Recht verfahren sei; man müsse schonen und zusammenhalten, sonst könne der Vorzug des Adels leicht an die Bürgerschaft übergehen.

Bald nach diesem haben die innern Rhoden des Appenzellerlandes, im blutigen Untergang ihres Landammanns Joseph Anton Suter, bewiesen, daß Freiheit und Recht des Bürgers so wenig im Schirm eines ganzen Volkes, als unter der Herrschaft weniger Adels- und Stadtgeschlechter geborgen stehe, wenn der Geist der Mäßigung und Gerechtigkeit vor den Umtrieben stolzer Selbstsucht und Rachgier gewichen ist.

Suter war Gastwirth zu Gonten, ein Mann von weniger Kenntniß, aber fröhlichem Mutterwitz, wohlthätig gegen die Armen, liebreich gegen Jedermann. Darum hatten ihn die Appenzeller auch zum Landvogt vom Rheinthal gemacht, und ihn selbst dem Landammann Joh. Jakob Geiger vorgezogen. Dieser hätte die Stelle gern empfangen, weil sie einträglich war, um sich für manches Opfer, das er schon gebracht, zu entschädigen. Und zwei Jahre nachher hatten die neun Rhoden des Landes den freundlichen Suter sogar zum regierenden Landammann erhoben, und seinen Nebenbuhler Geiger abermals zurückgesetzt.

Das verdroß diesen und noch manchen Andern im Lande, der auch meinte etwas zu sein. Die machten im Stillen

Partei gegen Suter. Auch viele reiche Leute wurden dessen Feinde, weil er gegen ein unbilliges Gesetz geeifert hatte, das den inländischen Gläubigern gegen Schuldner, die nicht zahlen können, den Rang vor ausländischen Gläubigern gab. „Denn“, sagte Suter, „das ist ungerecht und schneidet das Zutrauen des Auslandes von uns ab, und macht, daß Keiner in unser Ländlein Geld hineinleiht.“ — Aber reiche Leute sagten: „Der Suter will nur Fremde begünstigen, er denkt gegen das Vaterland schlecht.“

Suter bekümmerte sich nicht um die Reden der Leute, und that, was er konnte, dem Lande zum Nutzen. Von der Gemeine Oberried im Rheinthal erwarb er seinem Kanton das Zugrecht auf eine der schönsten Alpen am hohen Säntisberg, wenn sie je feil werden sollte. Diese Alp hatten die Appenzeller einst in großer Geldnoth den Oberriedern verkauft. — Als nachher ruchbar ward, daß beträchtliche Stücke der großen Säntisalp Fremden verpfändet wären, beredete Landammann Suter auf der Stelle den Landrath, die Alp schätzen, die Geldsummen anweisen, und den Besitz von der Alp ergreifen zu lassen.

Darin hatte er im Eifer zu viel gethan. Oberried klagte mit Recht gegen Innerrhoden vor der Tagsatzung; und der Landrath, des Schrittes reuig, zog sich zurück. Suter jedoch, eigensinnig und durch seine Ehren stolz geworden, mochte nicht nachgeben und wollte den Rechtshandel auf eigene Kosten führen. Da er ihn aber vor der Tagsatzung verlor (im Jahr 1775), und er heimkam, schämte er sich, die Wahrheit zu bekennen. Wie nun dennoch laut wurde, daß der Kanton Appenzell in die Kosten verurtheilt sei, und bis zur Auszahlung die Appenzeller Güter im Rheinthal in Beschlag genommen würden, obwohl Suter erklärt hatte, Alles zu zahlen, erhoben alle Widersacher des Landammanns lautes Geschrei. Und sein Amtsgenoß, Landammann Geiger, und der Landrath sprachen: „Es hat Suter die Regierung mit Unwahrheiten hintergangen und Innerrhoden bei allen Eidsgenossen in Schimpf und Schanden gebracht!“

Und der Landrath, ohne ihn anzuhören, nahm ihm, dem Haupte des Kantons, das Landessiegel ab, entsetzte ihn aller Ehren und Würden und erklärte ihn in Zukunft jeglichen Amtes unfähig.

Da sprach Suter: „Zu Solchem habt ihr, meine Feinde, weder Fug noch Recht; die Landsgemeine soll richten zwischen mir und euch!“

Ehe aber die Landsgemeine zusammenkam, wurde das Volk auf mancherlei Weise gegen Suter berichtet. Auch die Kapuziner, wider ihn in Bewegung, gingen von Haus zu Haus, und mahnten, und sprachen von Suters geheimen Sünden und Verbrechen. Als nun Landsgemeine gehalten ward, erhob sich im Volk gewaltiges Lärmen für und wider den Angeklagten. Und man riß ihn mit Gewalt vom Stuhl des Landammanns, während hundert Stimmen für seine Unschuld sprachen.

Dann, da nach diesem der verlassene und gestürzte Mann Wallfahrt zum Gnadenbilde nach Einsiedeln that, würde er in seiner Abwesenheit vom Landrath, als Störer der Religion, der Freiheit und des Friedens, auf ewig aus der ganzen Eidsgenossenschaft verbannt; sein Name an den Galgen geschlagen; sein Hab und Gut um Spottgeld zur Zahlung aller Kosten und Schulden verkauft; jeder seiner Freunde aus dem Rath gestoßen, und selbst seine treue Gattin, bei Verlust ihres Land- und Erbrechts, befehligt, ihn nicht mehr Ehemann zu heißen. Niemand vernahm den Grund so schwerer Strafen. Sogar das richterliche Urtheil blieb die Rechenschaft schuldig, nannte nur geringe Vergehen, sprach hinwieder geheimnißreich von Verbrechen, die es nicht bezeichnen möge, um Aergerniß zu meiden. Man blieb ungewiß, ob wirklich eine Schuld des Verbannten oder des Richters zu verhüllen war.

Der geächtete Greis lebte vielbeklagt am Bodensee zu Konstanz. Nach einigen Jahren flehte er um unparteiischen Richterstuhl und sicheres Geleit. Siebenzig Männer von Appenzell verbanden sich freiwillig, ihm das Geleit zu geben.

Suters Bitten wurden aber verworfen; von den siebenzig Männern sogar vier der Entschlossensten zum Tode verurtheilt, zum Richtplatz hinausgeführt, jedoch aus Gnaden dem Henker zur Stäupung überlassen.

Von nun an Schweigen und Schrecken. Der Verbannte blieb in Konstanz. Zuweilen ging er in die äussern Rhoden, alte Freunde zu sehen. Da kam nach Jahr und Tag ein Mann in's Land, Baptista Röß, der, weil er zu Suters Anhängern gehört hatte, ehrlos erklärt worden war. Als er ergriffen wurde, sagte er: der alte Suter werbe in den äussern Rhoden Mannschaft, den Flecken Appenzell zu überfallen und das Volk zur Freiheit aufzubieten gegen Geigers Partei. Er berief sich sogar auf Biedermänner, als Zeugen. Aber die Biedermänner sprachen: „Er redet Unwahrheit."

Dennoch ward ihm geglaubt; das Volk durch erschreckende Sagen gegen den Verbannten gereizt; dann getrachtet, der Person des Geächteten habhaft zu werden. Es gelang auf schauerliche Weise. Man bediente sich dazu seiner eigenen zu Appenzell vermählten Tochter, ging freundlich zu ihr, und beredete sie trüglich, dem Vater zu schreiben, den Kronenwirth von Wald, einer Gemeine in Ausserrhoden, zu besuchen, man habe ihm wichtige und gute Nachricht zu geben.

Arglos folgte der Greis der Stimme seiner betrogenen Tochter. Man lockte ihn dann unter mancherlei Vorwand in's innerrhodensche Dorf Oberegg. Da ward er überfallen, gebunden und auf offenem Schlitten nach Appenzell geschleppt (9 Hornung 1784). Es war rauher Wintertag. Während seine Wächter sich im Wirthshause zu Altstätten erquickten, lag der greise Altlandammann betend draussen auf der Schleife. Der Sturmwind schüttelte den gefallenen Schnee aus seinem grauen Haar.

Er wiederholte vor dem Blutgericht das Zeugniß seiner Unschuld. Dreimal in einem Tage auf die Folter gespannt, wußt' er kein Verbrechen zu bekennen. Dennoch wurde der

Stab über sein Leben gebrochen. Zwanzig von den Richtern gaben ihre Stimmen nicht dazu und verwahrten sich feierlich in den Büchern gegen Theilnahme an dem Urtheil. Aber es ward noch desselbigen Tages (9 März 1784) vollstreckt. Der alte Suter vernahm den Todesspruch mit aller Ruhe der Unschuld; mit aller Ruhe der Unschuld ging er zum Blutplatz. Da fiel sein Haupt.

---

## 56.

## Unruhen und Volksaufstand im Kanton Freiburg.

(Vom Jahr 1781 — 1790.)

Während noch im Appenzellerlande der Parteihaß Gährungen trieb, offenbarten sich gefahrvollere im Kanton Freiburg. Zu Stadt und Land waltete hier schon seit geraumer Zeit Mißvergnügen.

Hier hatten in frühesten Zeiten die Schultheiße und einige Richter das gemeine Wesen der Stadt und der mit ihr vereinigten umliegenden Gegend verwaltet, die noch heut die alte Landschaft heißt. In wichtigen Dingen entschied das zusammenberufene Volk. Als die Zahl des Volks zu groß geworden, wurde die höchste Gewalt einem Ausschuß weiser Männer übertragen, großer Rath geheißen. Zuerst erschienen Bürger der Stadt und des Landes im großen Rathe, als Stellvertreter eines freien Volkes, nachher nur Edelleute und Patrizier, zuletzt nur Söhne gewisser Geschlechter.

Denn weil geschehen war, daß zwischen dem großen und kleinen Rath sich noch ein Rath der Sechszziger, als Zwischenbehörde, gebildet hatte, ging aus dem Sechszziger-Rath wieder eine neue Behörde mit großer Gewalt hervor, die heimliche Kammer (seit 1553), welche zu Aemtern wählen und ausschliessen konnte. Lange wurden aus allen vier Theilen oder Pannern der Stadt gleichviele Bürger in den Sechszziger- oder großen Rath genommen, endlich nur

Söhne aus wenigen Geschlechtern, die man die Heimlichen hieß. Endlich verschloß man (1684) den übrigen Bürgern den Eintritt in die Reihe der heimlichen Geschlechter ganz und gar.

Von da an war Unwille bei den Stadtbürgern gegen die regierungsfähigen oder heimlichen Geschlechter geblieben, welche alle Aemter einnahmen. Und zwischen den Heimlichen ward zuletzt Spannung, weil unter denselben die adelichen vor den unadelichen Vorzug behaupten wollten. Schon hatte mit der Freiheit der Gemeinde der Gewerbsfleiß Kraft und Leben verloren. Ehe Freiburg noch die heimliche Kammer gekannt, brachten zahllose Tuchwebereien großen Wohlstand in's Land; jährlich wurden über zwanzigtausend Stück weißer Tücher nach Venedig verkauft. Die Gerbereien hatten in einem Viertel der Stadt beinahe zweitausend Arbeiter gezählt. Das Alles war nicht mehr. Auch die Männer in der alten Landschaft gedachten ihrer freiern Vorzeit; denn nun sahen sie sich fast gemeinen Unterthanen gleichgestellt.

Obgleich schon mehrmals die Regierung mit Härte die demuthvollen Beschwerden sowohl einzelner Bürger, als ganzer Gemeinen, wie freche Neuerungen, zurückgewiesen hatte, glaubten doch einige Männer, bei fortdauernder Unzufriedenheit des Volks, die Klagen erneuern zu müssen.

In dem schönen Pfarrdorf La Tour de Treme wohnte ein in Wissenschaften und Geschichten des Vaterlandes wohl unterrichteter Mann auf einem ansehnlichen Gute. Er hieß Peter Nikolaus Chenaux und war wegen seiner Rechtschaffenheit und seines muthigen Sinnes dem Volke sehr beliebt. Er und seine Freunde, Johann Peter Raccaud und der Fürsprech Castellaz von Greierz, fanden aber, daß ohne eine ernste Bewegung alles Volkes jede ehrerbietige Bitte vor der Regierung eitel sein würde. Sie sandten ihre Vertrauten umher in die Thäler und sahen Alle zum Beistand bereit.

Also wagte es Chenaux und begab sich eines Tages (3 Mai 1781) zur Stadt Freiburg, die Beschwerden des

Landes vor dem Rath zu eröffnen. Fünfzig bis sechszig bewaffnete Männer begleiteten ihn. Allein der Rath, schon von den unruhigen Bewegungen unterrichtet, hatte die Thore vor ihm schliessen, das Kriegsvolk verstärken, die Bürger bewaffnen lassen. Unterdessen scholl in allen Dorfschaften wildes Aufruhrgeschrei. Die Sturmglocken gingen. Das Felsenschloß von Greierz ward ohne Blutvergiessen durch die Landleute besetzt; der Landvogt darin als Geisel gefangen gehalten.

Als Chenaux den Aufstand so allgemein erblickte, ward er kühner, ordnete die Volkshaufen in Rotten mit Anführern, und sprach ihnen Muth ein. Noch einmal, doch vergebens, sandte Castellaz ein Bittschreiben an den Rath von Freiburg, auf die Klagen des Volks zu hören, oder die Entscheidung des Streites schiedsrichterlichen Kantonen zu übergeben. Dies fruchtlos, ging Chenaux (4 Mai) mit mehr als zweitausend fünfhundert meistens schlechtbewaffneten Landleuten gegen Freiburg zur Kapelle von St. Jakob. Mit sechshundert bis achthundert Mann stand er der Stadt zunächst; die übrigen waren auf dem Wege zum Stadtthor de Bourgillon; fünfhundert lagerten im Walde Seninberg am rechten Ufer des Saanenstroms. Aus entferntern Gegenden des Kantons rückten noch viele andere heran.

Da zog die Besatzung der Stadt mit kriegerischer Pracht hervor. Neben Freiburgs Fahnen wehte aber auch das Banner von Bern. Denn Bern, um Hilfe angerufen, hatte sogleich dreihundert Dragoner gesandt, die sich eben in den Waffen übten. Oberst Froideville, ein kluger und menschenfreundlicher Kriegsmann, war ihr Anführer.

Froideville redete die Empörer mit leutseligen Worten an, forderte Niederlegung der Waffen, verhieß Vergessenheit des Geschehenen und Entscheidung aller Klagen von der Regierung und den vermittelnden Kantonen. Mehr hatten die Landleute nicht verlangt. Sie waren bereit, auf Froideville's Ehrenwort die Waffen zu strecken. Als er aber Auslieferung ihrer Anführer begehrte, weigerten sie sich bedenklich.

Während der Unterhandlungen war indessen der Haufe des Landvolks umringt, und das schwere Geschütz vorgeführt worden. Als die Empörten dies sahen, streckten sie erschrocken das Gewehr. Wer da konnte, flüchtete. Diese Flucht brachte Schrecken über die hintern Haufen. Alle eilten zerstreut davon.

Unter den Flüchtenden war auch Chenaux. Einer von seinen eigenen Leuten, Heinrich Rossier, entweder aus Wuth über das mißlungene Werk, oder um sich das Wohlwollen der Sieger zu verdienen, meuchelmordete ihn hinterrücks. Chenaux's Leichnam, dem Scharfrichter gegeben, ward von diesem zerstückelt, und sein Haupt an einem Spieß auf dem Thurm des Romonter Thors ausgesteckt. Castellaz und Raccaud, zur Viertheilung verdammt, entkamen durch die Flucht. Andere der Anführer wurden an Leib, Gut und Ehre gestraft.

Bern, Solothurn und Luzern hatten inzwischen noch mehr Kriegsvolk und vermittelnde Gesandte nach Freiburg geschickt. Die Landesregierung aber ließ verkünden, daß sie mit der ihr angebornen Huld alle Klagen der Gemeinden anhören wolle; doch gab sie dem ganzen Lande zur Abfassung und Einreichung der Beschwerden nicht mehr als drei Tage Zeit. Ungeachtet der Kürze dieser Frist und ungeachtet alles Kriegsvolks, von dem die Stadt wimmelte, eilten zahlreiche Abgeordnete der Gemeinden nach Freiburg von nah und fern.

Allein die Untersuchungen dehnten sich von Monat zu Monat aus, ohne Entscheid. Da zog sich das getäuschte Landvolk mit seinen Erwartungen zurück und beweinte nur den Tod des Mannes, dessen Leben zum Opfer geworden war. Täglich ward Chenaux's Grab von Betenden umringt. Wallfahrten zogen dahin mit Gesang und Kreuz und Fahnen. Umsonst stellte die Regierung Wachen mit scharfgeladenem Gewehr auf, umsonst verdammte der Bischof die Pilgerschaften zu Chenaux's Asche. Nichts konnte das dankbare Andenken des Volks an den Todten stören.

Auch die gemeine Bürgerschaft der Hauptstadt, vereint mit den vierundzwanzig Pfarreien der alten Landschaft, hatte unter diesen Umständen gehofft, ihre Rechte gegen die herrschenden Geschlechter mit besserm Glück gültig machen zu können. Sie begehrte nur freien Zutritt in die Urkundenkammer. Da lagen noch die geschwornen Briefe der Jahre 1404 und 1553, die auch gemeinen Bürgern und Insassen der Stadt Theil an Wahlen und Grundgesetzen gewährt hatten. Aber die Regierung sprach: „Aus euern Handwerks- und Zunftordnungen erkennet ihr sattsam eure Rechte!“ So zurückgewiesen, erwarteten Bürger und Landleute nur von den vermittelnden Kantonen Gerechtigkeit. Nach langen Ausgleichungsversuchen erschien plötzlich endlich die Erklärung von Bern, Luzern und Solothurn: „Wir werden mit aller Macht die bisherige Verfassung von Freiburg schützen; die Forderungen der Bürgerschaft sind grundlos und verfassungswidrig; doch ist der Landesregierung empfohlen, daß unter den heimlichen Bürgern der Adel keinen Vorrang habe vor Patriziern, daß die Beschwerde des Landvolks bald gemindert, und jeder eingeschlichene Mißbrauch bald beschränkt werden möge.“

Bestürzt hörten dies die Bürger (28 Heumond 1782) von den Kanzeln herab verkündet. Am Abend desselben Tages traten alle vier Panner der Stadt zusammen und zum Hause des Schultheißen Gady. Es sprachen im Namen der Bürger der Fürsprech Rey, der Notarius Guisolan, und Kaufmann Ignaz Girard. Der Schultheiß hörte sie mit scheinbarem Beifall ruhig an.

Wenige Tage nachher aber wurde Rey mit seiner Familie auf vierzig, Guisolan auf zwanzig, Girard auf zehn Jahre aus dem Lande verbannt; ja selbst der Sohn eines der Herrschergeschlechter, Emanuel von Maillardoz, wurde auf sechs Jahre verwiesen, weil er in einer Pannerversammlung gerufen: „Es sei billig, daß den Bürgern ihre Rechtsame wieder erstattet werden!“ — Noch viele Andere hatten ähnliches Loos.

Inzwischen verminderte die Regierung doch klüglich die drückendsten Lasten des Landvolks, vermehrte die Zahl der heimlichen Bürger durch Annahme von sechszehn neuen Geschlechtern, und verhieß in Zukunft an die Stelle jedes aussterbenden Geschlechts drei neue zu ernennen.

57.

## Unruhen im Bisthum Basel, im Waadtlande und Bündnerlande.

(Vom Jahr 1790 — 1794.)

Aber schon damals erhob sich in der Nachbarschaft des Schweizerlandes ein Sturm, der den Eidsgenossen und allen Thronen und Ländern des Welttheils Unglück weissagte. In Frankreich nämlich war durch üble Haushaltung ehemaliger Könige eine große Schuldenlast und Noth. Trotz drückender, schwerer Steuern und Abgaben hatte man jährlich 140 Millionen Pfund Geldes weniger, als zur Bestreitung der Zinsen und Landesbedürfnisse vonnöthen sein mochten. Die reichen Klöster, Edelleute und Prinzen wollten daran nichts zahlen, und das erschöpfte Volk konnte nicht mehr. Am Hofe des Königs und der Prinzen, in Schlössern des Adels, in Abteien und großen Städten lebte Alles herrlich und in Freuden, in Ueberpracht und Wollust; der Landmann war indessen arm und elend daran. Nicht das Gesetz herrschte, sondern die Willkühr; nicht die Religion herrschte, sondern Spott und Unglaube unter den Hohen, unter den Niedrigen Aberglaube und Unwissenheit. Das mußte Unsegen über das Land bringen. Und er kam.

Es geschah, als der verschwenderische Hof nicht weiter hausen und das Volk nicht weiter zahlen konnte, daß Alles zu Grunde ging. Als der König einen Reichstag versammelte für Rath und Beistand, schaffte derselbe die Vorrechte

des Adels und der Geistlichkeit ab. Das Volk erhob sich und zerstörte die Kerkerburgen. Die Schlösser der Zwingherren gingen in Flammen auf. Die Güter der Geistlichkeit wurden zu Staatsgut gemacht; sie waren dreitausend Millionen Pfund Geldes werth. Da flohen erschrocken die Prinzen, die Edelleute und Geistlichen in die Fremde; viele in die Schweiz, viele zu den Königen anderer Länder, deren Hilfe sie anflehten. Und als die Könige sich bewaffneten und drohten, griffen auch die Franzosen zum Schwert und sprachen: „Wir sind Meister in unserm Lande!"

Ueber diese Begebenheiten entzweiten sich die Meinungen der ganzen Welt. Die Regierenden oder Bevorrechteten in den Ländern sagten: „Die Franzosen haben großes Unrecht!" Und die, welche mit ihren eigenen Regierungen und Herren unzufrieden waren, sprachen: „Die Franzosen haben großes Recht!"

So redeten in denselbigen Tagen auch die Leute des Bisthums Basel, besonders als ihr Gebieter und Fürst, der Bischof Joseph von Roggenbach, die Gemeinden des Hochstifts hindern wollte, ihre gesetzmäßigen Landstände zu versammeln. Weil nun die Leute auf ihr Recht beharrten, rief der Bischof die eidsgenössischen Orte an, ihm beizustehen; und da diese Bedenken trugen, sich in seine Händel zu mischen, verlangte er (im Jahr 1791) vom Kaiser Kriegsvolk zur Besatzung. Basel und die übrigen Eidsgenossen wollten zwar Anfangs den Durchzug der Oesterreicher über Schweizerboden nicht dulden, liessen ihn aber endlich doch zu. Solches schien von keiner Gefahr zu sein, obgleich der Schutzredner der bischofbaselschen Landstände, Hofrath von Rengger, erklärt hatte, daß die Landstände, laut Vertrag (vom Jahr 1781) mit Frankreich, Befugniß hätten, eben so viel französisches Kriegsvolk zu berufen, als österreichisches da wäre. Inzwischen der Bischof hatte nun wieder die Gewalt in Händen. Rengger mußte flüchten, und Andere, die wie er dachten, wurden zum Pranger und ewigen Gefängniß verdammt, ohne Gnade.

Da brach ein Jahr nachher plötzlich (April 1792) der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aus; und französische Kriegsmacht drang auch in's Bisthum ein, und vertrieb die österreichischen Besatzungen. Nun floh der Bischof erschrocken nach Biel; bald auch wieder von da hinweg. Niemand half ihm. Hätt' er nie mit seinem Volk gehadert!

Vorsichtig verschonten die Franzosen das Erguel und Münsterthal, weil beide mit Bern und Biel von alter Zeit in Schutzrecht und mancherlei Bund gestanden. Aber das Pruntrut und die Gegenden des Bisthums, welche dem deutschen Reiche näher verwandt waren, die wurden von den Franzosen besetzt. Und der Hofrath von Rengger kam wieder. Mit seinen Anhängern bewegte er das ganze Land. Die bischöflichen Beamten wurden verjagt, und die fürstlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Weil der König von Frankreich aber durch sein eigenes Volk vom Thron gestoßen und sein Reich zur freien Republik gemacht worden war, pflanzte auch Rengger den Freiheitsbaum zu Pruntrut, das heißt, eine hohe Stange mit der rothen Kappe darauf, zum Zeichen der Landesfreiheit. Es versammelten sich um ihn die Abgeordneten der Gemeinden. Die schworen in ihrer Versammlung dem Bischof auf ewig, und auf ewig auch dem Kaiser und deutschen Reich (Nov. 1792) ab. Sie richteten ihr Ländlein zu einem Freistaat auf, den wollten sie Rauracien heißen.

Es entstand aber große Verwirrung. Denn Jeglicher wollte bei ihnen befehlen, Keiner gehorchen. Die Parteien verfolgten sich. Viele verlangten endlich Vereinigung des Landes mit Frankreich. Als nun Rengger und sein Anhang sahen, sie könnten nicht länger aufrecht bleiben, gaben sie das Leben des vierteljährigen Freistaates dahin, und am 7 März des Jahres 1793 beschloß die Volksversammlung des Bisthums Basel Einverleibung in Frankreich. Und es geschah also. Nur Erguel und Münsterthal blieben noch, kraft ihres Schirmrechtes mit Bern, unversehrt.

Vielleicht wohl hätten die Eidsgenossen gern zu diesen

Ereignissen ein ernstes Wort geredet; denn sie waren den Franzosen im Herzen feind. Aber im Gefühl der Schwäche, ohne Eintracht unter sich und mißtrauisch gegen Angehörige und Unterthanen, wagten sie nichts. Darum schwiegen sie zur Losreissung des Bisthums Basel, und entliessen den Bischof mit höflichen Trostworten, als er vor der Tagleistung zu Frauenfeld die Vortheile eidsgenössischer Unparteisamkeit gegen Frankreich ansprach. Ja, als der Pöbel in der großen Stadt Paris den königlichen Palast daselbst gestürmt, und die schweizerischen Leibwachen, welche dort in des Königs Lohn dienten, nach blutigem Kampf überwunden und ermordet hatte (10 August 1792), hörte man bei den Eidsgenossen kaum öffentliche Klage darüber.

Die Welt erscholl von Krieg und Kriegsgeschrei, von Empörungen, Niederlagen und Schlachten. Die Franzosen verkündeten Brüderschaft und Beistand allen Völkern, die sich frei machen wollten. Ihren König Ludwig XVI enthaupteten sie. Ihre Waffen drangen siegreich durch Savoien und Niederland und über den Rhein. Ringsum wälzte sich die große Gefahr näher gegen das Land der Alpenvölker.

Aber die Regierungen in den eidsgenössischen Städten trafen gegen die Gefahr keine Fürsorge. Sie glaubten sich geborgen hinter dem Schilde der Unschuld und Parteilosigkeit zwischen streitenden Mächten. Sie hatten keine Waffen und rüsteten nicht; sie hatten keine Stärke und banden den ewigen Bund nicht fester. Jeder Kanton sorgte, wenig um die übrigen alle bekümmert, furchtsam und still für sich. Nur Freiburg, Bern und Solothurn vereinigten sich zu gegenseitiger Wachsamkeit, nicht wegen Gefahr und Gewalt von Aussen, sondern wegen der Unzufriedenen im eigenen Gebiete.

Bern hatte schon seit dem Jahre 1782 im Waadtlande unausgeglichenen Streit über Steuern zur Herstellung von Hochstraßen zur Hauptstadt. Die Gemeinde Morsee hatte (1790) Urkunden gebracht, und wollte erweisen, das ganze Waadtland wäre steuerfrei. Andere kamen und sprachen von andern Rechten, die Bern im Laufe der Jahrhunderte

habe untergehen lassen. Allerlei Flugschriften weckten das Volk. Zu Lausanne, Vevay, Rolle und andern Orten tranken in lärmerischen Versammlungen feurige Jünglinge auf das Glück der Waffen des befreiten Frankreichs. — Obgleich nirgends die öffentliche Ordnung durch solche Dinge gestört worden war, glaubte die Regierung von Bern doch großes Ernstes einschreiten und durch heilsames Schrecken Schweigen gebieten zu müssen. Es erschienen Vollmächtige unter kriegerischer Bedeckung. Schuldige, auch wohl Unschuldige wurden verhaftet. Mehrere entflohen. Es verstummte das Waadtland, doch mit Jngrimm. Denn die Entflohenen athmeten Rache. In Briefen und Flugschriften wandten sie das Herz ihrer Mitbürger von der lange verehrten Obrigkeit ab. Im rechten Augenblick milde, im rechten strenge sein, beim Besitz überlegener Stärke nicht übermüthig, in verzweifelten Lagen nicht feige scheinen, das ist die schwerste Kunst derer, denen Gewalt anvertraut ist.

Das ward auch im freien Bündnerland oft vergessen, wo die alten Volksparteien nicht um Verlust, sondern Mißbrauch der Freiheit haderten. Hier hatten die vornehmsten Geschlechter des Landes, unter welchen vor allen das Haus der Herren von Salis hervorragte, seit langer Zeit die einträglichsten Aemter und Einkünfte des Landes genossen; so meistens die obrigkeitlichen Stellen im Veltlin, welche von den Bündner-Gemeinden alle zwei Jahre gewöhnlich den Meistbietenden verkauft wurden, dagegen die Käufer sich wieder im Unterthanenlande bereicherten, wenn sie Recht und Gerechtigkeit feil boten; so die Stellen der Hauptleute und Obersten bei den Bündner-Schaaren im fremden Kriegsdienst; so die Bündner-Zölle, des Staates einziges Einkommen, um geringe Pacht.

Als sich nun andere ansehnliche Geschlechter des Landes, und unter denselben die achtbaren Tscharner, Bawier und Planta, zusammenthaten, jenen den ausschließlichen Genuß so großer Vortheile streitig zu machen; als sie den Preis der Zollpacht von sechszehntausend Gulden auf sechs-

zigtausend Gulden emporsteigerten (im Jahr 1787); als sie begehrten, daß die Hauptleute im französischen Kriegsdienst nicht nach Willkühr, sondern nach dem Dienstalter, vorrücken sollten; als dazu kam, daß die bedrückten Unterthanen im Veltlin über unrechtmäßige Gewalt der feilen Amtleute und über Verletzung wohlhergebrachter Freiheiten Klage erhoben: geriethen beide Parteien in unversöhnbaren Groll wider einander. Sie klagten wider einander vor dem Volk.

Was irgend sich Böses ereignete, schrieb eine der andern zu. Als ein französischer Gesandter, Namens Semonville, durch das Veltlin nach Venedig reisend, hinterrücks gefangen und den Oesterreichern zugeschleppt ward (1793), verdächtigte man die Salissche Partei der Verrätherei. Als Kornmangel im Lande entstand, ward die Planta'sche Partei verdächtigt, sie führe das Getreide den Franzosen zu; und das Volk (1794), gegen sie aufgewiegelt, erhob sich.

Es sandte jeder der drei Bünde zweiunddreißig Männer nach Chur. Die bildeten eine allgemeine Standesversammlung zur Untersuchung der Klagen. Die Planta'sche Partei rechtfertigte sich, lenkte dann gewandt den öffentlichen Unwillen wider ihre Gegner und forderte Bestrafung und Abschaffung der Mißbräuche. Ein unparteiisches Gericht verdammte viele der Angeklagten zu Rückerstattungen und Geldbußen, andere zur Verbannung aus dem Vaterlande.

---

## 58.

## Geschichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf.

(Bis zum Jahr 1797.)

Unterdessen ward vom gewaltigen Kriegssturm die halbe Welt erschüttert, und durch das Schwert der Schlachten Meer und Land mit Menschenblut gefärbt. Der Bund der

Könige hatte Frankreichs Zähmung und Frankreich den Untergang der Könige geschworen. Noch stand die Eidsgenossenschaft unangefochten zwischen den streitenden Mächten und mit bewaffneter Mannschaft an den Grenztn, mehr, um die Marchen ihres Gebiets zu bezeichnen, als zu vertheidigen. Aber jeder Freund des Vaterlandes zitterte für die Zukunft. Denn nie war Eintracht im Innern, nie Vertrauen zwischen Volk und Obrigkeit nöthiger, nie weniger vorhanden gewesen, als jetzt.

In Genf hatte seit hundert Jahren schon der Geist des Unfriedens gehauset. Der herrschsüchtige Ehrgeiz vornehmer Geschlechter war den Bürgern unangenehm. Vielmal kam es in der Stadt zu blutigen Aufläufen und Händeln. Zuerst, als die mißvergnügte Bürgerschaft klagte (im J. 1707), daß wenige Familien beständig im Besitz der höchsten Aemter ständen, daß der Rath nicht die Gesetze bessere, sondern lieber nach Willkühr schalte und in wichtigen Dingen die Gemeinde nicht mehr frage. Der Rath rief eidsgenössische Vermittelung, dann Besatzung von Bern und Zürich, und endete unter dem Schutz der fremden Waffen damit, die vornehmsten Fürsprecher bürgerlicher Rechtsame erhenken, erschiessen, beschimpfen und verbannen zu lassen.

Das vergossene Blut schreckte und erbitterte die Bürgerschaft, und erhöhte anderseits den stolzen Trotz des Rathes also, daß er nicht Scheu trug, die alten Grundgesetze des Freistaates zu übertreten, und sogar eigenmächtig Auflagen auszuschreiben, um die Stadt noch stärker zu befestigen. Micheli Ducrest, einer des großen Rathes, sprach dagegen (1730), und laut mit ihm die ganze Bürgerschaft. Der Rath verdammte ihn zur ewigen Gefangenschaft, und Bern, unter dessen Schutz der Genfer lebte, vollzog das Urtheil an ihm zu Aarburg. Mehrmals kam es zu Aufständen; mehrmals vermittelten Zürich und Bern. Der Friede kehrte nicht wieder. Groll und Erbitterung der Parteien stiegen. Es ward selbst auf den Gassen mörderisch zwischen ihnen gefochten. Nachdem endlich Abgeordnete von Frank-

reich, Bern und Zürich (im Jahre 1738) durch ein Edikt die Anmaßungen des kleinen Rathes und der vornehmen Familien beschränkt und mancherlei andere weise Einrichtungen getroffen hatten, die von Rath und Bürgerschaft genehmigt worden waren, schien die Ruhe hergestellt.

Allein, als (im J. 1762) der Rath zwei Bücher durch Henkers Hand zerreissen ließ, welche Hans Jakob Rousseau, ein weiser Mann von Genf, geschrieben hatte, und ein Theil der Bürgerschaft dagegen Vorstellungen einreichte, welche der Rath nicht annahm, entwickelte sich neuer Groll in neuen Parteien. Die Einen nannten sich Repräsentanten und sprachen: der Rath muß jede Klage, die wider ihn gerichtet ist, annehmen und der Bürgerversammlung zur Entscheidung übergeben; die Andern nannten sich Negatifs, und sprachen: nein, die Bürgerversammlung ist keineswegs Richterin über den kleinen Rath. Der Zank über diese Angelegenheit gebar Zank über hundert andere, und es endeten die Verwirrungen und Zusammenrottungen nicht, bis Bern, Freiburg und Frankreich abermals dazwischen traten. Fremde Einmischung zu meiden, verglichen sich aber Rath und Bürgerschaft (1768) schnell, und die Regierung gestattete den Bürgern, bei jeder Besetzung des großen Raths die Hälfte der neuen Mitglieder zu wählen, und jährlich vier Mitglieder des kleinen Rathes abrufen zu können, die dann nie wieder wahlfähig sein sollten; auch viele andere Rechte noch. Auch den eingebornen Insassen, deren Väter schon seit alter Zeit in Genf gewohnt, und die den bürgerlichen Parteien immer beigestanden hatten, wurde mehr Gewerbfreiheit vergönnt, und daß die Regierung alljährlich einigen derselben das Bürgerrecht ertheilen könne.

Doch diese Versöhnung war von schlechter Dauer, weil sie nur aus Furcht und nicht aus aufrichtigem Herzen geschehen war. Es reute den Stolz der Regierungsfamilien, so viel nachgegeben zu haben. Sie wollten wieder Alleinherren werden, und suchten den Beistand des französischen Hofes und machten das Wort wieder zweifelhaft, welches

den Insassen gegeben war. Und der französische Minister Vergennes, welcher gern den blühenden Gewerbsfleiß von Genf zerstört und durch Auswanderungen nach Frankreich gelockt hätte, mischte sich ein. Er wiegelte die zahlreichen Insassen gegen die Volks- oder Repräsentanten-Partei durch allerlei schöne Verheißungen auf, um Zwietracht zu befördern und darin zu herrschen. Als dies die Partei der Repräsentanten wahrnahm, ergriff sie das Gewehr, besetzte die Thore und entwaffnete die Insassen. Doch war sie so klug, daß sie, um dieselben für sich zu gewinnen, ihnen alle früher gestatteten Vortheile aufs Neue zusicherte und ein Insaß fast gleiche Rechte mit dem Bürger erhielt. Das ward durch den Vergleich bestätigt, der das Edikt vom zehnten Februar 1781 heißt.

Dieser Streich verdroß die Regierungsfamilien und deren Partei, die Negatifs, wie auch den französischen Hof. Letzterer, um Furcht zu erregen, ließ sechshundert Mann nach Versoy in die Nähe der Stadt rücken. Aber dadurch wurden Zürich und Bern beleidigt; denn den Franzosen gehörte die bewaffnete Gewährleistung des Vertrags von 1738 nicht zu. Die Eidsgenossen sagten sich von dieser Gewährleistung los. Als dies Frankreich sah, wollt' es auch nicht mehr damit zu schaffen haben, und sagte sich los. So blieben die Genfer frei, die Händel unter sich selbst abzuthun.

Da nun alle Parteien Kläger und Richter zugleich waren, und die Regierung hartnäckig fortfuhr, durch List und Gewalt ihre alten Vorrechte zurückzugewinnen, brach der Haß der Bürger und Insassen bald in Flammen aus. Die Regierung hatte unter die Soldaten der Besatzung heimlich Granaten ausgetheilt. Aber Bürger und Insassen stürmten die Stadtthore, mehrere Soldaten wurden getödtet, dann kleiner und großer Rath abgesetzt und ein neuer aus der Repräsentanten-Partei erwählt. Viele von der alten Regierung flüchteten. Aber Frankreich und Bern sprachen: „Nimmermehr dulden wir, daß eine Regierung sich von Aufrührern sprengen lasse!“ Auch der König von Sardinien

wurde bewogen, sich der alten Regierung anzunehmen. Also rückte zugleich von Frankreich, Savoien und Bern Kriegsvolk vor die Stadt (Mai 1782). Nur Zürich bot keine Hand dazu. Genf, in sich selbst zwieträchtig, öffnete bald die Thore.

Nun gab Frankreich das Gesetz, und Bern half, daß die alte Regierung mit voller Macht hergestellt, die Partei der Negatifs siegreich, und die Bürgergemeinde um viele ihrer bisherigen Rechtsame gebracht ward. Als die Bürgergemeinde dies bestätigen mußte, konnten kaum fünfhundert Bürger stimmen; denn alle Andern, weil sie bei dem letzten Aufstand thätig gewesen, standen ausgeschlossen. Aber auch von den Stimmenden weigerten sich hundert und dreizehn Männer, diese Vernichtung der Genfer Freiheit anzuerkennen.

Die Regierung, durch Bern, Sardinien und Frankreich geschützt, verbot nun alle geschlossene Männergesellschaften, alle Waffenübungen der Bürger, alle Bücher und Flugschriften über die neuesten Vorfälle, und verstärkte die Besatzung, nach Abzug des fremden Kriegsvolks, auf zwölfhundert Mann, wozu sie auch ausländische Hauptleute nahm. So waren die Genfer in tiefe Unterthänigkeit gebracht. Viele wanderten traurig aus, mit Rache gegen die Unterdrücker in ihrer Brust; und von dieser Zeit an verfiel Wohlstand, Gewerbsfleiß und Handel von Genf, während bitteres Mißvergnügen im Innern der Stadt wohnte.

Ungerechtigkeit gedeiht nimmer, und die Liebe der theuern Freiheit wird nicht von Bücherverboten und Bajonetten vertilgt. Als die Regierung einst (im Jänner 1789) den bedrängten Bürgern den Brodpreis erhöhte, brach wieder der lange verbissene Zorn des Volks aus. Die Bürger bewaffneten sich so gut, wie sie konnten, gegen die Söldner-Besatzung, führten statt der Kanonen Feuerspritzen mit siedendem Wasser, und trieben die Herrenknechte zurück. Da erschracken die Regierer, setzten den Brodpreis wieder herab, versprachen die Staatsverfassung zu verbessern, die

Besatzung zu vermindern, die Stadtbürger wieder zu bewaffnen, die drückenden Abgaben aufzuheben, und diejenigen Insassen, welche seit vier Geschlechtsfolgen in der Stadt wohnten, zu Bürgern anzunehmen. — Das Alles geschah. Bern und Zürich wurden erbeten, das alteidsgenössische Bündniß mit Genf wieder aufzurichten, und Freude herrschte nun überall.

Die Regierung hielt jetzt um so fester und lieber mit den Bürgern zusammen, seitdem sie von Frankreich keinen Beistand mehr hoffen konnte, wo das Volk gegen den König aufgestanden war. Auch hatten die Landleute in den Dörfern, welche zu Genf gehörten und nur Unterthanen der Stadt waren, so wie auch die eingebornen Insassen und die übrigen Hintersassen oder fremden Einwohner von Genf begonnen unruhig zu werden und Gleichheit der Rechte zu verlangen. Wirklich kam es darüber mehrmals zu Händeln; doch standhaft hielt die Bürgerschaft zur Regierung.— Allein die Gährungen stiegen. Dazu trugen in Frankreich einige von den ehemals ausgewanderten oder verbannten Genfern bei, die sich rächen und Vereinigung der Stadt mit Frankreich wollten. Auch der französische Resident in Genf, Namens Soulavie, wünschte dies, machte sich eine Partei und wiegelte unter der Hand Landleute, Hintersassen und Insassen auf, die Regierung und Verfassung umzustürzen. Alles müsse gleiche Rechte haben. Dazu kam Mangel an Verdienst und Arbeit beim gemeinen Mann, dem man versprach, die Reichen müßten geplündert werden.

Als sich nun eben damals das französische Kriegsheer, welches in Savoien und Italien eindringen wollte (im Herbst 1792), der Stadt näherte, bat Genf in großer Angst die Stände Bern und Zürich, kraft des Bundes, um Schutz. Die sandten sogleich Hilfsvölker, nahmen sie aber bald wieder zurück, als sich das französische Heer entfernte, und die Regierung von Frankreich Drohungen äusserte. Kaum waren die fremden Kriegsvölker entfernt, so bewaffneten sich (Dezember 1792) Insassen, Hintersassen und Landleute plötz-

lich und nahmen das Zeughaus ein. Es waren viele mißvergnügte Bürger mit ihnen. Sie setzten in einer erzwungenen Bürgergemeinde großen und kleinen Rath ab, und wählten statt dessen einen Sicherheitsausschuß, einen Verwaltungsausschuß und einen Nationalkonvent, um die Gesetze zu geben. — Damit war alle Ordnung niedergestürzt. Nun wurden die Lärmer und Schreier Herren. Wer nicht mit ihnen hielt, hieß Aristokrat. Recht und Gerechtigkeit entflohen. Der Parteihaß rasete. Und wie in Frankreich zuletzt der blutdürstige, plünderungslustige Pöbel obenauf kam: so spielte er auch in der unglücklichen Stadt Genf den Meister und trieb seine wilde Ausschweifung aufs Höchste. Ruhe und Sicherheit verschwanden.

Die Partei der sogenannten Revoluzer, um die Partei der Aristokraten ganz zu vernichten, bemächtigte sich endlich in einer Sommernacht (Juli 1794) des groben Geschützes, der ganzen Stadt; schleppte bei sechshundert der vormals achtbarsten Bürger, obrigkeitliche Personen und Gelehrte, in die Kerker; mordete einzelne, theils öffentlich, theils heimlich; setzte über die andern ein Gericht nieder, und dieses ließ bei vierzig Personen hinrichten, bei hundert verbannen, die Güter der einen wie der andern einziehen, und die übrigen auf andere Weise durch ewiges Gefängniß, Zuchthaus, Verbannung und dergleichen Mißhandlungen abstrafen. Diese gräßlichen Mördereien, Hinrichtungen und Räubereien dauerten zwei Jahre lang abwechselnd, während die, welche die obrigkeitlichen Stellen eingenommen hatten, das Vermögen des Staates und der beraubten Bürger größtentheils verschwelgten und verschlangen.

Wie aber nachher in Frankreich der Sinn des Volks zahmer, die Regierung gemäßigter ward, und in Genf die Gräuel der Unordnung allen Parteien gleich unerträglich wurden, vereinigten sich hier Alle mit Allen, die Muth hatten und Ordnung wollten. Da hörte das Unwesen auf. Die Verbannten kehrten zurück. Die Verfassung vom Jahr 1782 ward abermals hergestellt, laut welcher Alt- und

Neu-Bürger, alte und neue Insassen und Hintersassen und Landleute, wenn sie auf Genfer Gebiet geboren waren, einerlei Rechte empfingen. Das geschah zu Ende des Jahrs 1796. Friede und Versöhnung wurden noch einmal verkündigt. Genf sah nach langen Stürmen die Ruhe wieder, aber nur auf kurze Zeit.

---

## 59.

## Von der alten Landschaft St. Gallen, und dem weisen Abt Beda; auch wie am Zürichsee Unruhen ausbrechen.

(Bis zum Jahre 1797.)

Der schwere Krieg der Könige und Fürsten wider das französische Volk wüthete unterdessen immer furchtbarer, immer näher. Man hörte den Donner der Schlachten aus Italien, aus Schwaben und vom Rheine her, auf den Schweizerbergen. Aber die Obrigkeiten der Eidsgenossen erschienen sorglos gegen die Gefahr, welche den Schwachen allezeit zwischen großen Nachbarn bedräut.

Die Fahnen Frankreichs wehten siegreich durch Savoien und Niederland, durch Lothringen und Holland und auf dem Boden der Deutschen. Und wohin sie getragen wurden, da flohen mit Entsetzen die Fürsten und Grafen und Junker; den unterthänigen Völkern ward Freiheit verkündet. Die Obrigkeiten der Eidsgenossen verhehlten ihren Haß und ihre Verachtung gegen die Sieger kaum; aber sie saßen in stolzer Sicherheit da, obwohl der Gährung auch hier täglich mehr ward und vieles Volk auf größere Freiheit hoffte.

Auch in des Abtes von St. Gallen alter Landschaft erhoben sich die Leute wider das oberherrliche Kloster; denn sie konnten es nicht mehr ertragen, daß sie um ihre Rechtsame gebracht und mit neuen und ausserordentlichen Steuern und Beschwerden, Hofstattgeldern und Lasten der schmähli-

chen Leibeigenschaft geplagt waren, während das Kloster dadurch immer reicher wurde, immer mehr Grundstücke an sich kaufte und Geistliche und Beamte der Abtei nichts zu den Abgaben beitrugen.

Fünf Gemeinden des Landes faßten Muth und redeten zusammen, welche gerechte Beschwerden sie dem Abte vortragen wollten. Bald schloß sich das ganze Amt Oberberg ihnen an. Die Menge derer, die, mit oder ohne Fug, über mancherlei Unbill seufzten, wuchs von Tag zu Tage, also, daß bei sechszig verschiedene Landesbeschwerden kundbar wurden. Darauf vereinten sich die Gemeinden, wählten Ausgeschossene und hielten zu Gossau Rath (im März 1795). An ihrer Spitze stand ein herzhafter, beredter und verständiger Mann, Johannes Künzli. Der leitete Alles mit vieler Klugheit. Gesammte Gemeinden unterschrieben ihre Klagschrift, worin die Beschwerden zusammengetragen waren und überreichten sie dem Abte.

Der Abt und Fürst Beda Angehrn war ein weiser und guter Mann. Er kannte die Noth des armen Volkes gar wohl, denn er selbst war der Sohn eines Unterthanen der Abtei aus dem Dorfe Hagenwyl im Thurgau. Und er hätte den bedrängten Leuten gern geholfen; aber von allen Geistlichen des Klosters dachten nur einzig zwei Männer wie er. Die Uebrigen eiferten wider das Volk, und sprachen: „Das ist französischer Freiheitsschwindel! Will das Volk nicht schweigen, so werden die Obrigkeiten der Eidsgenossenschaft Hilfe schaffen, die uns schon oft gegen die Unterthanen beistanden.“ Und sie widersetzten sich dem weisen Beda, dessen Tage sie also trübten, daß er schon früher (im J. 1788) entschlossen gewesen war, sich seiner Würde zu entbürden. Doch hatte ihm Pabst Pius VI damals die Entlassung verweigert, und durch ein strenges Mahnschreiben (16 August 1788) das Kapitel zur Ruhe gewiesen. Sie unterhandelten und zogen die Sachen in die Länge, um das Volk zu ermüden.

Als der Fürstabt ihre Arglist erkannte, sprach er zu den

Mönchen: „Es ist mit nichten an der Zeit, daß Obrigkeiten und Unterthanen zanken dürfen; sondern sie sollen einträchtig sein, wenn Noth und Gefahr von Aussen kommt. Darum, wollet ihr das Volk von euch stoßen, so werf' ich mich ihm allein in die Arme!"

Und er that es, gab dem Volke (Nov. 1795) große Rechtsame und das Befugniß, sich Land- und Kriegsrath zu erwählen, Gemeindeversammlungen zu halten, die Ortsbeamten selbst zu ernennen, und die ewigen Lasten loszukaufen. Er hob die Leibeigenschaft auf, und befahl, daß auch Geistliche und Amtleute zu den Abgaben steuern und die Klöster keine Grundstücke mehr kaufen sollten. — Das brachte große Freude ins Land und Segen auf des weisen Beda Andenken. Zwar genehmigten die Mönche der Abtei bald darauf den zwischen Volk und Fürst beschwornen Vertrag; doch nur zum Schein. So untreues Sinnes waren sie, daß sie fast in derselben Stunde (20 Jänner 1796) eine heimliche Rechtsverwahrung gegen die rebellischen Unterthanen, wie sie das Volk nannten, abfaßten und unterschrieben. Damit gedachten sie bei sich, Alles zu entkräften, was sie öffentlich verheißen hatten, und einst wieder bei vortheilhaftem Anlasse zurückzunehmen, was sie gegeben hatten. Auch die Eidsgenossen, welche Schirmorte der Abtei waren, mißbilligten in ihrem Herzen die Milde des frommen Mannes gegen die Unterthanen. Doch bestätigten sie endlich sein Werk (im Aug. 1797), als sie es nicht hindern konnten.

Solche Dinge geschahen zu derselben Zeit, wie an beiden Ufern des Zürichsees die Landleute ebenfalls in Bewegung waren, alte vergessene Rechtsame ins Leben zu rufen. Doch diesen gedieh das Unternehmen zu großem Schmerz und Verderben.

Wohl hatte Zürich immerdar gerecht und klug die unterthänigen Gemeinden des Gebietes beherrscht, sie in ehrfurchtvoller Unterwürfigkeit gehalten und durch gute Verwaltung das Land blühend gemacht. Nur selten hatte der

Unterthan über Grobheit oder Gewaltthätigkeit, oder über Bestechlichkeit geldgieriger Beamten zu klagen. Denn seit zwei tugendhafte Bürger aus der Stadt, die da hießen Hans Kaspar Lavater und Heinrich Füßli, einst den bösen Landvogt Felix Grebel zu Grüningen öffentlich wegen seiner Ungerechtigkeit angeklagt hatten (1762), daß er mit Schmach das Vaterland verlassen mußte: wagte Keiner mehr, Seinesgleichen zu werden.

Aber ein anderer Kummer drückte das Land, besonders die wohlhabenden fleißigen Leute am See; das war wegen des harten Zunftzwanges und ausschließlichen Alleinhandels der Hauptstadt. Denn ausser den unentbehrlichsten Handwerkern in jedem Dorfe durfte der Landmann beinah keins treiben; ausser mit Wein und Getreide keinerlei Handel führen; zu den vielverbreiteten Baumwollengewerben mußte er die rohe Baumwolle in der Stadt kaufen, und das daraus gewebte Tuch wieder dahin verkaufen. Selbst was er für seine eigene Familie gewebt hatte, war er gehalten, erst dem Stadtbürger zu verhandeln, und dann es von demselben gebleicht und gedruckt wieder zu kaufen. Geistliche und weltliche Aemter blieben ihm verschlossen, denn die Stadt besetzte dieselben mit ihren Söhnen. Das Kind des Landmanns war dem Pflug und Rebmesser zugeschrieben, oder half taglöhnend den Großgewerben der Hauptstadt, und konnte sich nicht aus dem Staub erheben.

Wie aber das französische Volk, in seiner Freiheit siegreich geworden, keinen Unterschied zwischen Bauer und Edelmann, Stadt und Land mehr kannte, wurden von diesem Beispiel Viele am Zürichsee ergriffen und begeistert, und sie sprachen unter einander: „Warum ist es nicht also bei uns? Dieweil wir freie Schweizer geheißen werden, sind wir in Knechtschaft der Stadt; ja in mancher Gegend noch Leibeigenen gleich.“ Und ihre Gemüther erhitzten sich in vielen Reden. Einige Männer des Dorfes Stäfa am See verbreiteten ihre Gedanken über das ewige Recht der Menschen und über die Verdienste des Landvolks um die

Stadt, und glaubten, dafür könne Zürich endlich seinen Unterthanen wohl die Freiheit gönnen. Man setzte eine Denkschrift auf, sie der Landesobrigkeit zu überreichen, und begehrte darin allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiches Recht des Landmanns mit dem Stadtmann zu Aemtern und Stellen, und Loskäuflichkeit der Grundzinse, auch viel anderes noch (im Jahre 1794). Was aber begehrt wurde, konnte nicht ohne Zerstörung der seit Jahrhunderten bestandenen Innungs- und Zunftrechte und der jährlich beschwornen alten reichsstädtischen Ordnungen der Stadt gewährt werden.

Als sie diese Denkschrift von Gemeinde an Gemeinde umhersandten, deren Genehmigung zu empfahen, und sich aller Orten freudige Zustimmung verkündete, vernahm die Stadt das Treiben der Männer am Zürichsee. Alsbald wurden diejenigen, welche sich am geschäftigsten hervorgethan hatten, verhaftet, und wie Aufruhrstifter mit großer Strenge bestraft, einige aus der Eidsgenossenschaft verbannt, viele andere mit Geldbußen belegt, und ehr- und wehrlos erklärt (13 Jänner 1795).

Die Bestrafung so vieler Mißvergnügten machte die Menge der Mißvergnügten nicht kleiner, sondern größer. Doch gaben einige Herren des Raths in Zürich ihnen den Trost: „Zeiget ihr Siegel und Brief für Freiheiten, so ihr haben solltet und nicht geniesset, wollen wir euch gern helfen."

Darum traten bei der alljährlichen Volksversammlung zu Stäfa (im Mai 1795) vier der ältesten Männer hervor und sprachen: „Es ist uns von den Vätern gesagt, daß in den Gemeindeladen noch Briefe und Siegel vorhanden liegen, welche dem Volke Freiheiten beurkunden, die im Lauf der Zeiten verschollen sind. Lasset sie uns suchen und prüfen!" — Obwohl Landschreiber und Vogt verboten, daß man von solchen Briefen und Siegeln rede, liessen sich die Leute nicht hindern. Und sie fanden in einer Mühle den ewigen Vertrag, welcher im Jahre 1489 errichtet worden war, als,

am Tage der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann, Stadt und Land vor das Schiedsgericht der Eidsgenossen getreten waren. Der Vertrag war nie aufgehoben, war feierlich von den Eidsgenossen gewährleistet und hatte allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit anerkannt. Auch fanden sie einen Brief, welchen Bürgermeister, Rath und die Zweihundert der Stadt Zürich nach dem Unglück des Kappeler Kriegs (1532) an das Land ausgestellt hatten. Darin waren diesem die frühern Freiheiten bestätigt, selbst Theilnahme am Regiment zugesagt worden.

Nun sandten die Gemeinen Stäfa und Küßnacht, Horgen, Thalwyl, Ehrlibach und andere, ihre Abgeordneten zu den Obervögten nnd Amtleuten, ehrerbietig fragend: „Ob jene Urkunden durch spätere Ordnungen aufgehoben, oder noch gültig wären?“ Aber man wies sie zurück, und die Regierung von Zürich wollte die Gültigkeit der alten Briefe weder bejahen noch verneinen, sintemal beides gleich gefährlich schien. Sondern die Sache der Seegemeinen ward nur als sträfliche Meuterei behandelt, und wer sie angeregt hatte, zur Verantwortung in die Stadt berufen.

Weil aber die Berufenen nicht erschienen, und zur Rechtfertigung solches Ungehorsams die Gemeinen, besonders Stäfa, erklärten: „Diese Einzelnen haben von uns keine Vollmacht, weder zur Verantwortung noch Unterhandlung: sondern wir bitten, diese öffentliche Angelegenheit des Landes mit uns selbst zu behandeln!“ gerieth die Stadt in großen Zorn. Sie rüstete kriegerisch. Alle Verbindung mit Stäfa ward unterbrochen. Viele dieses Orts wurden aus der Hauptstadt hinweggewiesen. Und eines Morgens (5 Juli 1795) in der Sonntagsfrühe, als zu Stäfa das Volk in der Kirche zum Gottesdienst versammelt war, rückten die Züricher mit dritthalbtausend Mann und schwerem Geschütz in das ruhige Dorf ein.

Darauf verkündete Zürich und sprach: „Eure Briefe und Siegel sind ab und todt. Denn der eine ward in Zeiten gegeben, da die gesetzliche Gewalt aufgelöset war und von

den sieben eidsgenössischen Orten ward er nur gestiftet, um größeres Uebel zu hindern. Der andere aber galt nur für damalige Zeiten und Umstände, und ist mit denselben erfüllt und geendet. Auch findet man nicht, daß im Lauf von drei Jahrhunderten eine Satzung jenes Spruchbriefes vollzogen, oder wegen Nichtvollziehung je eine Klage vom Lande erhoben worden wäre."

So sprach Zürich. Die sieben eidsgenössischen Orte, Bürgen und ewige Zeugen des also vernichteten Spruchbriefes, wurden von den Seegemeinen angerufen. Sie schwiegen alle. Nur Glarus, dem Worte seiner Väter treu, mahnte Zürich an, lieber Recht als Gewalt zu üben, weil keinem Andern zu trauen sei, als der Ueberzeugung, daß jeder Theil erlangt habe, was ihm von Rechtens wegen angehört.

Stäfa, nachdem es entwaffnet worden, mußte, von Bajoneten umringt, feierlich den alten Eid der Treue schwören. Alle, die sich in den Gemeinen für die Sache der Rechtsame thätig bewiesen hatten, wurden auf mancherlei Weise bestraft; die Einen mit ewiger, die Andern mit zehn- und zwanzigjähriger Gefangenschaft, Andere mit Zuchthaus, Andere mit Verbannung, Andere mit Schlägen, Andere mit großen Geldbußen. Die Gemeine Stäfa, nachdem sie mehrere Monden lang die Lasten kriegerischer Einlagerung getragen, hatte noch achtundsiebenzigtausend Gulden an die Kosten zu zahlen. Aber über dem Haupte eines ihrer ältesten und achtbarsten Bürger, des greisen Seckelmeisters Bodmer, wurde auf dem Rabenstein zu Zürich vom Scharfrichter das Schwert geschwungen, zum Zeichen, er sei des Todes würdig, weil er zuerst die Aufsuchung der Urkunden betrieben hatte. Dann ward er in den Kerker zurückgebracht, verurtheilt, darin lebenslang zu schmachten.

Im Lande waltete nach diesem die Stille des Schreckens und der lauernden Begierde zur Rache.

## 60.

## Untergang der alten Eidsgenossenschaft. Einbruch der Franzosen in's Land.

(Vom Jahr 1797 — 1798.)

In der Fremde saßen nun viele von denen traurig, die zu verschiedenen Zeiten aus der Eidsgenossenschaft verbannt worden waren, weil sie allzukühn oder ungebührlich für Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger geredet oder gethan hatten. Mehrere derselben traten zu den Häuptern des französischen Freistaates, und sprachen mit Rache im Gemüth: „Die, welche heut in den dreizehn Orten der Eidsgenossenschaft herrschen, haben uns aus dem Vaterlande verstoßen; sie sind eure wie unsere Feinde von wegen der Freiheit. Sie wollen lieber Unterthanen, als Mitbürger, und dünken sich kleine Könige und Fürstlein. Darum halten sie mit Königen und Fürsten im Stillen wider euch. Helfet dem Schweizervolk zur verlornen Freiheit; es rufet und erwartet euch mit offenem Arm. Freie Männer sind der Freien treueste Bundesgenossen."

Solche Reden gefielen den Häuptern Frankreichs. Sie dachten im Herzen, das Schweizerland müsse ein unvergleichliches Bollwerk Frankreichs und ein bequemes Thor werden, durch welches der Weg nach Italien und Deutschland jede Stunde offen stehe. Auch wußten sie von Schätzen in den Schweizerstädten und wurden lüstern darnach. Und sie trachteten, den Obrigkeiten der Eidsgenossen beizukommen. Diese aber behutsam mieden jeden Anstoß, erkannten Frankreichs freie Verfassung an und verwiesen aus ihren Gebieten die unglücklichen Fürsten, Priester und Edelleute, welche vor dem Grimm des französischen Volks in die Thäler der Schweiz geflohen waren und Zuflucht gefunden hatten.

Bald darauf aber kam der große Kriegsheld Napoleon Buonaparte und zog durch Savoierland nach Italien gegen des Kaisers Heermacht. Denn der Kaiser allein noch,

sammt dem deutschen Reich und den Engländern, stritt wider Frankreich, weil die Könige von Spanien und Preussen schon Frieden eingegangen waren. Und in wenigen Monaten und in vielen Schlachten (im J. 1797) überwand der Buonaparte die ganze Macht Oesterreichs, schlug und erschreckte Italien von einem Ende zum andern, nahm die gesammte Lombardei, und zwang auch den Kaiser, Frieden zu machen. Die Lombardei erhob er dann zu einem eigenen freien Staat, genannt Cisalpinien.

Da dies im angrenzenden Veltlin, Cläven und Worms die Unterthanen des Bündnerlandes sahen, wollten sie viel lieber freie Bürger von Cisalpinien sein, als arme Unterthanen der Bündner bleiben. Denn ihre vielen Beschwerden und Klagen waren selten erhört worden. Buonaparte sprach aber zu den Bündnern zuvor: „So ihr diesen Leuten die Freiheit gebet, euch an Rechten gleich, mögen sie eure Mitbürger sein und bei euch bleiben. Ich ertheile euch Frist; bedenket es und sendet dann zu mir nach Mailand.“

Doch im Bündnerland konnten sich die Parteien der Herren nicht verstehen, und viele schrien: „Die Veltliner entweder als Unterthanen, oder gar nicht bei uns!“ — Wie nun die letzte Frist zur Antwort verstrichen war, und keine erschien, ward Buonaparte voller Verdruß und Ungeduld, und verband Veltlin, Cläven und Worms mit Cisalpinien (22 Okt. 1797). Alles Eigenthum der Bündner in diesen Landen ist alsbald eingezogen und verschleudert worden. Das machte in Bünden viele reiche Geschlechter arm.

So ward die alte Grenze des Schweizerlandes ungerechter Weise geschmälert; vier Wochen nachher auch derjenige Theil des Bisthums Basel zu Frankreich geschlagen, der bisher noch, wegen seiner Verbindungen mit der Schweiz, geschont worden war. Darüber entstand unter den Eidsgenossen große Bestürzung. Aber noch größeres Unglück dräuete. Denn auch im Kanton Basel murrte das Landvolk laut gegen die Stadt; im Aargau regten sich einige Städte

für ihre altverbrieften Rechte gegen Bern, und das Waadtland begehrte seine verlornen Freiheiten ungestümer, denn je, zurück. Auch hörte man, daß eine französische Heermacht gegen die Schweizergrenzen anrücke zum Schutz der Waadtländer. Diese hatten alte Verträge Frankreichs wegen Vermittelung angerufen. Es ging aber Rede, Alles sei nur auf den Sturz der eidsgenössischen Obrigkeiten abgesehen, und die Franzosen wollten sich Meister des Landes machen.

Eilfertig rüsteten Bern und Freiburg Kriegsvolk, um durch Waffengewalt Waadt und Aargau zu schrecken, daß dieselben schwiegen. Eilfertig versammelte sich zu Aarau eine Tagsatzung. Vieles wurde auf derselben geredet, nichts geleistet, weil die eidsgenössischen Orte weder unter einander selbst, noch ihren Völkern vertrauten. Das war ein großes Uebel, aber nicht von diesem Tage her. Im Vorgefühl allgemeinen Unterganges schworen die Tagherren zu Aarau noch einmal den alten Bundesschwur (25 Jänner 1798) zusammen, doch ohne Zuversicht und Begeisterung der heldenmüthigen Alten. Denn als sie kaum geschworen hatten, kam ein Bote von Basel und sprach: „Sechshundert Mann des Landes sind in unsere Stadt eingezogen; die Burgen der Landvögte stehen in Flammen; die Unterthanen alle sind frei erklärt!“ Da ging Entsetzen über die Herren der Tagsatzung. Sie schieden plötzlich und mit Zittern auseinander.

Große Bewegung geschah darauf im Schweizerlande, als man der Obrigkeiten Furcht und Schwäche, und dabei deren Widerwillen gegen die Wünsche des Volks sah. In Schafhausen und im Rheinthal, und im Toggenburg, und in der March, und in Wesen und Uznach traten die Ausschüsse der Landleute zusammen, sich selber zu helfen. Die welschen Vogteien jenseits der Berge pflanzten den Freiheitsbaum am Ufer des Tessin mit aufrührerischer Hand. Es ging bald die ganze Eidsgenossenschaft in Verwirrung und Auflösung auseinander. Die Obrigkeiten der Kantone, kraftlos, mißtrauisch und parteiet, handelten jede für sich, ohne Zusammenhang. Und für sich handelte jede Völkerschaft,

aber in Meinungen und Wünschen zerfallen. Die Einen, in Unwissenheit und Rohheit, begriffen das Gähren der Zeit gar nicht und wollten der gewohnten Ordnung anhangen. Die Andern, mit größerm Wohlstand und Unterricht, begehrten Gleichstellung der Rechte zwischen Stand und Land. Andere forderten nur Wiedererhaltung ehemaliger verbriefter Freiheiten. Viele glaubten zwar, ohne Beistand Frankreichs sei nichts zu erlangen; aber die Mehrheit alles Volks verabscheute mit gerechtem Stolz die Einmischung gewaltthätiger Fremdlinge in vaterländische Dinge.

Inzwischen rückte eine große Kriegsmacht der Franzosen heran. Sie betrat unter ihren Feldherren Brune und Schauenburg den Boden der Eidsgenossen, und das Waadtland verkündete sich im Schutz der Fremden unabhängig von Bern. Da sahen die Regierungen des Schweizerlandes, daß nicht länger vorige Herrschaft zu behaupten sei. Luzern und Schafhausen sprachen ihre Unterthanen frei und verbanden sich mit denselben. Zürich ließ die Gefangenen von Stäfa los und verhieß Verbesserung der Verfassung zu Gunsten des Volks. Tausend Freudenfeuer brannten am Zürichsee in Thal und Berg, als der greise Bodmer aus dem Kerker der Stadt mit seinen Unglücksgenossen in die Heimath zurückfuhr. So war noch nie ein Lebender von seinem Volke im Schweizerlande gefeiert worden. Darauf erkannte auch Freiburg, daß nun kommen müsse, wofür Chenaux geblutet hatte. Und der Rath zu Bern nahm zweiundfünfzig Männer des Landes, als dessen Stellvertreter, zu sich und sprach: Lasset uns zusammenhalten in der Noth.

Alle diese ungeheuern Verwandlungen und Umwälzungen waren das Werk von vier Wochen gewesen; alle zu spät. Bern zwar, mit Freiburg und Solothurn, stellten dem andringenden französischen Heer ihre Schlachthaufen entgegen. Es fehlte nicht an Muth, aber an Kriegszucht und Waffenübung und fähigen Hauptleuten. Von Glarus, Luzern, den Waldstätten und andern Orten kam schwache Hilfe, auch Landsturm, bunt bewaffnet, in verworrenen Haufen,

Rosenkränze betend. Aber dieser Zuzug floh bei der ersten bösen Nachricht, ohne den Feind erblickt zu haben. Nun bereueten die Schweizer und ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß sie die Kunst der Waffen und des Krieges verlernt hatten und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müsse immer so bleiben. Nun half ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Wesen, kein Gebet, kein Rosenkranz. Denn der Himmel hilft nur denen streiten, die für gerechte Sache zu streiten und zu sterben verstehen; aber die Trägen in ihrer stolzen Sicherheit verstößt er.

So geschah, daß schon am ersten Kriegstag (2 März 1798) des Feindes leicht bewegliche Schaaren Freiburg und Solothurn einnahmen, und am vierten (5 März) Bern selbst. Vergebens hatten die Berner bei Neuenegg unter ihrem Obersten Grafenried siegreich widerstanden, vergebens im Grauholz blutig gestritten. Nun Alles verloren war, flohen die bewaffneten Haufen des Landvolks verzweifelnd auseinander, schrien über Verrätherei, und erschlugen viele ihrer eigenen Hauptleute.

Die Unglücksstunde aller Schweizer war gekommen. Dennoch, auch in der Noth wurden sie nicht eins. Jedes Kantönlein unterhandelte, rüstete und sorgte für sich, uneingedenk der übrigen. Darum mußten alle verderben. Wo noch Obrigkeiten waren, welche die Freiheit ihrer Unterthanen zurückgehalten hatten, zauderten sie nicht länger, sondern sprachen dieselben mit Kleinmuth und Verzweiflung und Feierlichkeit aus. Man sah, gern hätten sie es nicht gethan.

Jetzt redete Frankreich gebieterisch und sprach: „Die Eidsgenossenschaft ist nicht mehr. Nun soll das ganze Schweizerland ein einziger Freistaat sein, mit einer einzigen Regierung. Die nehme, mit den gesetzgebenden Räthen, vom Volk erwählt, ihren Sitz in der Stadt Aarau. Jeder hat künftig gleiches Recht im Lande und vor dem Gesetz, er wohne im Dorf oder in der Stadt. Die Bürger in Urversammlungen ernennen ihre Verwalter, Richter, Obrigkeiten

und Gesetzgeber. Die Regierung wählt, zur Vollziehung der Gesetze, Statthalter und Beamten in den Kantonen."

Und alles Land ward darauf in achtzehn Kantone zertheilt, die sollten ungefähr von gleicher Größe sein. Darum wurde das alte Gebiet von Bern in vier Theile geschieden, in Waadt, Oberland, Bern und Aargau. Hinwieder verknüpfte man mehrere kleinere zu einem einzigen, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Kanton Waldstätten, oder St. Galler-Land, Appenzell, Rheinthal zum Kanton Säntis, der also genannt ist vom höchsten Appenzellerberg. Ehmalige Unterthanenlande der Eidsgenossen, wie Baden, Thurgau, Lugano und Bellinzona, bildeten neue Kantone; Wallis auch wurde als ein solcher aufgenommen; Graubünden nur eingeladen zum Beitritt; hingegen Genf und Mühlhausen vom alten Verein losgerissen und dem Gebiet Frankreichs einverleibt.

So schalteten die fremden Sieger im Schweizerlande, welches von da an helvetische Republik geheißen ward. Und sie trieben große Brandschatzungen von den ehemaligen Hauptstädten ein, schleppten die aufgehäuften Schätze der Stadt Bern, Zürich und Freiburg fort und entführten viele der alten Rathsherren, auch andere, welche dem Bestand der neuen Einrichtungen gefährlich schienen, in die französischen Festungen; und wieder andere achtbare Männer führten sie als Geiseln fort für die Geldzahlungen, welche sie von den reichen Städten forderten.

Aber die Völkerschaften des Gebirgs von Uri, Nidwalden, Schwyz und Glarus, uralter Freiheit Genossen, sprachen: „Mit Kampf und Blut haben unsere Väter das edle Kleinod der Unabhängigkeit gewonnen; so wollen wir es denn nicht verlieren, denn in Kampf und Blut!" Und als sie an ihren Grenzen an der Schindellegi und auf dem Etzel im Angesicht der französischen Schlachthaufen standen, schworen sie den Bund der Todestreue mit ihrem Landshauptmann Alois Reding. Darauf

ward herzhaft, doch ohne Glück, gefochten bei Wollrau und an der Schindellegi; denn der Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, welcher die Einsiedler auf dem Etzel befehligte, floh zaghaft von diesem Berge. Allein Alois Reding zog sein Kriegsvolk am Rothenthurm zusammen, nahe am Siegesfelde von Morgarten. Da geschah ein großes, blutiges Treffen. Die Hirten stritten, des Ruhmes ihrer Väter werth und siegreich, wie sie. Dreimal erneuerten Frankreichs Schlachthaufen den Kampf; dreimal wurden sie geschlagen und verfolgt bis Aegeri im Zugerland. Es war der zweite Maitag. Bei zweitausend Leichname der Feinde bedeckten den sieggeweihten Boden. Ruhmreich auch kämpften die Waldstätte folgendes Tages bei Arth. Aber die Kraft der Helden verblutete an ihren eigenen Siegen. Darum schlossen sie Vertrag und traten, mit Schmerz in der Brust, in die Gemeinschaft der helvetischen Republik ein.

So endete der alte Bund der Eidsgenossen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war er bestanden; in vierundsiebenzig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflösung nahe, doch keiner so schmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs welterobernde Heeresmacht glich dem Kampf des sterbenden Greises, der mit erstarrender Faust noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den letzten Funken des Lebens, sondern nur noch die Ehre zu verwahren.

Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felsenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergschluchten offen, die weiten Seen, die reissenden Ströme durchgänglich, die Waffen der Zeughäuser stumpf und die Geldsummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? — Lernet, ihr Gewarnten!

## 61.

## Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es sich zu einer Eidsgenossenschaft herstellt.

(Vom Jahr 1798 — 1803.)

Nachdem nun zwischen Jura und Alpen Alles gewaltsam oder von selbst aus den gewohnten Ordnungen gerissen war, sprachen die einsichtvollen Bürger des Landes: „Es ist großes Unglück über uns gekommen. Doch lasset uns alles Uebel zu des Vaterlandes Bestem wenden. Dieweil wir bisher vielerlei kleine Staaten gewesen, wurden wir uns selbst fremd und feind; war jeder Kanton zu eigener Behauptung unmächtig, zu löblichen Anstalten arm, zu großen Gemeinthaten hinderlich. Ein jeglicher schrumpfte in seinem Eigennutz zusammen; darum ging Alles am Ende in Zwiespalt heillos aus. So werde denn nun das Schweizervolk eine einzige Familie mit gleichen Rechten, eine einzige Kraft mit gleichen Mitteln zur Freiheit von innen, zur Stärke nach aussen, auf daß wir noch einmal unter den Völkern der Erde achtbar erscheinen."

Aber die bildungslose Menge des Volks verstand solche Rede gar nicht, und trauerte nur über die gebrochenen Gewohnheiten. Es hatte Unabhängigkeit und Freiheit gefordert, aber nicht diese Auflösung in ein großes Ganzes begehrt, sondern daß jede kleine Landschaft, ja wenn auch jedes Thal, ein unabhängiges selbherrliches Kantönlein werde, das sich einrichte nach eigenem Gefallen in seiner Landsgemeine, eidsgenössisch den andern verwandt.

Und Alles, was sich ferner begab, vergrößerte den Schmerz und die Sehnsucht nach einer solchen vieltheiligen Eidsgenossenschaft und vermehrte den Widerwillen gegen die bestehende oder werdende Einrichtung der Dinge. Denn die neue Gesammtregierung, genannt Vollziehungsdirektorium, stand zu Aarau ohne Ansehen und Vertrauen, fremd sich

selbst und dem Volke, abhängig und entwürdigt von ihren eigenen Beschützern, den französischen Gewalthabern. Im Senat und großen Rath, aus Abgeordneten aller Kantone, haderten auch die Meinungen aller Parteien, die Begriffe des Pöbels und des Schulweisen. Im Lande begegneten sich dieselben Parteien feindselig, oft mit den Waffen in der Faust. Neue und alte Einrichtungen und Gesetze gebaren zerstörenden Widerspruch. Während für den Staat oft die nöthigsten Mittel seiner Erhaltung fehlten, oft die Besoldungen der Beamten und Geistlichen, schwelgten die französischen Machthaber, Feldherren und Kriegsknechte im schamlosen Ueberfluß auf Kosten des Landes und sandten die geraubten Goldsummen nach Frankreich.

Darum sprach das Volk: So kann es nicht bleiben. Und die von ihren obrigkeitlichen Stühlen verstoßenen Beamten der alten Zeit, und die Mönche, welche Aufhebung aller Klöster fürchteten, und die Pfarrer, welche von ihren Besoldungen verloren hatten, und die Kaufleute und Handwerker, die nicht mehr die Vortheile des Zunftzwanges und Alleinhandels in den Städten genossen, gingen umher, und stärkten durch ihr Murren den Unwillen des Volks. Sie vertrösteten auf nahen Krieg Oesterreichs mit Frankreich; dann müsse mit aller Macht der deutsche Kaiser unterstützt werden zur Vertreibung der Franzosen. Also ward das Volk mit der neuen Gestalt der Dinge unversöhnbar.

Daher, als alle Völkerschaften aufgefordert wurden, der eingeführten Landesverfassung den Eid der Huldigung zu leisten (Juli 1798), entstanden im Rheinthal, Oberland, Appenzell und andern Gegenden Unruhen und Empörungen. Sie wurden mit Gewalt gedämpft; am schrecklichsten in Nidwalden. Hier hatte ein Kapuziner, Paul Styger, nebst andern Geistlichen, die Leute zum wilden Widerstand entflammt, weil die Verfassung, von den Franzosen gebracht, ein Werk der Hölle sei. Sie bewaffneten sich gegen Schauenburgs anrückende Heeresgewalt. Furchtbar ward am See, furchtbar am Gebirg von einem kleinen Haufen Hirten gegen

die Uebermacht drei Tage lang gestritten. Drei- bis viertausend Franzosen starben hier erschlagen, ehe die übrigen in's Land drangen. Dann aber wurden durch ihre Wuth Stansstad, Ennenmoos und Stanz ein Raub der Flammen; Männer, Weiber, Kinder, Geistliche, die nicht flüchten konnten, gnadenlos niedergemetzelt. Fast vierhundert Nidwaldner kamen so, unter allen Gräueln, um's Leben (9 Sept. 1798).

Und als bald darauf die Regierung, die ihren Sitz von Aarau, weil es zu eng geworden, nach Luzern verlegt hatte (4 Okt.), Auflagen und Einschreibungen der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst angeordnet hatte, erhoben sich neue Unruhen in den Kantonen Bern, Luzern und anderer Orten. Viele junge Leute flüchteten in's Ausland, um nicht unter den helvetischen Milizen, nicht unter den achtzehntausend Mann dienen zu müssen, die für Frankreich geworben wurden.

Endlich erneuerte der deutsche Kaiser den Krieg gegen Frankreich. Schon hatte einer seiner Heerhaufen (19 Okt.) das Bündnerland besetzt, aus welchem diejenigen geächtet flohen, welche zur Vereinigung mit Helvetien aufgefordert hatten. Dann, als bei Stockach in Schwaben die Franzosen eine große Niederlage erlitten (21 März 1799); als siegreich die Macht Oesterreichs in die Schweiz vordrang, unter zahllosen Gefechten; als erschrocken vor dem Herannahen des Feindes die helvetische Regierung sich in Luzern nicht sicher dünkte und ihren Sitz nach Bern (31 Mai) verlegte: da bewegten sich die Parteien des Landes mit neuem Leben und neuer Wuth. Schweizer stritten unter Oesterreichs, Schweizer unter Frankreichs Fahnen wider einander. Aufstände und Empörungen, bald wegen Aushebung junger Mannschaft, bald zur Begünstigung der österreichischen Waffen weit umher, zu Flawyl und Mosnang im Säntis, zu Menzingen und Rynach im Aargau, zu Ruswyl im Kanton Luzern, zu Murten und in andern Gegenden Freiburgs, zu Schwyz, wo man die Franzosen

erschlug oder verjagte, zu Lugano und zu Uri, im Wallis und zu Aarberg und in mehrern Landschaften noch. In den Thälern, auf den Höhen der Alpen, an den Seen und über den Wolken ward indessen von fremden Heeren gekämpft; da rauchte Schlachtfeld bei Schlachtfeld. Roß und Mann zogen über Bergkämme, die einst nur der Gemsjäger kannte. Abwechselnd von Deutschen und Franzosen ward Graubünden, ward das Gebirg der Rheinquellen genommen und verloren. Bis zur Stadt Zürich und von da bis zum Gotthard links, und bis zum Rheine rechts (im Juni) schritten erobernd die Fahnen der Oesterreicher vor; zu ihnen stießen noch Russen und Völker Asiens. Solches Elend, wie damals, hatte das Schweizerland seit den Tagen der Römer, Allemannen und Burgunden nicht erfahren.

Nun hofften viele der alten, zurückgesetzten Obrigkeitsglieder baldige Wiederherstellung ihrer vergangenen Herrlichkeit. Auch versuchten sie es unter dem Schutz der österreichischen Waffen hie und da. Selbst der neue Abt von St. Gallen, Pankratius Forster, kam, stellte die Knechtschaft des Volks her, wie sie nicht einmal vorher gewesen, trieb die vor drei Jahren dem Volke ausgestellten Befreiungsurkunden durch Dragoner ein, und erbrach und entführte die Urkundenschätze der alten Landschaft. Doch verspürte er bald, wohin Gewalt ohne Gerechtigkeit bringt; auch die Städte Zürich und Schafhausen erkannten, das Volk sehne sich nicht nach ehemaliger Unterthänigkeit zurück.

Und als der französische Kriegsheld Massena in der ungeheuern Schlacht bei Zürich (25 September) obsiegte, und im Gebirge die russische Macht zertrümmerte, welche Suwarow, der Feldherr, aus Italien über die Alpen gebracht hatte, ward Alles wieder zur helvetischen Staatsordnung zurückgeführt, selbst bald nachher das Bündnerland (Juli 1800).

Inzwischen erkannten die obersten Landesbehörden zu

Bern selbst, daß solche Ordnung der Dinge nicht bestehen und wohlthun könne. Daher sannen sie auf verbesserte Einrichtungen. Allein ihre Meinungen blieben immerdar entzweit. Mehr auf die Personen, als auf die Sache achtend, stürzten sich abwechselnd die Parteien, also daß keine lange am Ruder blieb, und keine dem Vaterlande half.

Erst löseten die gesetzgebenden Räthe zu Bern (7 Jänner 1800) das Vollziehungsdirektorium auf, und machte eine neue Verfassung und Regierung, die den Namen Vollziehungsausschuß empfing; — dann nach sieben Monaten lösete eben so gewaltsam der Vollziehungsausschuß hinwieder die gesetzgebenden Räthe (7 Aug. 1800) auf, und berief einen neuen gesetzgebenden Rath, und die Regierung nannte sich Vollziehungsrath. Dann nach einem Jahre wurde eine allgemeine helvetische Tagsatzung in Bern versammelt (7 September 1801), eine bessere Landesverfassung für die Schweiz zu schaffen. Als diese aber darüber uneins ward und sich trennte, lösete ein Theil des gesetzgebenden und des Vollziehungsrathes die Tagsatzung gewaltthätig auf und führte eine Verfassung ein mit Senat und kleinem Rath (28 Okt. 1801). An die Spitze des kleinen Rathes ward der Sieger bei Rothenthurm, Alois Reding, als erster Landammann der Schweiz, gestellt, weil sein Name, vor Allen, dem Schweizervolk theuer war. Als dieser aber weder das Vertrauen der französischen Regierung, noch derer gewinnen konnte, welche die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge haßten, ward der Senat eigenmächtig vom kleinen Rath beseitigt (17 April 1802) und Alois Reding entlassen. Achtbare Männer, berufen aus allen Kantonen, mußten dann eine neue Verfassung entwerfen. Sie ward abermals eingeführt, ein Senat und Vollziehungsrath dazu, an dessen Spitze, als Landammann der Schweiz, Dolder, ein geschmeidiger Staatsmann, gestellt.

Jedoch das Schweizervolk sah diese ewigen Aenderungen und Umwälzungen der obersten Behörden gleichgültig an, durch welche Gesetz und Ordnung, statt befestigt zu werden,

täglich haltungsloser wurden. Es seufzte über die endlosen Verwirrungen, über die Steuern und Abgaben, über die Unfugen der französischen Kriegsknechte im Lande. Empörungen und Unruhen hörten nicht auf. Wallis besonders verging unter der räuberischen Gewaltherrschaft der französischen Feldherrn und Soldaten, denen es preisgegeben war. Um eine Straße über die Alpen nach Italien zu behalten, wollte Frankreich das Wallis losreissen.

Ein einziger Wunsch lebte in gesammten Völkerschaften des Schweizerlandes unwandelbar fort: daß jeder Kanton sein eigenes Hauswesen selber bestellen könne, jeder frei, in einer neuen Bundes- und Eidsgenossenschaft, unabhängig von französischer Gewalt, befreit vom fremden Kriegsvolk und alter Unterthanenschaft.

Da nun endlich zu Amiens zwischen Frankreich und den übrigen Kriegsmächten Friede geschlossen worden war, und dem zufolge die französischen Besatzungen aus der Schweiz in ihr Land heimkehrten (August 1802), erhob sich der Geist der schweizerischen Parteien und Völkerschaften mit neuer Macht. Wallis bildete sich zu einem eigenen Freistaat. Uri, Schwyz und Unterwalden waffneten gegen die helvetische Regierung. Die Stadt Zürich sagte sich auch von dieser los. Basel und Schafhausen folgten dem Beispiel. Aus dem Aargau zog Landsturm gegen Bern. Die helvetische Regierung, obschon nicht ganz wehrlos, floh nach Lausanne, während zur Herstellung der alten Eidsgenossenschaft sich in Schwyz eine Tagsatzung versammelte (September 1803). Die schwachen helvetischen Kriegsschaaren, im Sold der Regierung, aus dem Innern des Landes zurückgetrieben, folgten ihr in das Waadtland nach. Ueberall rüsteten die Parteien; rüsteten die Städte zum Sturz der Gesammtregierung; rüsteten die Landleute für ihre Freiheit gegen die Ansprüche der Städte; rüsteten die Waadtländer zum Schutz der helvetischen Einheit und Freiheit. Allgemeiner Bürgerkrieg stand dem Ausbruch nahe. Schon floß Blut. Da wandte das gewaltige Ober-

haupt des französischen Volks, Napoleon Buonaparte, den Blick auf die Schweiz. Er gebot Frieden. Beim Wiedererscheinen seiner Heergewalt (21 Oktober) streckten alle Parteien die gezuckten Waffen, und riefen ihn an, daß er ihr Vermittler werde; denn sie selbst vertrauten einander nicht.

## 62.

## Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde.

(Vom Jahre 1803 — 1813.)

Also beschied er Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien zu sich in die Stadt Paris; da hörte er sie an. Und nachdem er sie wohl verstanden, schlichtete er ihren Hader durch sein mächtiges Wort, also, daß er nicht ansah die Person, sondern die Sache. Darum hielt er weder zu den Stadtgeschlechtern, welche Herrschaften und Unterthanen begehrten, noch zu denen, welche begehrten, daß das ganze Schweizerland ein ungetheiltes Gemeinwesen sein solle, mit einerlei Gesetz und Gesammtregierung über Alle; sondern er hörte die Stimmen der Volksmehrheit, welche wollte, es müsse ein jeder Kanton Herr für sich und Stadt und Land an Rechten und Freiheiten einander gleich sein. Napoleon Buonaparte war aber ein kluger Herr und dachte: „So ich dem Volke dies erfülle, wird es zufrieden sein; das Schweizerland aber wieder in sich selbst zerstückelt, allezeit uneinig, schwach und meiner Leitung hinfällig bleiben!„

Demnach vermittelte er und stellte den Schweizern (19 Horn. 1803) die Urkunde seiner Vermittelung aus, die sollte ein Grundgesetz bleiben für Alle. Jeglichem Kanton war darin seine Verfassung gegeben. Und er sprach: „Es soll fortan eine neue Eidsgenossenschaft bestehen aus neun-

zehn Kantonen, nämlich den dreizehn alten, und den Kantonen Bünden (mit Rhäzüns und Tarasp, aber ohne Veltlin), Aargau (mit dem Frickthal), Waadt, St. Gallen, Thurgau und Tessin (den ehemaligen ennetbirgischen Vogteien). Es soll keine Stadt, keine Familie mehr ein Vorrecht, und kein Kanton Unterthanen haben; sondern jeder Schweizer zu Stadt und Land genießt gleiches Recht, hat Freiheit des Gewerbs und der Niederlassung im ganzen Schweizerland, wo er will, und es soll ihn Niemand stören. Angelegenheiten gesammter Eidsgenossenschaft werden abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern auf der Tagsatzung behandelt. Das Haupt des jedesmaligen Vororts heißt Landammann der Schweiz, leitet die Geschäfte und verkehrt mit den Gesandten auswärtiger Mächte. Uebrigens ist jeglicher Kanton selbherrlich mit eigenem Gesetz und eigener Obrigkeit."

Als nun demzufolge jeder der neunzehn Kantone eingerichtet war und die helvetische Gesammtregierung, von Lausanne noch Bern zurückgekehrt, sich aufgelöset hatte, rief Buonaparte auch sein Kriegsvolk wieder aus der Schweiz zurück.

Fast überall stellten die Völkerschaften der Schweiz ihr Hauswesen, kraft der neuen Ordnung, friedlich auf, und leisteten ihr Huldigung. Nur im Kanton Zürich verweigerten mehrere Gemeinden trotzig den Eid, besonders in den Bezirken Horgen und Meilen; die klagten über Erschwerung des Loskaufes von Zehnten, Grundzinsen und andern Lasten. Sie hörten keine freundliche Vorstellung an, sondern mißhandelten unschuldige Beamte, liessen das Schloß Wädenschwyl in Flammen aufgehn (24 März 1804) und griffen zu den Waffen. Die lange Verwirrung voriger Jahre hatte zu gesetzloser Selbsthilfe verwöhnt. Doch eiliger Zuzug benachbarter Eidsgenossen, vereint mit den Getreuen des Kantons Zürich, dämpfte nach kurzen Gefechten bei Oberrieden, Horgen und auf Bocken die Empörung schnell. Der Hauptmann derselben, Johann

Jakob Willi, ein Schuhmacher von Horgen, und andere der vornehmsten Theilhaber, wurden mit dem Tode, andere mit Gefangenschaft, und zweiundvierzig fehlbare Gemeinden mit einer Kriegssteuer von mehr denn zweimalhunderttausend Gulden bestraft.

Es war aber gut, daß dieser Funke schnell gelöscht ward, ehe er zu einer Flamme wurde, die über das ganze Schweizerland schlug. Noch standen aller Orten und Enden die Parteien unversöhnt, und jede dachte: stürzt die neue Ordnung um, stehen wir Andern oben auf. Noch murreten die Freunde der helvetischen Einheit, denn ihnen mißfiel die eidsgenössische Zerstückelung des Landes. Es murreten die Klöster, weil ihr Dasein unsicher schien, und Pankratius, der Abt des ehrmaligen Klosters St. Gallen, schalt öffentlich die St. Gallischen Landschaften rebellische Vasallen des deutschen Reiches, und gedachte sein Stift mehr durch Zwang und Trotz, als auf rechtlichem Wege, herzustellen. Es murreten viele Landleute, die lieber Landsgemeinden gehabt hätten, gleich den Urkantonen. Es murreten viele Patrizier und Stadtgeschlechter, weil sie ihre Vorrechte verloren sahen, und weil die Landleute nicht mehr ihre Unterthanen waren.

Doch die Mehrheit der Völkerschaften begehrte ernstlich Ruhe und Frieden, und hielt fest an dem, was bestand, und an der Freiheit, die gewonnen worden. Also verstummte der eitle Zorn der Einzelnen, und Alle fürchteten sich vor dem Ernste des gewaltigen Vermittlers, vor welchem selbst Könige zitterten. Denn Napoleon wuchs an Macht und Hoheit so sehr, daß er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte und mit seinem Schwert die halbe Welt erschreckte.

Darum blieb Stille im Lande, und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten sich mit neuem Leben, wie zuvor nie gesehen worden. In den Stürmen unter

einander bekannt geworden, standen sie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tagblätter und Zeitungen, vorzeiten von scheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wissenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerksamkeit desselben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeist. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Gesellschaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wissenschaften und Künste und zur Stärkung der Eintracht oder Vaterlandsliebe. Ein ewiges Denkmal dieses großen, nie vorher also geoffenbarten Volksgeistes ward der Linthkanal. Schweizer brachten aus allen Kantonen freiwillig beinahe eine Million dar, um die besumpften Ufergegenden des Wallensees trocken zu legen, von denen bisher Armuth, Elend und Fieberseuchen ausgegangen waren. Nicht minder that sich die Eidsgenossenliebe herrlich kund, als herbstliche Regengüsse einen Theil des Roßberges ob Goldau im Kanton Schwyz unterfressen hatten, daß er eines Abends urplötzlich (2 Sept. 1806) mit dumpfem Krachen niederstürzte. Goldau, Lowerz und zahlreiche Hütten wurden unter Felsenschutt tief vergraben mit Hunderten von glücklichen Menschen. Noch siehst du die Wüste; einst war es ein blühendes Thal.

Das überall freie Volk, seit es nicht mehr als unmündig behandelt ward, regte sich mit frischem Muthe, trieb mit neuer Lust Gewerb und Handel, Viehzucht und Ackerbau; nirgends beengt, wie ehemals durch Zunftzwang und Sperrung eines Kantons gegen den andern. Die Theilnahme aller Bürger an Landessachen nöthigte die Regierungen zur Milde und Gerechtigkeit, zur Verbesserung schlechter Gesetze und zur Beförderung löblicher Anstalten und Einrichtungen. Das Volk wollte frei sein; aber ohne Einsicht und Stärke ist kein Volk unabhängig. Darum wurden die Schulen des Landes vermehrt und verbessert; denn nur der Verständige versteht, sich selber und Andern zu helfen. Darum wurde

das Kriegswesen der Eidsgenossen neu gestaltet, auf daß zu jeder Stunde ein streitbares Heer die Grenzen wider Fremdlinge decken könne. Binnen einem Jahrzehend ward im Schweizerlande mehr Löbliches gestiftet und vollbracht, als sonst in einem Jahrhundert.

Der gewaltige Vermittler, Napoleon, Kaiser der Franzosen, welcher in unüberwindlicher Macht Könige von ihren Thronen stieß, alte Reiche zertrümmerte und neue Kronen schuf, als wäre er ein Herr der Welt, schonte zwar des Schweizerlandes freundlich. Doch seine ewigen Kriege lähmten den Handel der Eidsgenossen mit andern Völkern; das drückte Viele, und mehr noch der Vertrag, kraft dessen ihm, wie einst den Königen, sechszehntausend Mann in Kriegssold gegeben werden mußten. Denn weil der Tod in zahllosen Schlachten viele Mannschaft hinwegraffte, wollte sich fast Niemand mehr werben lassen. Auch mißfiel mancher Stadt, daß den Franzosen freie Niederlassung in der Schweiz, wie den Schweizern in Frankreich, gestattet war. Allein es tröstete sich Jeder mit Hoffnungen besserer Zukunft. Niemand wagte, wider Napoleon aufzutreten.

Doch es begab sich, als dieser mit ungeheurer Heeresmacht in das Innere Rußlands eingedrungen war, und er das große Reich fast zu seinen Füßen liegen sah, daß Gott der Herr sein Antlitz von ihm wandte. Der Frost weniger Winternächte (1812) vertigte in den russischen Wildnissen die Kraft des Niebezwungenen. Da erhoben sich, als er mit Schrecken zurückfloh, die Könige und Völker des Welttheils weit umher und schworen den Untergang ihres von Gott geschlagenen Unterdrückers. Und als er neue Kriegsmacht wider sie gesammelt hatte, und gegen sie abermals auszog, stießen sie in den Feldern von Leipzig auf ihn und schlugen ihn in dreitägiger Schlacht (16, 18, 19 Okt. 1813) mit dem Schwert ihrer Rache. Er floh mit Schmach über den Rhein. Sie aber folgten ihm nach.

Wie sich nun die Heeresgewalten der Kaiser und Könige dem Rheine näherten und den Grenzen des Schweizerlandes,

gedachten die Eidsgenossen ihrer Verpflichtungen gegen den Vermittler, aber auch des Druckes und Leidens der Völker unter seinem Zepter. Und sie sprachen: lasset uns in diesem Kampfe der Könige unparteisam bleiben, wie wir es Allen zugesagt haben. Also beschlossen es die Kantone auf der Tagsatzung in Zürich, und ihre Waffen zogen zur Hut des Schweizerbodens an die Grenzen längs dem Rhein.

---

## 63.

## Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zweiundzwanzig Kantonen.

(Vom Jahr 1813 — 1815.)

Da nun unter den Siegen der verbündeten Könige der Thron des gewaltreichen Napoleons wankte, sprachen die Weisern unter den Eidsgenossen: „Jetzt ist der Tag gekommen, an welchem des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre neu aufzurichten ist. An den Grenzen kämpfe, sieg' oder sterbe unsere Jugend für Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, während unsere versammelten Abgeordneten in Zürich einen neuen Bund der Eidsgenossen gründen sollen, ein Werk vaterländischer Weisheit, für das Bedürfniß des Jahrhunderts. Dann, doch nicht früher, verschwinde die Napoleonische Vermittelungsurkunde, das Zeugniß unserer ehemaligen Zwietracht und Schwäche.

So sprachen sie. Nicht also Viele aus den Geschlechtern der vormals herrschenden Städte. Viele wünschten die Heere der Fremden auf Schweizerboden zu sehen, um unter Schutz und Schrecken derselben eine Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte herzustellen, mit Dienstbarkeit und Herrschaft, dergleichen im Jahre 1798 blutig verschwunden war.

Man hörte von heimlichen Umtrieben und Unterhandlungen mit den Fremden. Dann unerwartet, nachdem kaum die feierliche Erklärung schweizerischer Unparteisamkeit durch die Tagsatzung ergangen war, geschah der Befehl zum Rückzug der streitfertigen Schlachthaufen von den Grenzen. Die österreichischen Schaaren zogen mit klingendem Spiel in gedrängten Haufen (21 Dez. 1813) über den Rhein, durch Basel, Aargau, Solothurn, Bern und andere Landschaften, dem Gebiete Frankreichs zu. In Unwillen und Bestürzung sah das Volk sie vorüberwandern. Die eidsgenössischen Schlachthaufen standen in der Ferne; die meisten voller Scham, Ingrimm und Schmerz. Den langen Zug der Fremden bezeichneten Fieber und tödtliche Seuchen. Manches weiland frohe Haus ward öde.

Bern aber, die Stadt, als sie die zahlreichen Kriegshaufen der Deutschen erblickte, hob zuerst die Napoleonische Vermittelung auf, und erklärte sich für die Oberherrlichkeit und Macht, welche sie vordem im Lande genossen. Das Volk, überrascht, und im Glauben, solches sei das Gebot der deutschen Sieger, deren Fahnen es sah, schwieg in banger Erwartung. Die Städte Solothurn und Freiburg folgten dem Beispiel Berns; bald auch Luzern. In Zürich hob die Tagsatzung nun auch die Kraft der Napoleonischen Vermittlung auf, durch welche sie beisammen war, und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der neunzehn eidsgenössischen Staaten (29 Christm.).

Doch nicht dies, sondern Wiederkunft einer Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte wollten einige der ehemaligen Regenten. Dafür bewegte man die Urkantone im Gebirg. Darum hatte man die Kantone Waadt und Aargau geheißen, unter Bern zurückzukehren (24 Christm.). Waadt und Aargau wiesen aber das Ansinnen beharrlich ab.

Und nun lösete sich abermals gesammte Eidsgenossenschaft in innern Entzweiungen verworren auf, während die verbündeten Kaiser und Könige zu Paris einzogen, den überwundenen Napoleon auf das Eiland Elba verbannten und

Ludwig den Achtzehnten, als König von Frankreich, auf den Thron seiner Väter einsetzten. Noch ward in Zürich die Tagsatzung, welche neuerdings aus Abgeordneten aller neunzehn Kantone (6 April 1814) zusammengetreten war, das einzige schwache Band, welches das gänzliche Auseinandergehen des Bundesstaates verhütete. Mißtrauen, Feindschaft ringsum; Geschrei zur Vernichtung und Zerstückelung aller seit sechszehn Jahren selbständig und frei gewordenen Theile der Eidsgenossenschaft. Zug forderte vom Aargau einen Theil der ehemaligen Freiämter; Uri vom Kanton Tessin das Livinerthal; Glarus vom Kanton St. Gallen die Landschaft Sargans; der gewesene Fürstabt Pankratius seine vormaligen Gebiete und Herrlichkeiten im Thurgau und St. Gallerland; Schwyz und Glarus vereint, die Gebiete Uznach, Gaster, Wesen und Ersatz für vielerlei gehabte Rechtsame; Unterwalden, Uri, Schwyz vereint, ähnlichen Ersatz für oberherrliche Rechte, die sie im Aargau, Thurgau, St. Gallischen und am Tessin genossen hatten.

So verlangten Andere wieder Anderes. In Bünden hinwieder begehrte eine Partei die Losreissung Rhätiens von der Eidsgenossenschaft; eine andere zog mit einigen hundert Bewaffneten über das Gebirg zur Wiedereroberung Clävens und Veltlins (4 Mai), wurde jedoch von dreitausend Oesterreichern zurückgewiesen.

In diesen Stürmen erschienen Zürich, Basel und Schafhausen am unbefangensten; Waadt und Aargau, durch begeisterte Entschlossenheit ihres Volks, der erworbenen Freiheit würdig und stark. Aus den Gebieten und Städten von Basel, Zürich und Solothurn trugen freiheitliebende Männer den Vorsatz, den Fahnen des Aargaus zu folgen. Zwölftausend wohlgeordnete Streiter standen hier, eben so viele im Waadtland, täglich zum Aufbruch bereit. Bern aber vermied offene Fehde; es erbot sogar dem Waadtland Anerkennung der Unabhängigkeit unter Bedingungen. Doch Waadt verwarf (24 Heumonds). Aargau rüstete drohender. Auch im Oberlande ward gefährliche Gährung

laut (August). Es war eine trübselige Zeit voller Hader und Zerwürfnisse; möge die große Familie der Eidsgenossen nie eine ähnliche wieder erleben.

Hier, wie in vielen andern Kantonen, waren Argwohn und Eifersucht der Parteien lebendiger geworden, zumal als man begonnen hatte, die künftigen Rechte des Volks und die künftigen Grenzen obrigkeitlicher Gewalt zu berathen. Man vernahm von theilweisen Aufständen, von Verschwörungen, Einkerkerungen und Verbannungen in Luzern, Freiburg und Solothurn. Solothurn, die Stadt, rief bernische Besatzung zu ihrem Schutz gegen das eigene Volk. Eidsgenössische Schlachthaufen mußten über das Hochgebirg an die Ufer des Tessin eilen, damit dort mörderischer Bürgerkrieg verhindert werde (September); andere Schlachthaufen in den Kanton St. Gallen, damit Meuterei und zerrüttende Gesetzlosigkeit ende. Denn hier fuhr Abt Pankratius fort, seine Anhänger zu bewegen, anderseits Schwyz, um Sargans und Uznach zu gewinnen. Andere Landschaften forderten Landsgemeinden-Einrichtung.

Während das Schweizerland also und lange Zeit den wachsenden Unruhen preisgegeben war, mancher Orten schon Blut floß, und sich die Kerker mehrerer Städte mit Gefangenen füllten, saßen zu Wien, in der Hauptstadt des Kaisers von Oesterreich, die Bevollmächtigten fast aller großen Reiche Europa's beisammen, um die künftigen Friedensverhältnisse der Welt festzustellen. Schon früher hatten die verbündeten Besieger Frankreichs gestattet, daß sich der Freistaat Genf dem eidsgenössischen Bunde als selbstständiger Kanton anschloß, eben so Neuenburg, das Fürstenthum unter preussischer Hoheit, desgleichen Wallis (am 12 Herbstmonat ward den drei Kantonen das Begehren zur Aufnahme in den Schweizerbund durch die Tagsatzung bewilligt). Jetzt aber, als die Könige und ihre Vollmächtigen zu Wien den unversöhnbaren Hader der Eidsgenossen sahen, den die Länge der Zeit, statt zu mäßigen, nur stärkte, übernahmen sie es, als Vermittler, durch ihr Wort allen

Streit auf immer zu schlichten. Es zogen daher willig die Abgeordneten der Eidsgenossen, wie vor eilf Jahren gen Paris, nun zur Kaiserstadt an der Donau.

Hier, nach langer Prüfung sämmtlicher Zwiste und Zerwürfnisse, ward endlich (20 März 1815) darüber die Erklärung der verbündeten Mächte und ihr entscheidender Vergleich ausgesprochen; der Bundesvertrag, welchen die Mehrheit der eidsgenössischen Stände am 8 Herbstmonds 1814 angenommen hatte, und der unverletzte Bestand der neunzehn Kantone anerkannt, so wie die Vermehrung derselben zu zweiundzwanzig Kantonen, durch Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis, bestätigt. Dem Kanton Waadt wurde das ihm durch Frankreich entrissen gewesene Dappenthal wieder zugewiesen; dem Kanton Bern zur Entschädigung Biel und das Bisthum Basel, mit Ausnahme kleiner Abschnitte desselben für Neuenburg und Kanton Basel, gegeben; dem Kanton Uri die Hälfte des jährlichen Zollertrags im Livinerthal; dem Abt Pankratius und seinen Beamten ein Jahrgehalt von achttausend Gulden; den Ständen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell Innerrhoden, für ihre ehemaligen Rechtsame, ein Ersatz von einer halben Million Franken von den Kantonen Aargau, Waadt und St. Gallen.

Auch über Tilgung der helvetischen Staatsschulden von mehr denn 3,500,000 Franken, über Entschädigung der Berner, welche im Waadtlande Löbergerechtigkeiten besessen hatten, und über vieles Andere ward für immer entschieden. Nur die Klagen des Freistaates der Bündner blieben unerhört. Denn Cläven, Veltlin und Worms, nun Oesterreichs Eigenthum geworden, kam ihnen nicht zurück; nicht einmal wurde denen Entschädigung geleistet, deren rechtmäßige Besitzungen und Güter im Veltlin vor siebenzehn Jahren bei Empörung der Unterthanen von diesen in Beschlag genommen und veräussert worden waren.

Nachdem die Eidsgenossen durch ihre Tagsatzung (am 27 Mai) jene Erklärung und den Vergleich angenommen

hatten, der von den Bevollmächtigten der Kronen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preussen, Rußland und Schweden unterzeichnet war: erklärten eben dieselben Mächte Anerkennung und Gewährleistung einer immerwährenden Unparteisamkeit und Unverfehrbarkeit der Schweiz in allen künftigen Kriegen der Fürsten.

So hat die Dazwischenkunft der vereinten Häupter des Welttheils großsinnig den Hader der Eidsgenossen geendet; und also ist der Bund der zweiundzwanzig eidsgenössischen Freistaaten im Gebirg der Alpen und des Jura gegründet worden.

---

## 64.

## Das Schlußwort.

Dies sind die Geschichten verflossener Zeiten, ein Spiegel vom Geheimniß der zukünftigen.

Nicht der Pfeil des Tellen und nicht der Dolch des Camogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob und nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit der Eidsgenossen erfochten. Nein, fünfhundert Jahre lang ist für Freiheit von innen, für Unabhängigkeit von aussen gerungen worden. Die Männer im Grütli, und die unter dem Ahorn von Truns, gaben nur die Losung zum heiligen Kampf.

Denn seit Uri's Unschuld durch die Hoffart der Andern verführt worden war, erröthete von den Eidsgenossen Keiner mehr, an die Stätte der vertriebenen Herren und Vögte zu treten, und lieber Unterthanen und Leibeigene, als freie Mitbürger, zu haben. Zu Stans, wo ihnen der selige Nikolaus von der Flue erschienen war, gaben sie sich die Gewährleistung ewiger Herrschaft über das Volk gegen dessen Gewalt. Und wenn Toggenburg um Loskauf flehte,

verschmäheten sie ehrliches Lösegeld. Sie wollten den Unterthanen nur Freiheiten, aber nicht Freiheit gewähren. Darum dünchtete ihnen zuletzt derselben Tugend, Einsicht und steigender Reichthum furchtbarer, als offene Fehde mit Empörern.

Was jedoch die Hand schnöder Selbstsucht gebunden hatte, das mußte sie selber wieder lösen. Bald sah die Welt, mit Erstaunen, von den Schweizern das verachtet und verrathen, wodurch sie mächtig und ruhmreich geworden waren: den ewigen Bund und die Eintracht. Die Kantone vergaßen der ersten Liebe, strebten feindselig auseinander und gingen fremden Buhlen nach. Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürstenketten. Die genügsamen Söhne der Alpen verkauften um Mieth und Gaben das Blut des Volks nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Der mannhafte Geist der alten Staatshäupter verkrüppelte zu scheuen Rathsherrn-Regierungen. Sie machten den Angehörigen ihr eigenes Vaterland zum Staatsgeheimniß. Und als die Regierungen fast sämmtlich vom Volk abgefallen waren, da fiel das Volk von ihnen ab. Es ist noch nie ein Reich durch die Tugenden seiner Bürger untergegangen. Der alte Bund ging vielgebrochen unter.

Doch der Gott der Väter wachte in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein fruchtbarer Regen, so ging aus dem Weltsturm die Freiheit alles Schweizervolks. Und es wohnen heut, was nie vorher gewesen, auf einem Flächenraum von beinahe neunhundert Geviertmeilen, zwischen Leman und Bodensee, fast zwei Millionen Menschen, vertheilt in zweiundzwanzig Gemeinwesen, Alle Genossen der Freiheit. Zwar gegen die Fürsten der Welt ist auch der stärkste von den zweiundzwanzig Freistaaten schweizerischer Eidsgenossenschaft ohnmächtig und gering. Aber auch der kleinste derselben steht, im Bunde aller, unüberwindlich, so lange jeder Eidsgenoß ein zweites Grandson, Murten und Frastenz

weniger fürchtet, als eines Herrn Zoppo oder eines Bischofs Schinner List und Gold.

Nicht aus Deutschland, nich aus Welschland kommt der Feind, vor welchem das Schweizerherz zittert. Der furchtbarste Widersacher der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unserer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er ist's, welcher das Ansehen seines Ortes dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er ist's, welcher vor dem Schwert an der Hüfte des freien Volks, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Gesandten erschrickt. — Er ist's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschliesset die Rathsstuben und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben: so mögen wir wieder Herren und Meister sein, und die Knechte werden uns dienen! — Er ist's, welcher Mißtrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidsgenossenschaft, trotz Neuenegg und Rothenthurm, einst blutig verschwand.

Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger, denn alle Gewalt; und jedes Hauses Glückseligkeit steht nur sicher unter dem Gesetz der Freiheit; und die Freiheit Aller ist nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert. Der rechte Schweizeradel soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten. Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller

Haushaltungen liegen. Das große Rüst- und Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Verhandlung der großen Räthe und Landsgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidsgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerischer Selbstsucht verzehren.

Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Camogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft erfochten. Auf Grütli und unter dem Ahorn von Truns wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. — Wir kämpfen ihn noch, Eidsgenossen! — Und ihr, unsere Enkel, werdet ihn kämpfen über unsern Gräbern! — Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidsgenossen für Einen, und Jeder für Alle!

---

Berichtigung.

Seite 70, Zeile 14 lese man: Niklaus Thuet, statt Gutt.

# Inhalt.

Seite

